Rom.

Seine Vergangenheit, seine Gegenwart und seine Zukunft.

Aus dem Französischen: Le parfum de Rome

von

Louis Veuillot.

Bevorwortet

von

W. Molitor,

Domcapitular zu Speyer.

Erster Band.

(Mit besonderer Erlaubniß des Verfassers in das Deutsche übersetzt.)

Speyer.

Verlag von A. Bregenzer's Buchhandlung.

1862.

Buchdruckerei von Daniel Kranzbühler in Speyer.

Selbst die hervorragendsten Geister sind und bleiben Kinder ihrer Zeit. Dieser längst bewährte Satz bewahrheitet sich auch wieder an dem Werke des berühmten französischen Publicisten, welches hier in einer deutschen Uebersetzung geboten wird. Louis Veuillot kämpft mit allen ihm zu Gebote stehenden Gaben und Mitteln gegen die falschen Principien der modernen Welt, welcher er einen unversöhnlichen Krieg angekündigt hat — und gewiß mit allem Recht, wie nicht minder mit entschiedenem Erfolge. Dennoch trägt seine Schrift so ganz das Gepräge unsers Jahrhunderts. In ihrer Form — und wir gestehen ihr nichts desto weniger eine vollendete, sichere Meisterhaftigkeit zu — mit ihrer skizzenhaften, fragmentarischen Flüchtigkeit, mit ihren blendenden Lichtern hart neben den tiefsten Schatten, mit ihrem völligen Verzichtleisten auf ein äußerlich abgerundetes Ganze, spiegelt sich treu das Jahrhundert der Schienenwege und Telegramme ab, das Zeitalter der organisirten Revolution und der Panzerschiffe. Welch ein Unterschied in diesem Gepräge der Schreibart zwischen dem genialen Publicisten Frankreichs aus dem neunzehnten Jahrhundert und der

altklassischen Periode des siebzehnten, auf welche der Franzose, ohne Zweifel in voller Berechtigung, mit seinem ganzen Stolze hinblickt.

Es macht aber unserer deutschen Gründlichkeit wenig Ehre, wenn wir, wie es schon geschehen, an einem solchen Werke mit einer gewissen Geringschätzung vorübergehen. Das Werk ist kein deutsches, es ist eben ein französisches, wie schon der unübersetzbare Titel des „parfum de Rome" zur Genüge beweist. Aber uns bedünkt, wir Deutsche sollten uns nirgendswo den uns schon so oft zugesprochenen Ruhm selber schmälern, die größten Kosmopoliten zu sein, und an andern Nationen Jegliches unbefangen und neidlos anzuerkennen und zu würdigen, was Anerkennung verdient und gediegenen Werth hat. Vor Allem aber müssen wir Katholiken Deutschlands solche Kosmopoliten sein. Denn diese den Deutschen nachgerühmte Eigenschaft findet weit mehr noch, als in nationalem Charakter, in der katholischen Weltanschauung ihre eigentliche tiefere Grundlage. Die Kirche allein, die katholische Kirche, bildet diese Weltbürger im richtigen Sinne des Wortes, wie sie hinwieder allein die Nationalität im rechten Sinne versteht.

Stellen wir uns aber auf diesen Standpunkt, so werden wir dem Werke Veuillots unsere volle Anerkennung nicht versagen können. Wir haben den berühmten Verfasser einen Publicisten von Fach genannt. Er ist es vollkommen, aber er ist noch mehr. Ob er je eine Zeile in gebundener Rede geschrieben, wir wissen es nicht: dennoch ist er ein geborener Dichter, welchem eine unerschöpfliche Phantasie zu Gebote steht. Er ist Epiker, und weiß die Kunst der Schilderung

zu handhaben, die mit wenigen sichern Strichen das ganze Bild gibt; er ist Dramatiker, welchem die fein charakterisirende Wendung des lebendigen Dialogs vollkommen geläufig ist. Nur einer solchen Begabung konnte es gelingen, ein Werk, wie das vorliegende, zu vollenden, und dabei die Spannung und das Interesse des Lesers nicht nur durch die beiden Bände hindurch festzuhalten, sondern sogar zu steigern. Daß dieses dem Verfasser in vollem Maße gelungen ist, halten wir bei dem gewählten Stoffe für den größten Beweis seiner unbedingten Meisterschaft in der Darstellung.

Zu dieser in ihrer Art vollendeten Form tritt aber als Inhalt, welchem sie dient, nicht irgend ein politisches System, oder die Tendenz irgend einer Partei. Es ist die Wahrheit, die Wahrheit in der katholischen Kirche, es sind die Grundsätze des göttlichen und menschlichen Rechtes, wie sie auf jener beruhen, was uns der Verfasser darbietet, indem er in die Geschichte zurückgreift, die Gegenwart schildert, beklagt und geißelt und mit den Blicken eines Sehers in die Zukunft dringt. Daß er dieß von der Höhe des Vaticans und des Capitols herab thut, erweitert seinen Gesichtskreis, gibt seinen großen ernsten Gedanken den würdigsten Hintergrund, und macht die Schrift gerade für die Gegenwart in erhöhtem Maße anziehend und lehrreich. Wir werden dabei dem Verfasser nicht zumuthen, daß er keine individuellen Anschauungen habe, so wenig als er seinen Lesern die Anforderung stellen wird, ihre persönliche Auffassungsweise der seinigen unbedingt zum Opfer zu bringen. In der Kirche ist auch in dieser Beziehung die wahre, richtige Freiheit der Gedanken. Wer das Depositum

göttlicher Gedanken in der Kirche nicht antastet, der genießt im Uebrigen der rechten Freiheit; sowie der Erbe des Hauses dann den vernünftigen Gebrauch von seiner Freiheit macht, wenn er die Erbschaft weder verschleudert noch verschlechtert. Veuillot's Buch wird es uns auf's Neue klar machen, wie groß unser gemeinsames Erbe der Wahrheit in der Kirche ist, und wie unsäglich lächerlich der Vorwurf Jener, welche da noch immer der Kirche den Vorwurf machen, sie beschränke die geistige Freiheit. Die unendlich armen Leute! Sie kommen noch immer nicht aus der Rolle des Marquis von Posa heraus, und verlangen noch immer von dem selbstgeschaffenen Gespenste des geistigen Absolutismus ihre „Gedankenfreiheit" — und die Gallerieen des Hauses dröhnen unter dem freiheitstrunkenen Zuruf der klatschenden Menge! —

Veuillot's Werk ist natürlich polemisch. Wer am Krater eines Vulcans einen reizenden Park mit duftendem Grün, während des Sturmes auf dem Meere in der Cajüte behagliche Ruhe, wer in der beschossenen Festung Spaziergänge und Unterhaltung im Freien verlangt, der darf und wird dieses Buch natürlich alsbald bei Seite legen. Wir aber glauben, daß mit der Polemik, wie sie in diesem Buche geführt wird, ein Weg gezeigt ist, wie heute zu Tage für die gebildete Welt oder, wenn man lieber will, für das große Publikum, die katholische Wahrheit dargelegt und vertreten werden soll. Veuillot ist auf diesem Gebiete ganz originell und beurkundet darin seine bewunderungswürdige Genialität. Möge — wie oft ist uns bei diesem Buche der Gedanke gekommen! — auch für Deutschland ein solches Schwert blitzend aus der Scheide fahren!

Das Buch hat in Frankreich einen seltenen Erfolg gehabt. Wie nicht anders zu erwarten, wurde ihm daneben die Ehre der erbittertsten Anfeindungen zu Theil. Wir hoffen, daß ihm auch in Deutschland Anerkennung werde; an Tadel und Herabwürdigung wird es ihm ohnehin nicht fehlen. Aber wenn es nur etwas dazu beiträgt, über die Kirche und Rom, über die jetzige Weltlage und die Zeichen der Zeit zu verständigen und aufzuklären, wenn nur Einige durch dasselbe aus dem wirren Taumel der Gegenwart aufgeweckt und zum Lichte der Wahrheit hingeführt, nur Einige dadurch begeistert werden für die eine Kirche, deren Einheit verkörpert ist im Stuhle Petri, so läge des Segens schon genug auf dieser Arbeit.

Speyer am Feste der h. Catharina von Siena 1862.

W. Molitor.

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.

Die

Reize der ewigen Stadt.

Rom! Du geheimnißvoller Name! Seitdem Du Dich emporgeschwungen über die Völker, hat Dich keine Zunge ausgesprochen ohne Haß oder ohne Liebe, und noch ist es unentschieden, wer den Sieg davon getragen, ob die Gluth des Hasses, ob die Gluth der Liebe. Während die Geister der modernen Welt in ihrer Eitelkeit sich schmeicheln, Alles zu gängeln, Alles zu versöhnen, setzt der Haß gegen Rom und die Liebe für Rom den alten Kampf fort, der heißer entbrennt, als je.

Der Haß vergießt Ströme von Blut, Thränen in Fülle sind in seinem Gefolge; die Liebe ist unerschöpflich in Opfern. Dieser Kampf wird erst an der Schwelle der Ewigkeit enden, wo die Liebe Siegerin bleiben wird. Scheinbar siegreich bis dahin, ist der Haß bereits besiegt. Das ist schon die Niederlage des Hasses, daß er hartnäckig trotzt, daß er vergeblich jenen Sieg des Todes verfolgt, der ihn von dem Gegenstande seiner Erbitterung befreien, ihn selber

aber vernichten müßte. Rom wird nicht untergehen, sein Ruhm wird stets wie eine drückende Bürde auf den Schultern seiner Feinde lasten.

Wer mag je von Rom mit der Gleichgültigkeit sprechen, mit welcher man von Berlin, von London, selbst von Paris spricht? In Rom wird stets eine geheime Triebfeder der Liebe oder des Hasses wirken, wie sie an keinem Orte der Erde ihres Gleichen findet — Roma, die Triumphirende, die Beherrscherin der Völker! Sie herrscht für Gott oder für Satan, aber sie herrscht. Die Welt liegt ihr zu Füßen und sie zermalmt sie; sie reißt sie wieder empor und zwingt sie, sich Gott zuzuwenden.

Das ist Rom, welches die Erde sich botmäßig gemacht und vom Fleisch und Blute der Menschheit sich genährt hat. Das ist Rom, welches das Menschengeschlecht wie ein krankes Kind in die Arme genommen, es in die gesunde Luft der Höhen getragen und es mit dem Fleische Jesu Christi, des lebendigen Gottes, genährt hat.

Gott sei gepriesen! Ich gehöre zu jenen, welche Rom aus dem Abgrunde gezogen, krank, zermalmt unter den Füßen des ewigen Todes. Seine lichtspendende Hand hat mich zu himmlischen Höhen emporgehoben, seine mütterliche Hand mich in der himmlischen Luft gebadet, seine heilige Hand mich mit himmlischer Speise genährt. Ja, ich gehöre zu denjenigen, welchen Rom das Leben gegeben und die ihm dafür mit Liebe entgelten.

Ich kam nach Rom, bevor ich noch wußte, daß ich nur den Tod dahin mitbrachte und das Leben dort finden würde, ja, bevor ich auch nur ahnte, was Tod oder Leben sei. Als ich aber jenes hehre Rom zum erstenmal erblickte, als ich seinen unerklärlichen geistigen Duft eingesogen hatte, da, wie durch Instinkt, den ich früher nicht kannte und der besser war, als ich, da fühlte ich, daß ich lieben konnte, lieben würde.

Worin besteht aber wohl dieser geistige Duft, diese Würze Roms? Keine Alchymie vermag sie auszuscheiden, dem berechnenden Verstande entgeht sie; sie zu fühlen, bedarf es einer Seele. So wie das Christenthum Rom hergestellt, mit Allem, was es dort Neues geordnet und Altes gelassen hat, ist Rom die Stadt für die Seele. Rom führt eine Sprache, wie sie jede Seele, nicht aber das Bruchstück derselben, der Verstand, erfaßt.

Völlig unfähig aber, Rom zu verstehen, ist jener alberne, platte Thor, der sich Schöngeist nennt. Er versteht die Worte nicht, in welchen Rom sich an die Seele wendet, er verhindert die Seele, sie auch nur zu hören. Seinem Blicke entgeht Roms königliche Schönheit, die seinen Spott erregt. Angesichts einer solchen Majestät hascht er nach armseligem Witze und verzerrt das Angesicht.

Die Schöngeisterei ist nicht der Haß selber; sie ist viel weniger, als der Haß! Sie ist nur der Knecht des Hasses, der sie benützt und verachtet. Sie dagegen fürchtet ihn und ist deßwegen sein Sclave. Sie kläfft, sie wedelt, sie versucht die Zähne, sie ist unaussprechlich entzückt über ihre Talente. Rom gibt sich gelassen für ihre Kunststücke her. Gibt es doch dort so viel Verehrungswürdiges, so viel Heiliges! Sieht man doch dort so viele Betende auf den Knieen!

In den Verwaltern der göttlichen Geheimnisse erblickt der Schöngeist nur menschliche Schwächen. Er bemerkt den Zahn der Zeit auf dem Marmor, die Warze auf dem Angesichte und spricht: Hier ist nicht Gott! Er feiert seinen Triumph, wenn er inmitten des Volkes, das auf den Knieen liegt, aufrecht steht; er summt eine Opernarie beim Chorgesange und reckt breit die Stirne empor, wenn der Segen gegeben wird.

Dem Segen ruft er entgegen: Gehe und suche minder erleuchtete Köpfe: die Hand, die dich gespendet, ist nur eine sterbliche! So stolzirt der Schöngeist durch die heilige Stadt und bläht sich auf tanquam pullus onagri. Ein Schöngeist wenigstens in jedem Jahrhunderte hat sich zur Aufgabe gesetzt, Rom verächtlich zu machen. Im letzten kam er von Dijon — der gelehrte Präsident von Brosses. Von ihm stammt der Affe ab, der gegenwärtig seine Cabriolen macht, den ich aber nicht nennen will.

Einige Jahre nach diesem witzigen Präsidenten pilgerte ein anderer Zweifler, von einer langjährigen, heißen Sehnsucht getrieben, aus Deutschland heran. Auch er war ein Mann von Geist und Wissen, dem es nicht an Stolz mangelte, und überdieß ein Kind des Protestantismus. Hat er sich wohl dem Chore der Affen beigesellt? Nein, ihn leitete ein anderer Genius.

Seine Seele war verengt vom Protestantismus, vom Stolze eingenommen, in den Fesseln der Sinne. Aber der Genius führte ihr weithin leuchtende, gewaltige Strahlen zu, und jetzt flog dieser gefangene Adler mit dem Blicke, und durchkreiste einen endlosen Horizont. Er hieß Johann Wolfgang Göthe. Sein Name hat einen vollern und nachhaltigern Klang, als jener des Präsidenten aus Dijon.

Er zählte fast vierzig Jahre, war schon der große Göthe und glänzte bereits in der Frühreife seiner Werke und seines Rufes. Hören wir ihn von Rom sprechen. Er schreibt an seine Freunde in Deutschland, und wirft ihnen in rhythmischer Skizze zerstreute Gedanken hin, woraus sich später Mignons Lied gestaltete:

„Als ich Euch mit Leib und Seele im Norden gefesselt, alle Anmuthung nach diesen Gegenden geschwunden sah, konnte ich mich entschließen, einen langen, einsamen Weg zu machen und den Mittelpunkt aufzusuchen, nach dem mich ein unwiderstehliches Bedürfniß hinzog.“ —

„Ja, ich war krank. Meinem Verlangen mußte Genüge geschehen. Jetzt aber werden mir Freunde und Vaterland wieder lieb.“ —

„Im Fluge durchreißte ich die Städte. Von dem Verlangen getrieben, Rom zu sehen, konnte ich nirgends sonst Halt machen. — Zu Florenz verweilte ich blos drei Stunden.“ —

„Alle Träume meiner Jugend seh' ich nun lebendig; — Alles ist, wie ich mir's dachte und Alles neu. Ich habe keinen ganz neuen Gedanken gehabt, nichts fremd gefunden, aber die alten sind so bestimmt, so lebendig, so zusammenhängend geworden, daß sie für neu gelten können.“ —

„Da Pygmalions Elise, die er sich ganz nach seinen Wünschen geformt und ihr so viel Wahrheit und Dasein gegeben hatte, als der Künstler vermag, endlich auf ihn zukam und sagte: „Ich bin's!“ — wie anders war die Lebendige, als der gebildete Stein!“ —

Göthe verließ Rom mit einem Gedanken, der ihn erschreckte, daß er es nämlich nie wiedersehen werde. Es ist der gewöhnliche Schmerz aller, die es in Wahrheit gesehen haben — ein theuerer Schmerz, der Nachtviole, der Blume der Erinnerung, gleich, die sich trauernd nur im Schatten erschließt, aber so wunderschön ist, daß man das Herannahen des heitern Tages fürchtet, der ihren Kelch schließen, und den Hauch des Glückes, der ihren Wohlgeruch wegführen müßte.

„Ach! rief er aus, Rom ohne die Hoffnung zu verlassen, je wieder dahin zurückzukehren! Nur der vermag das Weh zu begreifen, der es selbst gefühlt!“ Er lieh Ovid's elegische Weise und die Distichen des, in der Verbannung schmachtenden, Dichters hallten unabläßig in seinem Herzen wieder.

Dennoch wollte Göthe den in ihm lebenden Gefühlen in eigenen Worten Ausdrücke geben. Er fand seine Freude darin, seinen Schmerz zu schildern. Auf dem Wege nach Rom vermochte ihn nichts aufzuhalten, auf der Heimkehr nichts ihn aufzuheitern; er berauschte sich in seinem Leide.

In jenen prachtvollen, reizenden Gärten zu Florenz ganz seiner Qual hingegeben, schuf er die Scenen des Tasso. „Daher, sagte er, der wehmüthige Hauch, der durch das ganze Gedicht hinweht, der Hauch einer leidenschaftlich erregten Seele, die sich zu unwiderruflicher Verbannung verurtheilt sieht.“

Das ist gewißlich genug, um den possierlichen Präsidenten aus Burgund und den zum Ruhme der Gegenwart aus seinem Safte hervorgegangenen Affen, den ich nicht nennen mag, in Erstaunen zu setzen!

Ehrte und liebte Göthe also Rom so sehr, daß ihm in der Ferne der Gedanke an diese Stadt genügte, um alle Klagen der Verbannung im eignen Herzen wach zu rufen? O Affe, löse mir diese römische Frage.

Dennoch blieb Göthe's Blick von einer dichten Hülle umdunkelt; das wahrhafte Rom hatte er nicht kennen gelernt. Er hat dessen geistigen Wohlgeruch nach Art jener Ungeweihten gekostet, die sich in unsere Tempel einschleichen und den lieblichen Duft des Weihrauchs einschlürfen, die aber nicht wissen, daß, wie die erhebenden Klänge der Hymnen und die von Gold schimmernden Gewänder, so auch die Wolken des Weihrauchs Gebete sind.

Er war Heide ganz und gar. Er sang sich die armen Verse Ovid's ab, und bei den Gottheiten des Capitols beurlaubte er sich. Die große Roma, heute noch die gekrönte Gebieterin der Welt, die geistige und göttliche Roma, unsere Liebe und unsern Ruhm, sah er kaum mit flüchtigem Blicke an: er wußte kaum, daß sie vor seinen Augen war. Sie in ihrer Fülle zu schauen, ist nur dem Auge der Einfalt und des Glaubens gestattet. Wie Gott, der in ihr waltet, gibt sie sich nur dem Demüthigen kund, verbirgt sich aber dem Stolzen. Der hoffärtige Sinn durchkreuzt Rom nach allen Richtungen, verweilt dort längere Zeit und entdeckt es dennoch nicht. Glücklich ist er, wenn er aus dem segensreichen Einflusse, den es auf ihn ausübt, auch nur sein Vorhandensein zu ahnen lernt.

Aber der Pilger, der von Ferne schon vor der St. Peterskuppel, die mit dem unvergänglichen Kreuze geschmückt ist, auf die Kniee sinkt, der mit seiner Stirne den Boden der heiligen Orte berührt, der Sohn der Kirche, der dem Cäsar wohl eine Erinnerung

schenkt, aber gekommen ist, um Petrus zu ehren, der ist Roma's ächter Gast, zu ihm spricht es, und er liebt es.

So wie das väterliche Haus dem Kinde offen steht, so wird er Rom erschlossen finden. Er hat den Schlüssel zu seinen Geheimnissen in der Hand; ihm rauschen seine heiligen Klänge; er genießt mit vollen Zügen den unvergleichlichen Reiz seiner geistigen Schönheit. Er versteht Alles zu Rom, er liebt Alles, und wie einen theuern Schatz bewahrt er das Bewußtsein und die Wonne dieser Liebe.

Ohne Wunsch wie ohne Zweck war ich zum ersten Male nach Rom gekommen. Man hatte mir gesagt: „Du wirst das Capitol und den Vatican, das Grab der Cäcilia Metella und die Katakomben, auf dem Corso die Carnevalsfeste und in der Basilika des heiligen Petrus die Osterfeierlichkeiten sehen.“ Was lag mir an all' Dem? Mir selbst aber hatte ich gesagt: „Mich wenigstens werde ich doch einige Tage lang nicht sehen!“

Ich irrte in Rom umher; man hatte mir gesagt, was ich Alles sehen würde, und ich sah von allem dem nichts. Meine Augen schauten, meine Hände betasteten, aber meine Seele wußte nichts davon, mein Gedanke bewahrte keine Erinnerung daran. Jene geistigen Wohlgerüche Roms umdufteten meine

Seele und entzogen ihr die äußere Welt. Wenn der Abend kam, wußte ich nicht mehr, womit ich den Tag zugebracht hatte; aber jene Wohlgerüche dufteten fort.

Ich labte mich, manchmal nicht ohne eine Art von Angst, an der mich beschleichenden seltsamen Empfindung, der unaussprechlichen Würze, die aus allen Dingen mir entgegen duftete, die mir aber bis jetzt diese Dinge noch nie zugeströmt hatten. Was war das für ein geheimnißvoller Reiz, der meine tiefste Seele überwältigt, ohne den Weg der Sinne zu nehmen? Es war mir, als spräche eine Stimme in mir, als strahlte in meinem Geiste ein Licht auf, welches mich hinderte, zu sehen und zu hören, was um mich her vorging.

Es war dieser Geist Roms, den ich athmete, ein Gewand Gottes, in welchem er sich zu gleicher Zeit barg und sich kund gab. Ich folgte diesem Gotte, ohne ihn zu kennen, noch zögernd und schon besiegt; ich folgte ihm auf der Spur dieser geistigen Wohlgerüche, fernab von den Pfaden, die ich bisher gewandelt. Bald erkannte ich, daß ich wirklich eine Sprache vernahm: es war die Sprache Roms und die Sprache Gottes.

Und dann erkannte ich jenes Licht, welches alle äußeren Dinge in Schatten gestellt hatte, als das wahre Licht, von welchem die Dinge ihre wahre, meinen Blicken bisher verborgene, Gestalt bekamen; und dieses Licht Roms war das Licht Gottes. In

dieser wunderbaren geistigen Atmosphäre, in dieser Sprache, in diesem Lichte fand ich, was ich bis dahin weder suchte, noch kannte: Gott, Rom und mich selbst.

Mit dem Hochmuthe eines Sohnes der Neuzeit hatte ich zu mir gesagt: Ich werde den Papst sehen! — als ob es sich um nichts weiter handelte, als um einen Priester, höchstens einen Fürsten, jedenfalls um einen Sterblichen. Aber, Dank dem Herrn, als ich die Treppe des Vatican hinanstieg, war ich schon auf den Knieen gelegen, war ich durch das Bad der Buße gegangen. Die Hoffart und der Schmutz der Neuzeit lagen weit hinter mir.

Ich war nun ein Mensch der alten Zeit geworden, ein Mensch der Taufe, der Sohn der alten Kirche, die allen Zeiten vorausgegangen ist, alle Zeiten erfüllen, alle überleben und, nach Verlauf aller Zeiten, die Ewigkeit erfüllen wird. Ich war jener Mensch geworden, den Gott in Adam geschaffen, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und das ewige Leben zu erlangen.

Ich war jetzt der Erbe jener Verheißung, die so lange von der Welt vergessen, für so viele alte Weisen erneuert, von so vielen Aftergelehrten verkannt und von so vielen Aftergrößen verschmäht war. Ich hatte sie errungen jene Verheißung, sie war mein Eigen,

und in ihr besaß ich meine Seele und mein Königreich. In der königlichen Stadt und in dem heiligen Hause galt ich nicht mehr als ein Neugieriger, nicht als ein Fremdling.

Ich war nunmehr ein Sohn der Stadt, ich konnte, ich mußte nach der Ehre streben, sie zu vertheidigen. Ja, noch mehr, ich war ein Sohn des Königs geworden und auf diesem heiligen Boden, in diesem Pallaste selbst bewohnte ich mein Erbgut. Ich ging nicht dort hin, um irgend einen jener Menschen zu begrüßen, die sich ‚Gebieter' nennen lassen, weil sie einen goldnen Reif um die Stirne tragen, der sie so oft blendet und von roher Gewalt zertrümmert werden kann.

Ich ging zu dem, welchen Gott für das Amt der lebendigen Stellvertretung der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit, der lebendigen Stellvertretung des lebendigen Gottes ausersehen hat, zu dem, welchen Gott selbst geschmückt hat mit der ewig leuchtenden Krone, die nie von dem Aufruhre zertreten wird, nie in den Abgrund der Vernichtung versinkt. O Herr Jesu! so ist es denn wahr, ich bin ein Katholik!

Ich trat ein, nicht stolz, sondern mit Zuversicht; nicht dreist, sondern ruhig; nicht zitternd, aber ergriffen bis in das Innerste meiner Seele. Ich sah das weiße Gewand des erhabenen Greises. Acht Jahre schon trug Gregor die Tiara und noch stand er ungebeugt unter ihrer Last; acht Jahre schon führte seine Hand das Steuer im Sturme und

noch erhob sie sich rasch, wenn es galt, den Segen zu spenden.

Ich vergaß den Greis, den Gelehrten, den Fürsten, den Bischof; eine erhabenere Würde krönte dieses kräftige heitere Haupt, eine mildere Würde strahlte auf dieser, von Güte leuchtenden, Stirne. Vor dieser Würde, die unsterblich ist, warf ich mich nieder, vor dem Statthalter Jesu Christi, dem Stellvertreter der Liebe, und nannte ihn meinen Vater! Und Er neigte sich, um mir den Segen zu geben, und nannte mich: „Figliuolo" — mein Kind!

Er setzte noch Einiges hinzu, ich aber hörte nur dieses Wort. In diesem einzigen Worte hatte ich Alles gehört, Alles verstanden. Ich war jung, ohne Stand, ohne Vermögen, ohne Namen — ich war ein unbekannter Wanderer. Bei solchem Empfange, der mir, dem Geringen, von so Mächtigem zu Theile ward, vor der Milde dieser Majestät, vor der Lieblichkeit dieses Lächelns ward es mir klar, was es sei um die Würde des Christen.

Figliuolo, mein Kind! In einem einzigen Gedankenblitze lag mein ganzes vergangenes Leben vor mir. Ich erblickte mich einige Jahre früher in der ärmlichen Tracht der Dürftigkeit, und später, ärmer noch, im ganzen Elende der Seele. Wer aber, außer meinem Vater, hatte mir je diesen Namen und mit dieser Betonung und diesem Lächeln gegeben und von wem sonst hätte ich ihn angenommen?

„Mein Kind!“ Wie oft flammte seitdem dieses Wort plötzlich auf in der Tiefe meiner Seele, gleich einer Leuchte, welche die menschlichen Dinge in das rechte Licht setzte! In diesem Worte habe ich rasch und gründlich die Geschichte des Christenthums, die Geschichte der Menschheit kennen gelernt. Bevor Jesus Christus gekommen war, bevor es einen Papst gab, fehlte dieses Wort in der Welt und nicht einmal in der Familie wohnte ihm jene Milde inne und jener Nachdruck.

Nun begriff ich, daß das Menschengeschlecht nicht blos Herren und Gebieter, sondern auch einen Vater habe! Jetzt erkannte ich die tiefe Bedeutung jenes Symbols vom guten Hirten, auf welchem noch wenige Tage zuvor in den Katakomben meine Blicke gedankenlos weilten. Der gute Hirte geht seinem Schäflein nach, befreit es aus dem Dorngestrüppe und trägt es auf seinen Armen heim!

Wie manches angefeindete Recht hat nicht die Thatkraft dieses göttlichen Königthums unbeugsam aufrecht erhalten, wie oft hat sie nicht die Schwachen und Verfolgten muthig und liebevoll in Schutz genommen, welche Unzahl von Leidenschaften hat sie nicht beschwichtigt, wie manchen Aufruhr nicht gedämpft, wie manchen Uebermuth nicht niedergehalten und geheilt — dieses Königthum, welches dem Aermsten der Sterblichen zärtlich seine Blicke zuwendet und es mit den Worten begrüßt: „Mein Kind?“

Dreimal führte mich seitdem die Sehnsucht meines Herzens, die stets die Schwierigkeit zu überwinden wußte, nach Rom und in den Vatican. In Pius IX. fand ich, milder noch, aber nicht weniger fest, Gregors Majestät wieder. Von Neuem fühlte ich die Nähe des Vaterherzens, von Neuem klang mir der Name: Sohn! entgegen. Einst mußte ich um Gerechtigkeit bitten, und der Richter, der sich ebenso aufmerksam, als der Vater gütig erwies, hat mein bescheidenes Recht gewahrt, welches eine mächtige Hand angetastet hatte.

Ein andermal von der Gewalt erdrückt, unter ihrem Drucke noch beschimpft und hilflos gegen sie, aber, Gott sei Dank, nur so mißhandelt, weil ich meine Pflicht erfüllt hatte, trat ich, trauernd, weil ich mich unnütz fühlte, dennoch aber ruhig, wie der verwundete Soldat, wiederum vor den Statthalter Jesu Christi.

O Himmel! Unter Seiner segnenden Hand auf die Kniee niedergesunken, vernahm ich aus Seinem Munde das Wort, das meiner Wunde Balsam war, das sie zu meinem Stolze machte. Seine geheiligten Lippen sprachen: Beati, qui persecutionem patiuntur propter justitiam: quoniam ipsorum est regnum coelorum. Ja, diese Worte tönten in mein Ohr; sie werden stets meine Freude, mein Ruhm sein.

Noch glücklicher war ich darüber, daß bei dem Anhören dieser göttlichen Worte meine Seele sie auf Ihn selber anwenden durfte. Ja! glückselig Du,

heiliger Vater! Du, Gerechter, verrathen, gegeißelt und gekreuzigt! Du, Hüter und Vertheidiger der Gerechtigkeit, der Du ihrethalben so herbe Verfolgungen erduldest!

Du fühlst Dich glücklich auf Deinem Calvarienberge, wo Du für die Gerechtigkeit kämpfest und nicht zu leiden fürchtest; denn Du weißt es, daß die Gerechtigkeit siegen wird, weil Du kämpfest. Uns aber, wenn wir Deine gefesselten Füße küssen, wenn wir Deine gebundenen Hände auf unsern Häuptern fühlen, uns ist es, als träufle das Blut des Kreuzes in unsere Seelen.

Der schmerzliche Anblick Roms, hier Gefangenschaft und Verwirrung, dort Undank und Aufruhr, überall Vergewaltigung und die harmvolle, an Golgatha erinnernde Majestät des Vaticans, — all' diese erschütternden Scenen und gräßlichen Bilder zerreißen unsere Herzen, entmuthigen uns aber nicht. Wir wissen, die Gerechtigkeit wird siegen, wir wissen, Rom bleibt Dein.

Petrus hat es für Jesum Christum dem Satan abgerungen; jetzt ergreift eine, menschlicher Würde und Freiheit feindliche, Rotte die Waffen, um dem Petrus Rom zu rauben und es dem Satan zurückzugeben. Dann aber müßte mit Petrus Jesus aus Rom verbannt werden! Der Feind würde den geheiligten Boden umwühlen und verheeren, die Gebeine der Märtyrer aus ihren Gräbern reißen und die Tempel zerstören!

Die Raserei ihrer gewaltthätigen und unreinen Hände würde Rom all' der Schätze berauben, welche das allgemeine Erbgut der Kinder Christi sind, und zugleich würde sie es entehren mit den gleißenden Monumenten und dem Afterprunke ihrer Rohheit und Verkommenheit, sie würde es mit Casernen, mit den Stätten sündiger Lust und Theatern versehen, und einen Thron darin aufrichten, der von Spionen und Soldaten umringt wäre.

So verlöre Rom seine geistigen Reize, die zum Leben in Gott hinführen, so verlören die Seele und die Freiheit des Menschen ihr kostbarstes Asyl, so müßte die Menschheit die Frage aufstellen, wo ihr Hirte wohnen solle, und wir würden alle in Rom Fremdlinge und wären unsers Erbguts beraubt. Und diesen König, den ein Jeder Vater nennt, der Allen „Mein Sohn!" zuruft, sollte das feige Menschengeschlecht entthronen lassen!

Glauben wohl die, welche dieses Werk der Hölle auszuführen gedenken, damit zu Stande zu kommen? Ich, meinerseits, glaube es nicht. Entgegnen sie mir, daß sie List und Gewalt genug besitzen und daß die Menschen ohne Gott nicht blos wilde Thiere, sondern vor Allem feige Thiere seien, so erwiedere ich: Und dennoch hat Gott das Menschengeschlecht sich erkauft.

Mögen sie auch Rom in ihrer Gewalt haben, es ausplündern, besudeln, nach ihrer Art verschönern, das ist möglich, und sie werden es thun, wenn die Welt diese Strafe verdient hat und Gott es zuläßt.

Aber es lebt ein Gott, der Gott ist, und dieser Gott ist Vater. Er wird den Papst der Welt und Rom dem Papste wiedergeben.

Aber Rom, nicht zum ersten Male an Einwohnern verwaist, und in einen Trümmerhaufen verwandelt, wird sich wieder bevölkern, wieder erbauen; die Schöpfungen der Neuzeit werden fallen oder ihre Mängel beseitigt werden. Eine Windsbraut wird sich erheben und den armseligen kleinen Thron in die Weite schleudern und mit ihm, was man darauf gestellt und was man um ihn hergepflanzt, um ihm zu Glanz und Dauer zu verhelfen.

Unsere späten Nachkommen aber werden in Rom alle jene geistigen Reize Roms wiederfinden, die Würze der Wissenschaft und der Heiligkeit, sie werden Roms geheimnißvolle Sprache wieder hören, so lehrreich und so beredt, die ihnen wiederum die Weltgeschichte und die Geschichte des eigenen Herzens erklären wird. Und, wie wir, werden sie, von welcher fernen Küste sie auch hergepilgert, Bürger der Stadt und Kinder ihres priesterlichen Königs sein, und wenn sie diesen Fürsten, der der Träger eines unsterblichen Amtes geworden, sehen werden, wird ein Jeder von ihnen, so gering er auch sei, Ihn: „Mein Vater!“ grüßen und Er wird ihm antworten: „Mein Sohn!“

Gott des Himmels und der Erde, der Du gleichsam zwischen beiden Rom als die Stätte auserkoren hast, wo Du gnädig zu uns Dich herabläßest, und wir hinanzusteigen vermögen, um Dir zu begegnen,

auf daß es schon auf der Erde uns vergönnt sei, einen tiefen Blick in Deinen Himmel zu thun, Dich zu schauen mit unsern Augen, mit unsern Händen zu berühren, mit unsern sterblichen Ohren wie einen Laut Deiner Stimme zu vernehmen. —

Gott des Himmels und der Welt, Gott der Armen, der Schwachen, der Unwissenden, Gott der Barmherzigkeit, der Du in uns heiliges Verlangen erschaffst und es erfüllest, sei gepriesen, daß Du mich nach Deinem Rom gerufen, daß Du mich mit seiner geheimnißvollen Anmuth gelabt, meinen Geist seinem Worte erschlossen, meine Augen in seinem Lichte geläutert und erleuchtet hast! Denn dann erst habe ich den Himmel kennen gelernt, die Welt, mich selbst und Dich!

I. Buch.

Der Weg.

I.

Maschine und Geist.

Schon auf dem Wege nach Rom sind wir in Rom; wir athmen schon seine wohlthuende geistige Atmosphäre, sobald die liebe Reise dahin beschlossen ist. Ich gehe nach Rom! sagt man nicht in der Weise, wie wenn eine Reise nach einem andern Orte beschlossen wird. Man betont dieses Wort ganz anders; auf dem Wege nach Rom empfängt der Geist ganz andere Eindrücke.

Endlich sind wir auf dem Wege, voller Jubel und beladen mit den frommen Aufträgen und Wünschen der Freunde und Verwandten. Es sind das die Botschafter des christlichen Herzens an die lieben Heiligen, auf deren Gräbern wir beten sollen. Wir reisen der Sonne, dem Gebete entgegen; was mich betrifft, ich weiß auch, daß wir der Freiheit entgegen ziehen.

Eine solche Freude darf wohl mit einiger Mühseligkeit erkauft werden. Ehemals zog der Pilger, Lieder zum Lobe Gottes singend und sein Gewissen erforschend, von Kirchspiel zu Kirchspiel; er trug die Last des Tages. Wie oft klopfte er nicht bei der Barmherzigkeit an um ein Lager und einen Bissen Brod.

Ja! Sie waren wirklich Herren ihres Lebens und ihrer selbst, diese Menschen von Ehemals, und wirklich Herren der Zeit. Die Zeit war ihr Eigenthum, sie verfügten darüber, sie verschwendeten sie. Sie gönnten dem Gebete, dem Studium, der Muse, Zeit. Sie waren reich genug an Zeit, um zu Fuße zu reisen!

Wir Glückliche von Heut zu Tage, wir sparen unsere Zeit. Die Zeit ist Geld. Wir müssen die Schnellzüge nehmen, in fieberhafter Hast uns überstürzen; wir verschlingen gleichsam den Weg, um nur auf die Minute zurück zu sein und die Arbeit, die Geschäfte, die Jagd nicht zu versäumen und um im Gelde wühlen zu können.

Man hängt uns an die Locomotive. Nein, nie werde ich mich für diese gewaltthätige Maschine begeistern, nie werde ich ihren Qualm, ihr Schnauben, ihren rasenden und doch sklavischen Lauf über die zerfleischte Erde hin liebgewinnen! nie wird sich mein

Auge an die einförmigen Automaten gewöhnen, die das Ungeheuer bedienen.

Ich hasse seine Schnelligkeit, diese Schnelle raubt mir auf der Reise die Sehnsucht und läßt mir nur die Ungeduld zurück. Es behagt mir schlecht, so fortgerissen zu werden, den Befehlen der Pfeife und der Fahrordnung unterthänig zu sein und überall nur das Bild der Knechtschaft, mich selbst aber wie unter dem Joche zu erblicken.

Die Eisenbahn ist der trotzige Ausdruck der Verachtung der Persönlichkeit und der Vernichtung der Freiheit. Nichts stellt die Demokratie getreuer dar. Ich bin kein Mensch mehr, sondern ein Waarenballen; ich reise nicht, ich werde spedirt.

Zu beiden Seiten des Schienenweges erheben sich die Pfähle des elektrischen Telegraphen. Ihr meint, Eure Gedanken wandern mit der Schnelligkeit des Blitzes darauf hin? Wie sehr seid Ihr im Irrthume: Auf ihm reisen nur die Börse und die Polizei! Ich aber sage Euch, daß an diesen Pfählen die Freiheit erhängt wird.

Sehe ich die Eisenschiene, auf der ich dahin eile, und den noch schneller wirkenden Eisendraht über mir an, so fallen mir die Worte der Schwalbe ein:

„Seht ihr den Faden, der die Luft durchstreicht?"

Ihr armen kleinen Fortschrittsvögel, leset La Fontaine. Jenes Fädchen wird zum Käfig. Hütet Euch vor der Bratpfanne!

Ja, ja, zweifelt nicht daran, denn bald könnt Ihr

am Abend zu Paris erfahren, wie der Stand an der Börse zu Peking des Tages über war. Bald auch wird zu Paris und zu Peking derselbe Wille Herr sein, und er wird am Morgen zu Paris Verordnungen erlassen, welchen Ihr ohne Widerrede am Abend gehorchen müßt, wenn Ihr selbst in Peking wäret.

Dieser Wille wird sich vor Allem die Aufgabe setzen, Euch den Nacken zu beugen, ohne sich weiter um Euere Gedanken zu bekümmern. Er wird nicht sagen: Gehorche oder stirb; diese Redensart ist viel zu gelehrt und zu herablassend. Gehorche, das ist viel telegraphischer — und das Uebrige findet sich von selbst.

Unser Freund Coquelet (eigentlich möchte ich wissen, warum er mit uns nach Rom geht?) liebt leidenschaftlich die Photographie, die Stenographie, die Elektrographie. — „Das sind Wunder“, sagt er; „wenn ich daran denke, so gerathe ich in Begeisterung. Ich wünsche mir, um sie nach Gebühr zu feiern, das Genie eines Babinet.“

„Endlich ist der menschliche Geist Meister geworden der Naturkräfte. Vermittelst ihrer verdoppelt, verzehnfacht er das Leben. Was sag' ich? Wir erleben ja in einem Jahre mehr, als unsere Väter während eines ganzen, langen Daseins!“ Coquelet will mich

an meiner schwachen Seite fassen und fährt daher also fort: „Denken Sie sich einen beredten Priester.“

„Er kann an einem Tage in drei, in vier Städten predigen. Die Stenographie nimmt seine Reden auf, die Telegraphie befördert sie, die Photographie endlich vervielfältigt sie, und so können seine Reden in einer Woche in allen fünf Erdtheilen wiederhallen. . . Sie sehen das nicht ein, Sie läugnen das?“

— O Coquelet! ein Redner, der fähig wäre, in einem Tage drei Reden in drei verschiedenen Städten zu halten — wo sollte er die Zeit hernehmen eine gute Rede abzufassen? Der Gedanke macht sich Flügel, um dem Lichte zuzueilen; aber diese Flügel wachsen ihm nur langsam, er muß dabei zu Fuß gehen. —

Der Gedanke hat wenig mit dem Stegreifredner zu schaffen. Ich habe nicht gelesen, daß Thomas von Aquin an einem Tage an drei verschiedenen Orten predigte, nicht einmal, daß er es alle Tage an demselben Orte that. Der heilige Dominicus, der heilige Vincenz Ferrerius, der heilige Bernhardin von Siena gingen zu Fuß predigen.

Nicht dann ist ein Redner gewaltig, wenn er schnell von einem Orte zum andern läuft, sondern dann, wenn er es verdient, daß man ihm zueilt. Aber man läuft nur dem zu, der Gedanken hat, nicht dem, der lange Worte macht. Wo aber kommen die Gedanken, über welche sich sprechen läßt? In der Einsamkeit; und die Einsamkeit ist es, die uns lehrt, über sie zu sprechen.

Der heilige Lehrer Thomas machte in Begleitung des Gedankens, mit einem Buche unter dem Arme und einem Stabe in der Hand weite Reisen, und oft band er seine Schuhe an den Gürtel, um sie zu schonen. So hatten es Peter und Paul, Dominicus, Bernhard und viele Andere gemacht.

Diese Fußreisenden unterließen nicht, den Gedanken in gediegene, dauerhafte Form zu bringen. Kamen sie dann an Ort und Stelle, so hatte ihr Gedanke Flügel und Sprache, was ihn der Telegraphie überhob. Ich gebe zu, daß man eine Rede des Herrn N. telegraphirt.

Was kann aber einem Ausspruche des heiligen Thomas von Aquin, einer Seite aus Bossuet, einem Kapitel aus Joseph de Maistre, einem Verse von Corneille, einem Briefe der Sévigné — was kann diesen Gedanken und dieser Form des Gedankens Euere Maschine nützen?

Hätte der heilige Thomas von Aquin seine Summe geschrieben, wenn er auf der Eisenbahn gereist wäre? Wurde die Nachfolge Jesu Christi auf der Eisenbahn entworfen und verfaßt? Wie paßt die Eisenbahn zu Homer, Dante, Shakespeare, zum Rolandsliede?

Beglückwünschen Sie immerhin die Bank, die Industrie und die Küche. Sagen Sie ihnen, daß die Baumwolle, die Steinkohlen, die Melonen, die Austern in Zukunft auf den Flügeln des Blitzes reisen werden. Aber der Gedanke und die Kunst haben weder von

der Eisenbahn, noch von dem Eisendrahte etwas zu hoffen. Sollen aber der Gedanke und die Kunst untergehen, jene Maschinen werden ihnen den Todesstoß versetzen.

Was wäre geschehen, wenn die Marquise von Sévigné den elektrischen Draht bei der Hand gehabt hätte, als die Gräfin von Grignan ihrer Niederkunft entgegen sah? Man erschrickt bei dieser Frage. Zwanzig Meisterstücke wären nicht geschrieben und durch lächerliche Logogriphe ersetzt.

Es ist möglich, Coquelet, daß wir zu Rom weder die Eisenbahn noch den elektrischen Telegraphen sehen. Brausen Sie nicht auf. Leider werden diese Erfindungen mit ihrem Gefolge von angeketteten, bedauernswürdigen Handlangern auch in Rom Eingang finden zum Unheile für die Kunst und für den Gedanken.

Ist einmal der elektrische Telegraph wohlfeiler geworden, so wird er aus dem Briefstyl das machen, was die Photographie aus dem Portrait gemacht hat. Dann wird eine Zeit kommen, wo es keine Sévigné's mehr gibt, um die gelehrten Damen erblassen zu machen, auch keine Raphaele mehr, um die Pfuscher zu beschämen.

„Mein Freund,“ sagte Coquelet zu mir, „nehmen Sie sich in Acht, Christen wie Sie bringen die Kirche in Verruf und würden Gott selbst zu Grunde richten, wenn dies möglich wäre. Man schreibt der Religion selbst das Uebermaß Euerer retrograden und intoleranten Lieblingswünsche zu und kehrt einem Cultus den Rücken, der jeden Aufschwung des menschlichen Geistes zu verdammen scheint.“

Mein Freund, erwiederte ich Coquelet. Ich kenne diese Abhandlung und mehr als einmal schon las ich sie im „Constitutionnel“, in der „Revue des Deux Mondes“ und anderwärts; es ist die gewöhnliche Sprache der zahlreichen Veronianer und Bulozophisten. Ich will Ihnen nur gestehen, daß ich gerade diese Leute im vollen Rückschritte und unduldsam finde.

Die Religion hat dem Gedanken zum Uebergewichte über die Materie verholfen, ihr aber setzt die Materie über den Gedanken und macht daher einen Rückschritt von mindestens achtzehnhundert Jahren. Ich verdamme keineswegs den Aufschwung des menschlichen Geistes, wenn ich nicht blos den Lehrern der Kirche, sondern auch Homer und Dante den Vorzug vor den Physikern und Chemikern gebe.

Was sag' ich? Wenn einer den Schwarm von Dichtern, Denkern und Philosophen unserer Zeit verachtet, so bin ich es. Was ich von diesen Herren der Erde, ihren Lehrlingen und ihren Schleppträgern, den Rednern und Staatsmännern, halte, das aus-

zusprechen, mangeln mir die Worte. Ich werde mit dem Schmerze sterben, es nicht sagen gekonnt zu haben, wie unendlich albern und gewöhnlich ich sie finde.

Ich weiß nicht, ob je eine Horde verkehrterer Verwüster über das Menschengeschlecht hergefallen ist. Sie werden es tiefer in das Elend stürzen und herabwürdigen, als es die Vandalen gethan. Ihr dummer Haß gegen das Christenthum, ihre Gleichgültigkeit und Feigheit, dann wieder ihre thörichten Pläne und ihre Gleißnerei übersättigen mich mit Abscheu und Eckel.

Dennoch stelle ich sie, weil sie doch, wenn auch in ferner Beziehung zu der Kunst und dem Gedanken stehen, weit über die polytechnische Verwilderung, welcher sie sich übrigens selbst unterwürfig zeigen. Müßte ich zwischen beiden wählen, so würde ich die Feder oder die Maultrommel des Geringsten der Ersteren der Retorte oder dem Zirkel Euerer Erfinder vorziehen.

Sie wollen es nicht gestatten, daß ich den Geist der Materie vorziehe und die Kunst über die Maschine stelle. Sie wollen meinen Gedanken und meinen Leib unter jenes Maschinenwesen zwängen, welches Ihnen Genüsse verspricht, wie sie des Thieres würdig sind. Sie sind daher nicht blos im Rückschritte begriffen, Sie sind auch intolerant.

Was die Religion betrifft, so gibt sich die polytechnische Verwilderung damit nicht ab. Sie spürt

den Werken Gottes nach, kennzeichnet deren Wunder, die sie in größerer Nähe sieht, als wir, den Werkmeister aber sieht sie nicht, oder erklärt unendlich gelehrt, es gebe keinen. Bald wird sich auch noch ein Mitglied des Instituts zur Erschaffung der Erde erbieten.

In einer Hinsicht kümmert mich das sehr wenig; denn ich, meinestheils, bin fest überzeugt, daß ich jenes Mitglied des Instituts nicht anbeten werde. Nun mag eine große Anzahl armer Teufel zu dem Schlusse kommen, daß, weil dieses Institut-Mitglied eben kein Gott ist, es auch keinen gibt; und diese Armen werden alsdann sich selbst ihre Götter werden.

Dieser Wahnsinn wird sich im Menschengeschlechte weiter und weiter ausbreiten, und es wird dadurch mehr und mehr verwildern und verknechten und das Maschinenwesen wird sein ehernes Joch der im Schlamme versunkenen Welt schwer auf den Nacken drücken. Das macht mir Ihretwegen Unruhe, Coquelet. Unter diesem Joche, in diesem Schlamme werden Sie schwerlich so gut verdauen, als Sie hoffen.

Was uns Christen anbelangt, so hat uns Gott ein inneres, immer nach dem Himmel gerichtetes, Auge verliehen. Das Maschinenwesen wird diejenigen, welche Gott gehören wollen, nicht hindern, Gott stets vor Augen zu haben; sie werden es vielmehr ver-

stehen, selbst die Maschine zu zwingen, Gott zu dienen. Aber jene Zeiten werden schwer sein, und viele Leute werden darauf verzichten, zu denken.

II.

Der Allerweltherrscher.

„Lyon, fünf und zwanzig Minuten Aufenthalt!“ Es geht dem Reisenden zu Herzen, durch Lyon zu kommen, ohne die Höhen von Fourvières erklettern, ohne sie auch nur aus der Ferne begrüßen zu können. Früher verweilte ich einmal zu Lyon und besah mir diese alte, berühmte Stadt, dieses Rom Galliens.

Dann zog ich, die grünen Berge und dunkeln Felsen entlang, die Rhone hinab bis zu den Mauern Avignons. Wie anmuthig windet sich der Strom! Umgeben von so anziehender Natur las ich ein anziehendes Buch — ein Doppelreiz, dessen Eindruck mir lange geblieben.

Dieser Reiz war die Poesie meiner Reise. Meine Wanderung ging rasch, doch nicht in athemloser Hast. Zu Lyon hatte ich den heiligen Irenäus und die heilige Blandina gesehen, an der Rhone fand ich Frau von Sévigné wieder.

Ich reiste allein, aber die Berührung mit vielen neuen Dingen war nicht ohne Gewinn für mich. So genoß ich volle und angenehme Erholung. Ich lernte und dachte; ich verkehrte traulich mit guten Menschen, die nie ihren Kirchthurm aus den Augen verloren hatten, aber doch in den Verhältnissen des Lebens erfahren waren. Ich fühlte, wie ich geistig reifer ward.

„Lyon," sagte Coquelet zu mir, „feiert seine Wiedergeburt; deutlich gesprochen: man reißt Lyon nieder. Legen Sie immerhin Trauer an um das alte Lyon. In einem Jahre werden Sie in ihr eine ganz neue Stadt haben: gerade, strategisch hergestellte, macadamisirte Straßen mit Asphalt-Fußbänken und gleichförmigen Häusern, Cafehäusern mit musikalischen Unterhaltungen und Polizei-Sergeanten. Die einst so schwarze Stadt wird weißgekleidet, die unruhige Stadt wird gefügig sein."

„Frankreich legt ein neues Gewand an, die Welt wird Frankreich nachahmen. Alle Städte des Erdballs werden dem Luftzuge geöffnet, nach der Bauschnur abgemessen, blank getüncht, neu aufgebaut. Nirgends wird man mehr etwas Altes sehen. Die Gespenster der Baufälligkeit und des Elendes werden verschwinden. Das Wort „Fremdling" wird in der neuen Sprache der Menschheit fehlen."

Setzen Sie hinzu, Coquelet, daß diese einzige Sprache auch das Wort „Heimath" nicht besitzen wird. Ich fürchte, man wird in dieser bequemen

Welt gewaltig beengt sein. Die Universal-Demokratie hat einen Herrn nothwendig, und dieser Herr wird nothwendiger Weise auch ausgedehnte Vollmachten besitzen.

Die Welt ist erschaffen worden, um nur einen Gott zu haben. Das ist die Einheit, nach welcher wir streben, wir die Katholiken. Wir sagen: Ein Gott, ein Hirte, eine Heerde. Die Menschen lassen es sich aber jetzt gefallen, daß dieses ganz anders geordnet werde. Nicht einen Gott — im Gegentheil — alle Götter; aber einen König, einen Allherrscher, der die Eintracht, die Gleichheit auf den Thron setzen wird — und die Wollust.

Der Allerweltherrscher wird Oberpriester aller Religionen sein, wird allein alle Qualificationslisten führen, alle Privilegien verleihen, alle Städte verwalten, alle Telegraphen handhaben, alle Briefe tragen, alle Bücher censiren, alle Tagblätter schreiben ... das Ideal hiezu war schon einmal im Entwurfe auf der Erde: die alte Türkei.

Dort herrschte die Eintracht unter dem Namen des Stillschweigens und die Gleichheit unter dem der Sklaverei. Dort hatte die Wollust ihren Sitz in den Harems. Von all' dem sprießen bei uns hoffnungsvolle Keime. Aber die Freiheit — wo werden wir ihr den Platz anweisen? — „Wir haben die Buchdruckerkunst," sagte Coquelet; „ich verlasse mich auf die Zukunft."

„Ist vielleicht auch in diesem Augenblicke das Menschengeschlecht scheinbar fern von der Freiheit,

zeigt es sich lau gegen dieselbe, so ist dies die Wirkung der Uebergangs-Epoche. Darüber sind unsre gefeiertsten Publicisten einig. Aber nur Geduld, kleingläubiger Mann, nur Geduld! Der Löwe wird seiner Zeit aufwachen und beim ersten Gebrülle die Gitterstäbe seines Käfigs zertrümmern!" — Amen, Coquelet! Hat sich das, was Sie eben sagen, im Jardin des Plantes schon manchmal bestätigt? Ich achte den Löwen nicht eben sehr hoch. Das schöne Thier fürchtet den Prügel und liebt das Futter.

Freilich die Löwen zu Babylon haben den unschuldigen Daniel verschont und zwei Löwen in Afrika für den heiligen Paul in der Wüste ein Grab im Sande ausgehöhlt. Ja, mehr als einmal haben sich im Circus Löwen liebkosend den blutenden Märtyrern zu Füßen gelegt. Dafür walteten Gründe ob, die der Gemüthsart der Bestie sonst fremd sind. Aber ich glaube, daß der Löwe des Androkles — den Androkles gefressen hat. Ich glaube, daß alle civilisirten Löwen, die als berathendes Parlament in demselben Käfige gesetzlich versammelt sind, für die Vermehrung der Gitterstäbe am Käfige und für die Bewaffnung ihrer Wächter mit neuen Knitteln stimmen würden, wenn ein Jeder von ihnen einen Brocken von Androkles bekäme, und hätte dieser auch hundert Dornen aus der Pfote eines jeden gezogen.

Das ist meine Meinung von den Löwen.

„Valence, zehn Minuten Halt!“ Für den Reisenden aus dem Norden beginnt zu Valence ein anderer Himmel. Am Horizonte verschwindet der graue Nebelschleier. Die Hügel treten aus dem tiefen Blau schärfer hervor und auf den ausgebrannten Felsen erscheinen Olivenbüsche. Siehe da die reizenden ersten Grüße des lachenden Lichtes: lachend spielt es um die weißen Mauern der Höfe und auf den rothen Ziegeln der Häuser.

Dieser Anblick bringt Coquelets Würde aus dem Gleichgewichte. Er streckt die Hand aus und ruft: Italiam, Italiam! — Was, mein Freund, schon den Sonnenstich? Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie noch etwas Schönes unter dem alten Plunder der Schöpfung, etwas Liebenswürdiges außer dem Asphalt und den schnurgerechten Straßen gefunden haben. Sie sind noch nicht todt, das macht mir Vergnügen.

Schön ist die Sonne! Und dort, wo die Erde, in Azur gebadet, den Liebkosungen der glänzenden Sonne lächelt, dort ist die höchste Schönheit! Rom ist ein Land der Sonne und des Azur. Der Papst bedurfte nicht des Azur des Morgenlandes; er konnte seinen Wohsitz nicht haben unter dieser unerbittlichen Schönheit einer Sonne, die versengt, und eines Himmels ohne Wolken: ihm mußte eine Zone angewiesen werden voll verschwenderischen Lichtes und mit gemäßigter Wärme, wo der Mensch

aus der Sandwüste, wie der aus der Schneelandschaft, den ihm entsprechenden milden Himmelsstrich fände.

Zu Valence starb im Jahre 1799 Pius VI. als Gefangener. Die Kerkermeister versiegelten seinen Sarg unter den Worten: „Es ist der letzte Papst. Diese Worte wurden schon oft ausgesprochen, sie wurden seitdem wiederholt und jetzt sagt man sie wieder. Als Pius VI. starb, gab es in Frankreich keine Priester mehr, — aber Pius IX. war geboren.

Nur zu! Nur immer zu! Grabt tiefe Gräber, lasset die versiegelten Särge hinab, legt noch dazu Euere Siegel an die Steine und stellt Euere Wächter um sie her auf: die Wiegen sind gefüllt. Wachet bei den Wiegen; aber Ihr werdet nicht verhindern können, daß der Tropfen Taufwassers auf des Kindes Stirne falle. Dieses getaufte Kind wird heranwachsen und wird nach Gott verlangen!

Eines Tages wird es irgend ein Henker das Credo lehren, welches mit dem verspritzenden Blute eines Märtyrers ihm selbst zugesprengt wurde. Diesem Kinde, das Gott sucht, wird er sagen, daß Gott in einem versiegelten Grabe ruhe, daß der Tod aber einen solchen Raub nicht behalten könne. Das Kind wird ein Mann werden und unüberwindlich durch

die Welt dahin schreiten mit dem Rufe: Mein Gott, mein Vater!

Das in Wahrheit wird der Ruf, die Donnerstimme sein, welche die Pforten der Hölle zerschmettert. Die Erde wird erzittern, eine Stimme wird aus den Katakomben dringen, welche antworten wird: Mein Sohn! und die Liebe Siegerin sein; alsdann werden die Gräber gebären.

III.

Ein anderer Telegraph.

Ein kleiner Halt an einem öden Orte ließ uns den Mittags-Angelus vernehmen. Der Wind trug ihn uns zu von einem, unsern Blicken verborgenen Kirchthurme. Eine Frau und ein Kind, welche dem Zuge zusahen, machten das Zeichen des Kreuzes und sprachen den englichen Gruß.

„Warum machen sie das Zeichen des Kreuzes bei unserem Vorüberfahren," fragte Coquelet; „halten Sie den Zug oder uns für den Teufel?" Weder den Zug, noch mich, noch Sie, Coquelet, so boshaft Sie auch sind. Die Frau und das Kind denken nicht an den Teufel, sondern an Gott.

Sie haben zum Angelus läuten hören und beten nun. Hören Sie die erhebenden, zarten Klänge: es

ist die telegraphische Sprache der Kirche, die schon lange erfunden und allen christlichen Völkern bekannt ist. — „Was spricht Sie? fragte Coquelet. — Sie spricht von einem Dinge, das unendlich hoch über Ihnen und jedem polytechnischen Institute steht, welches aber, Gott sei es gedankt, diese Kleinen noch verstehen.

Sie spricht, daß der Engel des Herrn Marien die Botschaft brachte, sie werde Mutter des Erlösers der Welt werden; daß Maria dem Engel antwortete: Ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach seinem Worte; daß Maria vom heiligen Geiste überschattet wurde; daß das Wort Gottes Fleisch geworden und unter uns gewohnt.

Dieser heiligen Erzählung, diesem Glaubensbekenntnisse fügt die Glocke noch das Gebet der Kirche bei: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unsers Todes." Das ist's, was diese armen Leute mit der Glocke sprechen. — Das Wort Gottes ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.

Ehemals, Coquelet, erhoben sich allein in den Landen, welche unter dem Scepter des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich und Oberlehnsherrn von England standen, fünfzehnmal hundert tausend, mit dem Kreuze Jesu gekrönte, Glockenthürme zum Himmel empor. Kein Mensch konnte die Augen aufheben, ohne das Zeichen der Erlösung zu erblicken. —

Das fleischgewordene Wort hat unter uns gewohnt und ist für uns gestorben! —

Von jenen Thürmen herab erklang fast zu jeder Stunde des Tages und der Nacht das Gebet der Glocke. Es hatte für jeden Gottesdienst seine eigenen Weisen. Es läutete zum Opfer am Morgen und zu den Lobgesängen am Abend. — Das Wort Gottes ist Fleisch geworden; es ist in den Tod gegangen, um uns wieder zu erkaufen; es hat uns geliebt bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz!

Diese wohlklingende Glockenstimme des Gebetes verbreitete sich über die Fluren, erstieg die Berge, sank in die versteckten Thäler, drang in die tiefen Wälder, übertönte allen menschlichen Lärm — diese Stimme des Trostes, der Hoffnung, der Liebe, des Heils! — Er hat uns geliebt, uns vergeben, Er ist gestorben, um uns zu erwerben, Er regiert über uns!

Sie sprach unaufhörlich, man hörte sie überall. Unaufhörlich und überall rief sie die Menschen zusammen, sich zu vereinen durch dieselben Gebete, in derselben Liebe. Sie erinnerte sie, daß sie Könige, Söhne Gottes, Erben des Himmels seien und der Himmel ihnen als Belohnung für ihren Glauben, ihre Hoffnung und ihre Liebe zu Theil werde. — Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder!

Die gewaltige Glockenstimme verschmähte es auch nicht, von den Menschen zu sprechen, nachdem sie von Gott gesprochen hatte. Sie verkündete die Taufe, die

Ehe, den Tod; sie forderte von den Menschen Gebete für den Bruder, der in's Leben trat, oder im Begriffe stand, vor dem Richterstuhle Gottes zu erscheinen; sie forderte Gebete von ihnen für die Gatten. Damals kannte man in der menschlichen Familie weder die selbstsüchtige Abgeschlossenheit, noch die lieblose Verstoßung.

Also durcheilte diese melodische Telegraphie den Raum und erfüllte die Lüfte, brachte die Menschen unter sich selbst und mit Gott in Verbindung und sprach mit ihnen von den erhabensten Geheimnissen und den heiligsten Gedanken. Sie sprach von Gott mit der ganzen Erde und durch sie sprach die ganze Erde mit Gott. Noch spricht sie so und die Armen und Unwissenden verstehen sie, aber die Reichen und die Gelehrten begreifen sie nicht mehr.

Mir ist nicht bekannt, wo die Glocken erfunden wurden, aber ein Papst führte sie ein und heiligte ihren Gebrauch. Rom hat uns also diese sangreiche Stimme und ihre himmlische Sprache geschenkt. Rom war es, welches die Glocken taufte, ihnen eine Weihe gab, damit das Gebet wie ein Segenguß in vollen Tönen von dem Himmel herab in die Seelen niederrausche.

O Rom, Mutter der Tugend, Mutter des Lichtes und der Hoffnung, Mutter allen Trostes, aller Freude, aller Poesie! O Rom, ja Du bist von Gottes Geist erfüllt, damit Du das Elend des menschlichen Herzens durch stärkende Wonne verkläreſt!

Und der Glocke Sohn war der Thurm. Für diese eherne Sängerin der Lüfte, von deren weisem und köstlichem Liede Berg und Thal wiederhallt, schuf die Kunst jenen wunderbaren Vogelbauer, der sich schlank gen Himmel hebt. Der Stein nimmt Flügel an und schwingt sich, von Blumen bekränzt, den Wolken zu, um dem Kreuze zum Throne zu dienen, auf daß das Auge wie das Ohr bezaubert und Geist wie Herz befriedigt werde.

Habe ich aber diesen Wunderbau, das luftige Haus des geflügelten Gebets, den Thron des, die Freiheit bringenden, Kreuzes, das Meisterstück hoher Kunst und tiefen Wissens, die sich hier zur Anbetung Gottes vereint, zur Genüge erklärt und gekennzeichnet? Nein, zu all dem trat noch etwas: Es war solch Wunderwerk vor Allem das Denkmal der Dankbarkeit und der Liebe!

Es gab Zeugniß, daß das Menschengeschlecht durch Jesum Christum erlöst ward, daß dasselbe dieses erkannte und daß es Jesu Christo angehören wollte. Jesus Christus hat gestritten, um uns aus der Hölle zu befreien und Er hat gesiegt. Er regiere, Er gebiete, Er nehme uns, Sein Volk, in seinen Schutz gegen alles Uebel und jede Unterdrückung!

Sein Fleisch, das sich uns allen mitgetheilt, schütze unsere Seelen gegen die Schwächen unseres Fleisches; es behüte uns vor Feigheit, die uns in die Gewalt des Geistes der Finsterniß stürzt und uns zu Sklaven derer macht, die des Satans Werke aus-

führen. Gott getreu, wollen wir lieber in den Tod gehen, als leben, um den Menschen zu Werkzeugen gegen Gott zu dienen.

So war das Denkmal der Dankbarkeit und der Liebe auch das der Freiheit geworden, und solcher Art waren die Gedanken, welche die Glocke und ihr Thurm mit noch größerer Schnelligkeit, als die des Blitzstrahls, durch die Lande herantrugen! Daher spricht die Telegraphie der Kirche von Dingen, von welchen die gemeinen und ungeschlachten Pfähle des elektrischen Telegraphen nie sprechen werden.

Welche Worte eilen jetzt wohl durch diesen Eisendraht? Wenn ich ein Mensch wäre, um welchen sich die Polizei bekümmerte (um wen aber wird sie sich in Zukunft einmal nicht bekümmern?) und derselben meine Reise nach Rom mißfiele, so würden mich auf der nächsten Station zwei Gendarmen erwarten und meiner Wallfahrt ein Ende machen. Man denke sich den Telegraphen in den Händen eines Tiberius!

Vielleicht ist diesen Morgen ein Artikel von Boniface in der Zeitung erschienen; wir werden es gleich bei unserer Ankunft erfahren. Dieß ist die bestechende Seite der Erfindung. Ich bin durchaus nicht gefühllos und begreife den Jubel und den Stolz vollkommen, welchen die Civilisation dabei empfindet. Die Arbeiter am Hafen zu Marseille und die Landleute der Umgegend erfahren den wesentlichen Inhalt der Tagblätter von Paris noch denselben Tag. Welch ein Glück!

Nur bedauere ich, daß das Getöse der Maschinen und das Geschrei der Tagblätter den Völkern nicht mehr gestattet, zu erfahren, daß das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat, und daß die Kinder Christi geboren sind, um Kinder des Lichts und der Freiheit zu sein.

IV.

Von Petrarca.

Wir sind an den schönen, mit Zinnen gekrönten, Mauern Avignons angekommen. In unserer Gesellschaft befand sich eine christliche Seele. In Gedanken schon in Rom, hatte sie nichts zu thun, als zu beten und sich glücklich zu fühlen. Als sie Avignon nennen hörte, sagte sie zu mir: Hier war das Papstthum einst in Gefangenschaft. Zu gleicher Zeit wendete sich Coquelet mit den Worten an sie: Meine Dame, hier seufzte Petrarca.

Nein, meine Dame, nein Coquelet. Hier gewahrt man, Gott sei Dank! gerade, daß das Papstthum nie in Gefangenschaft gerathen kann. — Und Sie, mein weichherziger Coquelet, sollen hören, daß weder Avignon, noch Carpentras, überhaupt nirgends der Ort ist,

wo Petrarca seufzte; denn Petrarca machte blos Reime, seufzte aber nicht.

Es ist wahr, meine Dame, daß der Papst, nicht ganz freiwillig und nur in Folge der Ränke Philipps des Schönen, eines Scheusals, hierher gebracht wurde! Mit dem Papste glaubte dieser König auch das Papstthum unter seiner Gewalt zu haben und dasselbe für seine Absichten ausbeuten zu können. Der schöne König Philipp machte einen Sturz vom Pferde und starb; seine Familie nahm ein schlimmes Ende.

Von Petrarca kenne ich eben nicht sehr viel Liebenswürdiges. Er hat viele lateinische Verse gemacht, war Archidiakon und Kanonikus, als er Laura besang; und besaß mehrere Pfründen, als er gegen die Habsucht der Geistlichkeit declamirte. Er bekritelte den Papst und bewunderte Cola Rienzi.

Die Päpste zu Avignon waren muthvolle Päpste; alle haben Großes gewirkt. Obwohl halb Gefangene, ließen sie sich doch die weltliche Krone auf ihrem Haupte nicht antasten und verwalteten die Kirche mit einer Kraft, welche die lange andauernden Stürme nicht zu entmuthigen vermochten. Ueberall hielten sie die Rechte des päpstlichen Stuhles aufrecht, überall verschafften sie ihnen Geltung.

Während die Päpste so die geistigen Lenker des Menschengeschlechts waren, schmähte, ganz zu derselben Zeit, Petrarca die geistlichen Orden und verbreitete Sonnette über Sonnette auf die Schönheit Laura's, die damals schon elf Kinder hatte — elf! — und

nicht mehr schön war. Wenn die theuere Dame Gefallen an diesen Sonnetten fand, so macht ihr dieses weniger Ehre, als ihre elf Kinder.

Die Päpste zu Avignon stifteten, gegen den Willen der Fürsten und der Städte, Universitäten und verliehen den Professoren das Recht, überall zu lehren; sie schufen Bisthümer, bestätigten gewaltsam angetastete Rechte, ließen Kaiser erwählen und schrieben Kreuzzüge innerhalb und außerhalb Europa aus.

Sind Ihnen, Coquelet, die Rime del Petrarca bekannt? Ich habe die Sonnetti, die Canzone und den Trionfo d'amore sorgfältig geprüft und durchgangen. Ueberall zwanzig Grad Kälte! Dieser verliebte Kanonikus war eben so verliebt, als er ein Kanonikus war. Er war ein guter Lateiner, sonst nichts, und zeigte eine starke Vorliebe für das Wortspiel.

Clemens V. ordnete die Gründung von Schulen für das Studium der orientalischen Sprachen für ganz Europa an. Hätte man damals die Päpste die morgenländische Frage lösen lassen, so würde sie uns heute nicht so viele Verlegenheiten bereiten. Die Päpste hätten sicherlich den Islamismus durch einen gleichzeitigen Angriff mit moralischen und physischen Mitteln beseitigt.

Derselbe Clemens V. hat als höchster Gesetzgeber die Clementinischen Decretalen veröffentlicht, eine Sammlung kirchenrechtlicher Quellen für Doctrin und Disciplin. Er kämpfte gegen die Härte der weltlichen Gewalt, welche den zum Tode Verurtheilten den

geistlichen Beistand verweigerte. Längst würde die Todesstrafe nicht mehr eine Schattenseite in den christlichen Gesetzbüchern bilden, wenn man das Recht durch die Päpste hätte feststellen lassen.

Johann XXII. begann den Kampf gegen Ludwig den Bayer; Benedikt XII. reformirte den Cistercienser-Orden; Innocenz VI. schrieb einen Kreuzzug gegen die Wegelagerer aus, von denen Urban V. Frankreich befreite. Letzterer steuerte der Ueppigkeit und starb im Geruche der Heiligkeit; Gregor XI. kehrte nach Rom zurück.

Nachdem Meister Petrarca als Kaiser des lateinischen Sylbenmaßes zu Rom seinen Triumpf gefeiert hatte, durchzog er Italien und machte Geschäfte und Verse. Er hatte geglaubt, der lächerliche Rienzi, der Garibaldi jener Zeit, werde Rom und die Welt neu gestalten. Als er ein wenig älter und etwas klüger geworden, gab er eine Menge prosaischer Werke heraus; manche Plattheit findet sich darin.

Wenn Sie sich die Mühe geben und die Prosa der Päpste lesen wollten, so würden Sie die Ueberzeugung gewinnen, daß nichts Derartiges darin enthalten ist. Ihre Bullen, Breven, Encykliken, Allocutionen und Instruktionen stellen in einer andern Weise die Lehrsätze fest, rügen in anderer Art die Laster, weisen anders die Irrthümer zurecht — und Alles ist von anderer Bedeutung für die segensvolle Führung der Menschheit.

Kurz, die Verweisung der Päpste nach Avignon lag in der Absicht Gottes, die erst später sichtbar wurde. Durch sie wurden Rom und Italien gestraft und geläutert, denn dort mußten die Päpste, seit Jahrhunderten unaufhörlich bedrängt und verfolgt, von Stadt zu Stadt fliehen, und wurden sogar zu Rom gefangen gehalten. Gott führte sie als mächtigere Könige zurück, als sie ausgezogen waren.

Während der Verbannung der Päpste nach Avignon wurde der Uebermuth der vornehmen römischen Familien gedämpft, und im Innern der Stadt gab es keine Burg mehr, welche drohend dem Vatikan gegenüber stand. Rom ward endlich das unbestrittene Erbgut der Päpste. Wohl lag es in Trümmern, aber sie bauten es wieder auf und Freiheit, Gerechtigkeit und Friede zogen unter ihrem Schutze ein.

In diesem langen und schrecklichen Zeitraume zeigte Gott, wie nahe Er Seiner Kirche ist. Er bewahrte ihr nicht nur Seinen Geist, sondern lieh ihr auch Seinen Arm. Vielfache Wunder geschahen. Das weltliche Zwischenreich dauerte siebenzig Jahre, die geistliche Regierung hörte keinen Augenblick auf.

Nach siebenzig Jahren also wurde die weltliche Regierung zu Rom wieder aufgerichtet, nicht aber als Folge der Staatsklugheit des in der Verbannung lebenden Papstes, sondern gewissermaßen gegen seinen Willen. Um ihn zurückzuführen, ihn gleichsam zur

Rückkehr zu zwingen, erweckte Gott Heilige. Welche Heiligen? Kirchenlehrer, Helden? Nein, Frauen.

Ein, in Italien fremdes Weib, eine junge, noch halbwilde Fürstin aus dem Norden, Brigitte von Schweden, welche eine Zuflucht in einem unbekannten Hause zu Rom gefunden, schrieb an den Papst im Namen Gottes und bat ihn dringend um seine Rückkehr. Ein anderes Mädchen, Katharina, die Tochter eines armen Handwerkers aus Siena, ging und nahm ihn bei der Hand.

Diese demüthige, junge, in menschlichen Kenntnissen unerfahrene, Katharina war es, welche zu Gunsten des verbannten Papstes ganz Italien in Aufregung brachte, den Weg bahnte, die Hindernisse hinweggräumte, den Papst zur Abreise nöthigte und durch Wunder endlich die, nimmermehr gehoffte, Wiederaufrichtung des päpstlichen Stuhls zu Rom herbeiführte.

Wenn man einen Blick auf das menschliche Elend werfen will, so findet man es überall; auch zu Avignon war es vorhanden. Gerade das menschliche Elend läßt aber die Wunder und die Barmherzigkeit Gottes in ihrem vollen Glanze leuchten. Dort finden wir Stoff, zu betrachten und zu bewundern, und wir können es in der Tiefe eines jeden schwachen, sündigen Menschenherzens.

Die Päpste von Avignon schienen zuweilen geneigt, Rom zu vergessen. Sie gehorchten aber Gott, der es nicht zuließ. Demüthig folgten sie der

Stimme der Heiligen. Sie übersahen nachsichtig die Beleidigungen Petrarca's; sie weinten bei dem Mahnrufe der Heiligen, die ihnen ihre Pflichten vorhielten.

V.

Der Zeitgeist.

Ein Mann von geistreicher und lebhafter Gesichtsbildung gab eine Art höflicher Ungeduld zu erkennen. Ich gerieth dadurch auf den Gedanken, er wolle zu Gunsten Petrarca's seine Einwendungen vorbringen, wozu man in der Umgegend von Vaucluse gleich bei der Hand ist. Ich sah ihn mit einem Blicke an, der ihm andeutete, daß ich höre. — „Meine Herrn," sagte er, „gütige Entschuldigung."

„Ihre Bemerkungen sind sehr anziehend, aber sie halten Sie ab, den Reichthum unsers Landes zu bewundern. Entschuldigen Sie, daß ich auf die Schönheit und den Ruhm der Provence eifersüchtig bin. Einer von Ihnen, meine Herrn, hält es mit Petrarca, der andere mit den Päpsten: erlauben Sie, daß ich Sie vereinige: sehen Sie jene prachtvollen Mandelbäume?"

„Wie kostbar ist dieser kleine Baum! Jedes Jahr führen wir eine beträchtliche Menge Mandeln

nach Amerika, England, Deutschland und den Niederlanden aus. Das Glas mundet besser mit ihnen und so werden sie die Providenz der Bordeaux-Weine. Bei den Völkern, welche trinken, ist die Tafel eine der vornehmsten Geräthschaften im Hause; sie ist umfangreich, dauerhaft, von werthvollem Holze und ich möchte sagen, der Haus-Altar."

„Nun aber, meine Herrn, scheint mir unsere Zeit eine glücklichere und klügere zu sein, als es die früheren Zeiten waren, die nur Theologen und Dichter hervorbrachten. Sie gewährt Genüsse für Alle. Der Amerikaner — Dank der Leichtigkeit der Verkehrsmittel — trinkt Bordeaux-Wein und ißt Mandeln dazu und sein Gold erlaubt unsern Landleuten, Staatspapiere zu kaufen."

„Ich ziehe hieraus den Schluß, daß wir weder der Päpste, noch der Dichter bedürfen. Die Freiheit des Verkehrs im Handel, in der Politik, im sittlichen Umgange, kurz die Freiheit jeden Verkehrs, das ist's, was uns Noth thut. Jedem soll es frei stehen, Reichthum zu sammeln und sich seine Religion und seine Poesie zu schaffen. So verlangt es der Geist des neunzehnten Jahrhunderts; keine Macht der Vergangenheit wird einen Strich durch dieses Dekret der Zukunft machen können. — Meine Herrn, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

Bei diesen Worten hielt der Zug an; er sprang aus dem Wagen und verschwand. Je länger er sprach, desto mehr schien sich eine Maske von seinem

Angesichte abzulösen. Anfangs höflich und verständig, wurde er nach und nach hämisch, dann wüthend und endlich dumm. Wir hielten ihn für einen Juden; man sagte uns aber, er sei ein Saint-Simonist, habe sich große Reichthümer erworben und lebe sehr unglücklich.

Er hatte sich eben ein Schloß gebaut, welches ihn anderthalb Millionen Franken kostete, und sich mit Niemand Geringerem als seiner Küchenmagd verheirathet. Reichthum, Gewandtheit, Credit, Alles hat dieser Mann, nur Eins fehlte ihm ganz: die Achtung. Aber die Achtung baut man nicht wie ein Schloß, noch heirathet man sie wie eine Köchin, am wenigsten aber ist sie um die Kleinigkeit von anderthalb Millionen käuflich.

Eine Civilisation, in welcher selbst übel zusammengebrachte Glücksgüter die erste Rolle spielen, geht sicherlich furchtbaren Abenteuern entgegen. Solche reichgewordene Leute, welche durch ihr Vermögen Herren geworden, ihrer Sitten halber aber geächtet sind, verlangen nach Ehre, wollen sich aber der Mühe entschlagen, ehrenhaft zu sein. Ihr Streben wird immer auf den Umsturz des Bestehenden und auf die Fälschung der Begriffe der Sittlichkeit gerichtet sein, damit man sie, trotz ihrer Sitten, achte.

VI.

Zerstörung.

Wir finden Marseille in vollem Sonnenscheine, in voller Wiedergeburt, in vollem Staub. Man zerstört es und baut es wieder auf. Man zerstört die Straßen und führt sie über die bisherigen Standorte von Bergen, die man zerstört und in das Meer geworfen hat; man zerstört Felsen und verwandelt ihre Trümmer in Lusthäuser und Schlösser; man zerstört die alte Kathedrale und baut sie wieder über Magazinen auf, und die niedergerissene Notre Dame de la Garde richtet sich geräumiger und reicher neben ihrer seitherigen Stelle wieder auf. Marseille zeigt uns in seinem Thätigkeitsfieber einen menschlichen Ameisenhaufen.

Tausend Lastträger laden und leeren Hunderte von Fahrzeugen, die alle möglichen Erzeugnisse des Bodens und des Gewerbfleißes fort und herbeiführen. Tausend Reisende aus allen Weltgegenden kommen an, tausend gehen nach allen Winden ab. Schiffe gleiten fernhin über den Meeresspiegel, Eisenbahnzüge eilen fernhin die Hänge der Hügel entlang, stürzen sich in die gähnenden Tunnels, erscheinen wieder und entfliehen. Man hört in allen Sprachen reden, schreien, schelten — ein verwirrender Lärm! Man sieht Hügel einstürzen und in Staub aufgehen;

die Häuser wachsen uns vor den Augen aus dem Boden heraus. Der Oberlastträger Marseille's, das Meer, trägt zu den neuen Häusern die Steine, alle behauen, herbei; es trägt fertige Häuser aus Holz und Eisen nach Samarkand, Trapezunt und Honolulu.

Der Mensch regt und rührt sich — man wagt nicht hinzuzusetzen: Gott führt ihn. Und doch führt ihn Gott — aber wie wenig erkennbar ist es hier. Wie klein erscheint dieses kleine, unter seiner Last keuchende und von Schweiß triefende, Wesen, um wie viel kleiner erscheint es noch neben der riesigen Maschine, die es lenkt, um wie viel ärmer mitten unter den Reichthümern, die es von einer Stelle zur andern schiebt, wie gebrechlich vor den Bauwerken, die es errichtet! Der Hirt im Gebirge, den seine Heerde umringt, der Ackersmann auf der Flur mit der Hand am Pfluge, der Holzhauer im Walde, wo er seine Axt an die gewaltige Eiche legt — erscheinen dagegen als die Herren der Welt. Und sind sie es nicht?

Stehen sie nicht auf ihrem eigenen Grund und Boden, üben sie nicht ihre königliche Gewalt aus über die Erde und die Geschöpfe? Die an Stärke ihm weit überlegenen Thiere horchen auf die Stimme des Hirten, das Hirtenkind mit dem Rocken in der Hand sitzt unter dem blauen Himmelszelt, im Schatten eines Busches zwischen Blumen — es bewegt die Hand und willig kömmt und geht das Rind und der brüllende Stier; es blickt empor und kann dem Blicke

Gottes begegnen. Der Holzhauer sieht sich die Stelle aus, wo er den Stolz der Eiche brechen will: auf dem niedergeworfenen Riesen trocknet er sich den Schweiß ab und ißt sein Brod in Muse; ihm singt der Vogel und der, durch die Lüfte hin zitternde, Angelus erinnert ihn, daß er das Pflegekind Mariens, der Mutter Gottes, ist. Der Landmann öffnet der Erde Schoos, damit sie bereitet werde, ihm hundertfältig den Samenkern wiederzugeben, den er ihr demnächst anvertrauen will.

In dem Lärme der Stadt ruft vergeblich der Angelus von den Thürmen herab; man hört ihn nicht, und gelangt er auch zum Ohre des Menschen, er bleibt unverstanden. In diesem Staube, auf diesem glühenden Pflaster schafft der Mensch kein Werk aus sich oder für sich, auch keins, das ihm Freude macht oder eine liebe Erinnerung zurückläßt. Er ist der Hirte nicht mehr, er ist das Thier, er ist auch nicht der Arbeiter, nicht einmal dessen Werkzeug, er ist nur ein bedeutungsloses verschwindendes Theilchen einer gewaltigen Maschine. Er ist nicht der Landmann, der den Pflug lenkt, er ist nur der Stier, der vom Stachel angetrieben, ihn zieht, ohne zu wissen, was er thut. Aber des Stieres Fuß berührt doch die weiche Erde, und die gesunde Luft des Landes fächelt erfrischend um seine heißen Nüstern.

Milde Lüfte der Auen, melodisch Säuseln der frischen, würzigen Düfte, stille Mittagsruhe, reizendes Spiel der Schatten mit dem Lichte, Wechselgesänge

der Hirten auf der Flur und der befiederten Sänger in der Höhe — o süße Rast, wie sie des Menschen würdig ist, wohlthuende Labung für seinen Schweiß — ach! wie ferne, ferne seid ihr von hier!

Einst begegnete an den Ufern der Corrèze der Bischof von Tulle einem unter einer Last dürren Holzes gebeugten, alten Bauern. Nachdem sie einige Worte mit einander gewechselt hatten, sagte der Bauer zu dem Bischofe: „Da es der Wille Gottes war, Sie auf meinem Wege zu treffen, so will ich die Worte, die Jakob zum Engel sprach, an Sie richten: Ich werde Sie nicht gehen lassen, bevor Sie mich gesegnet haben.“ Nachdem der Arme den Segen empfangen, entfernte er sich, und der Bischof sah ihm mit einem Blicke nach, mit welchem er den Patriarchen selbst begrüßt hätte. O Erleuchtung, die du die Stirne des Armen in heiliger Einfalt mit einem Diademe der Ehre und der Freude schmückst und ihn erkennen lässest, daß die Engel ihn auf seinem Wege begleiten, wie ferne bist du von hier!

Hier sind die Stirnen überbürdet, wenn es mit Waarenballen und Lasten die Schultern nicht sind. Die Reichen wie die Armen rennen ihres Wegs, haben keine Zeit zu verlieren. Alle sehen aus, als ob sie tausend Aufträge zu besorgen hätten. Sie besorgen sie wirklich. Jene Banquiers, jene reichen Kaufleute, die auf der Schwelle der Börse mit einander schwätzen und ihre Cigarren in den Fingern herumdrehen, wälzen zugleich mühevoll Millionen in

ihrem Geiste herum. „Und das sind schwere Fässer,“ sagte einer derselben zu mir. „Wie oft habe ich sie schon im Schlafe herumgewälzt!“

Wie schrecklich lang die Nächte, wo mir war, als rutsche die verwünschte Tonne von der Stelle herunter, worauf ich sie gewälzt, als rolle sie über mich hinweg und zermalme mich — mich und, in wüthenden Sätzen, meine Schiffe, meine Comptoirs, mein Haus, bis sie endlich berstete, um die Taschen meiner Concurrenten mit meinem Golde zu füllen. Ruhe, Ruhe, ja Ruhe! Ich habe sie gesucht und wollte willig mein Vermögen dahin geben, wenn ich sie nur unter dessen Trümmern finden könnte.“

Diese Stadt, die jetzt aus Schutthaufen und Bauplätzen besteht, und all' das Treiben am Hafen und Meere im glänzenden Sonnenscheine hatte uns anfänglich entzückt. Aber bald verleidete es uns. Es gab dort zu viele menschliche Qual, zu viel gemietheten Schweiß, zu viele ermattete Glieder und verthierte Gesichter zu sehen. Ich erinnerte mich eines Wortes von Voltaire. Er sagt irgendwo: die Arbeit ist mein Gott — ein für die Menschheit hartes und wahrhaft der Hölle entstammendes Wort, wie so viele andere, die diesem schamlosen Munde entfuhren.

Die Arbeit ist eine Strafe, welche uns aber Gott mit väterlichem Herzen auferlegt hat, und die immer schonend, tröstlich und ehrbar bleibt. Die Arbeit, als Gott auf den Altar gestellt, an der Stelle Gottes zum Gott geworden, ist der Moloch: er läßt sich Menschenopfer darbringen. Gegen einen feilen Lohn, den er dem Menschen hinwirft, raubt er ihm seinen Gott, seine Seele und endlich seinen Leib und zerquetscht, zermalmt und schändet ihn. Was nützt den Menschen alle die Arbeit, die er unter der Sonne verrichtet, wenn er nicht zu sich sagen kann: Gott hat die Arbeit meiner Hände gesehen?

Der Freund, der uns in Marseille umher geleitete, sagte zu uns: Ich mag nicht unabläſſig über das Schauspiel seufzen, das die Welt jetzt gibt, noch die seltsamen Ausgeburten unserer Zeit verwünschen, noch prophezeihen, daß nichts Gutes daraus entspringe.

Gott gebraucht selbst die Hände seiner Feinde zu Werkzeugen, womit er für seine Kinder und seine Verherrlichung sorgt. So bereitet er Dinge vor, die ich nicht kenne, die aber noch weniger diejenigen kennen, welche dabei thätig sind, weil sie die Vorsehung, ja sogar das Dasein Gottes leugnen.

In diesem wilden Wirbel, der Alles durcheinander jagt, der die Menschen fortreißt und Bevölkerungen

entwurzelt, so wie er die Häuser schleift und die Städte versetzt, gibt es des Bösen in Fülle. Dennoch entdeckt das gläubige Auge auch noch Gutes.

So sehe ich, daß die Schiffe täglich immer mehr Missionäre entführen. Oft reist eine ganze Kirche ab: der Bischof, die Priester, die Diakonen und jene fromme Jungfrauen, welchen die Strenge des Schleiers nicht mehr genügt und die die Mühen des Apostolats in Anspruch nehmen.

Der fromme Drang nach den Wallfahrten in's gelobte Land belebt sich wieder, die Straßen nach Rom sind mehr, als je, von Pilgern angefüllt. Wer vermag zu sagen, welcher Segen uns täglich von dem Stuhle des heiligen Petrus und dem Grabe Jesu Christi zurückströmt?

Ja, wohl ist es ein bitteres Gefühl, unter seinen Füßen nur mehr einen Boden zu haben, der wankt und weicht; zu sehen, wie um uns herum Alles einstürzt, sich verwandelt, verschwindet; von nun an mitten im Vaterlande ein Verbannter zu sein, der das Vaterland nie wieder schauen soll; denn es ist nicht mehr vorhanden!

Ich irre in meiner Vaterstadt umher, die ich nie verließ; und dennoch finde ich sie nicht wieder. Man hat die Stätte der Altäre gewechselt, die Gräber ausgeräumt. Man hat mich von meiner Heerde verjagt, die öffentliche Straße geht über der Stelle hinweg, wo das Haus stand, in welchem einst mein Vater starb und meine Kinder geboren wurden.

Man hat die Felsen gesprengt, das Feld verwüstet, aufgewühlt, das Untere zu Oberst gekehrt. Die Fluren, auf welchen ich einst Blumen pflückte, sind gepflastert; von Allem dem, was meine Augen sonst erquickt, sehe ich nichts mehr; nichts blieb von all' den Zügen des einst so reizenden Angesichtes des Vaterlandes.

Neue Ankömmlinge füllen die neue Stadt; es ist nicht mehr dasselbe Volk. Man hat mit den Ueberlieferungen gebrochen, die Sprache ist geändert. Es gibt keine einmüthige öffentliche Meinung, kein Gemeinsinn mehr, und an die Stelle des städtischen Geistes ist der Polizeizwang getreten; statt der Patrizier, die väterlich walteten, Beamte, die herrisch gebieten!

So ist es überall. Welche Stadt ist vor einer Polizeiverordnung oder einem industriellen Unternehmen, vor einem rücksichtslosen Befehle der Gewalt oder einer Anfechtung der Lüsternheit sicher? Morgen schon kann Einer kommen und zu den Vorstehern der Stadt sagen: Verkauft euere Häuser, euere Kirchen, euere Friedhöfe und packt euch fort.

Ja, eine neue Welt ist im Werden! Und der Franzose wird auf seinem alten, erlauchten Boden sich bald moderner und künstlicher eingerichtet haben, als der Amerikaner in seinem Lande, das keine Vergangenheit hat. Was wird daraus entstehen? Welches Ende wird diese Pest der Neuerungssucht und der Geschichte nehmen, die uns zu Staub zermalmt?

Welcher Orkan wird diesen Staub aufwirbeln? In welches Modell wird er geworfen, mit welchem Wasser oder welchem Blute genetzt, von welchen Händen geknetet werden, um Dauerhaftigkeit zu gewinnen? Auf der Erde gibt es einen Sturmwind, der den Tod, und einen Strom, der das Leben bringt.

Der Sturmwind des Todes wüthet unablässig unter den Völkern und wühlt sie auf, wie der Wind der Wüste unablässig den Sand aufwühlt, um ihn für immer unfruchtbar zu machen. Er heißt der Geist der Neuzeit und ist der Geist der Irrlehre unserer Tage und der Häresie aller Zeiten. Er ist die Lüge des Satans, die dem leichtgläubigen Stolze des Menschen zugezischelt ward, gleich nach der Schöpfung, schon im Paradiese.

Geheimnißvoll, wie die Verheißung und die Offenbarung Gottes, fließt der Strom des Lebens durch die Weltgeschichte. Schwellend von Abels Blut, sah er mitten durch das Land, das Cains Söhne beherrschten, das Zelt des Patriarchen getragen. Rein fand er sich wieder, als die Gewässer der Sündfluth gewichen waren.

Er trug Moses, er ergoß sich durch die Wüste, barg sich hinter dem Vorhange des Tempels und vergrub sich als Bundeslade; dann aber quoll er mit dem Blute des wahrhaftigen Abels auf Golgatha's Höhen hervor, um von da an nicht mehr im Geheimen durch die Jahrhunderte zu strömen.

Wir kennen den Namen des Stromes des Lebens, wir kennen sein Bett, in welchem die heiligen Fluthen, von Golgatha, seiner unergründlichen Quelle, aus, dem Vatikane zueilen, von wo aus sie, unerschöpflich für immer, sich rauschend über die ganze Welt ergießen; und wir haben es erkannt, was dieser Strom auf der Erde geschaffen, wo Cains, immer noch mächtige, Nachkommenschaft vergebens sich an ihn gewagt, daß er versiege.

Dieser Strom ist's, der, durch den von dem Sturmwinde des Todes auseinander gefegten Staub sich schlängelnd, ihn benetzen, und ihm neuen Bestand geben, ihm neue Fruchtbarkeit mittheilen wird. Unsere Kinder, glücklicher als wir, werden dieses Wunder schauen. —

Wir sehen Alles dem Tode verfallen, sie werden die Wiedergeburt von Allem schauen; und der Glaube, der, belebt durch solches Wunder, sie erfüllen wird, wird größere Werke hervorbringen, als jene, welche heute untergehen zu unserer Züchtigung.

VII.

Coquelet.

Sobald wir das Dampfschiff bestiegen hatten, brachte Coquelet die Rede wieder auf die Triumphe

der modernen Wissenschaft. Er erklärte, er scheere sich wenig um den altfränkischen Aeolus und den alten Neptun; er fühle sich von nun an den Winden und Wogen, wie dem festen Lande gewachsen; es gebe keine Entfernungen mehr u. s. w.

Wenn du, mein Leser, Coquelet mit leiblichen Augen sehen willst, so gebe ich dir folgendes Zeichen an die Hand: der Unbekannte, der keine drei Minuten warten kann, um dir mitzutheilen, „daß es keine Entfernungen mehr gibt," das ist Coquelet. Dringe ein Wenig in ihn und er wird dir sagen, daß Joseph de Maistre das ganze Gebäude des socialen Lebens auf den Henker, als das richtige Fundament, gestellt habe.

Du wirst Coquelet völlig zufrieden mit sich selbst finden. Er liest gewissenhaft die Revue des Deux Mondes und weiß Alles. Er nimmt nach seiner Ansicht einen weit erhabenern Standpunkt ein, als Karl der Große und Bossuet und als der Gott, den sie angebetet haben. Aber, bei Leibe! er verachtet darum diese Männer nicht: sie waren Männer, wie sie zu ihrer Zeit nur immer sein konnten . . . Das einzige Unglück für sie war, sie kamen nicht zu rechter Zeit.

Coquelet ist durchaus nicht ungläubig; er glaubt an Gott, aber nicht an den alten Gott der großen Männer jener grauen Zeiten. Coquelets Gott ist der Gott, den die moderne Wissenschaft eigentlich eben erst fertig gebracht, vervollkommnet und neu bearbeitet

hat, ein wirklich guter Gott, der keine Verehrung verlangt und uns schon auf dieser Welt das Paradies bereitet.

Coquelet behauptet, er habe das altväterische Paradies der Christen nie begreifen können. Jenes Paradies ist den Gesetzen der Natur zuwider, Coquelet will nichts davon wissen. Er glaubt an ein anderes Paradies, und wir sind auf dem Wege dahin. An welches? Warum sind wir nicht schon dort? Wie viele Stationen sind auf der Eisenbahn bis an Ort und Stelle? Das sind Geheimnisse! Wir sehen, Coquelets Religion hat auch ihre Geheimnisse.

Aber dies irdische Paradies ist eine Wirklichkeit. St. Simon und Fourier ahnten es, Michael Chevalier sah es in einer Verzückung; Johann Raynaud könnte es beschreiben und Julius Simon wird dort Priester sein: der Dampf wird uns die Thore öffnen — das ist Coquelets Hoffnung.

Dann wird die Erde in Wonne schwimmen; dann werden die Gerechtigkeit, die Freiheit und die Gleichheit ihren Thron aufschlagen über den Trümmern aller Fesseln, religiöser wie anderer; dann wird alle Welt gute Tafel führen und guten Appetit haben, dann wird der Mensch wahrscheinlich dem Tode nicht mehr unterworfen sein; dann wird man die sichersten Heilmittel gegen die Seekrankheit und das Zahnweh besitzen.

Endlich wird das Menschengeschlecht im Schlaraffenlande anlangen. Denn dieses ist, Alles reiflich

erwogen und am Lichte betrachtet, der eigentliche Inbegriff der Verheißungen der neuen Wissenschaft und das Ziel des Schmachtens unseres Coquelet. Die neue Wissenschaft und Coquelet schaffen die Hindernisse bei Seite, welche den Weg zum katholischen Paradiese unbequem machten; aber es muß einmal ein Paradies da sein.

Es ist in der That Schrecken erregend, wenn man die Masse Menschen betrachtet, welche in dem Gemeinsten, was man lesen kann, den vollkommensten Ausdruck ihrer Gesinnung finden, und ihre Lebenswege unter fast wörtlicher Wiederholung von Stellen aus Buloz und Havin dahin wandeln. Und doch bleibt die menschliche Natur beharrlich dabei: es muß ein Paradies geben.

Sie sind bezaubert über sich selbst und ihre Zeit; sie finden, daß man ihnen die Welt sehr schön und liebenswürdig gemacht hat; aber sie wollen ein Paradies, eine überirdische, von aller Angst und allen Schrecken befreite, Welt, eine Wohnstätte der Ordnung, der Ruhe, des Friedens, ein Ideal der ungestörten Freude.

Vergebens stehen die Reisegelegenheiten, die Politik, das Theater und alles Uebrige Jedermann zu Gebot, vergebens sind die Straßen mit Fußbänken versehen; vergebens flammt überall das Gaslicht; vergebens ist Alles zur Gemeinheit des großen Haufens herab gesunken und wird noch schlimmer: man fühlt sich nicht behaglich, man sieht nicht klar und hat

Langeweile: das Bedürfniß eines Paradieses wird fühlbar.

Ich hatte einige Lust, Coquelet wegen dieser Empfindungen, die auch ihn quälten, anzugreifen; allein der glückliche Auserwählte des zukünftigen Paradieses war jetzt die Beute doppelten Harmes: der Wind pfiff einen Tanz auf, der den Capitän ernst machte, und Coquelet, in schlecht verhehlter Angst, hatte die Seekrankheit, wie einer, der der wiedergeborenen Menschheit nicht im Entferntesten angehört.

VIII.

Die Schutzheilige.

Unser Kapitän hatte das Aussehen eines wackern Mannes und war kräftig und sanft. Er gab seine Befehle, ohne daß ein Fluch seinen Lippen entschlüpfte, und traf seine Vorkehrungen gegen das Unwetter ohne irgend ein Zeichen der Ungeduld. In seiner Kajüte hing das Bildniß der heiligen Jungfrau.

„Kapitän, was halten Sie von dem Wetter?"

— „Das ist ein heilloses Wetter, und es wird anhalten. Wir werden einen Tanz machen! Vielleicht zwingt uns sogar der Tanz, unterwegs anzuhalten. Aber fassen Sie Muth; das Fahrzeug ist gut und

sein Kapitän hat Glück. Ich bin fünfzig Jahre alt und lebe fünfzig Jahre auf dem Meere, da ich auf dem Schiffe zur Welt kam."

„Die Schifferei war von meiner frühesten Kindheit an mein Geschäft; nie hat mich ein bedeutender Unfall auf der Reise nach Rom betroffen; von andern Reisen kam ich mit heiler Haut zurück." — „In Ihrer Kajüte, Kapitän, habe ich ein gewisses Bildniß bemerkt. Ist es die Schutzheilige des Schiffes?" Er lächelte.

„— Die Gesellschaft der kaiserlichen Postschiffe hat keine Schutzheiligen: das Schiff ist Lykurgus getauft; kennen Sie diesen Heiligen? Aber Unsere Frau, von der sie sprechen, ist meine persönliche Schutzheilige." — „Ist sie es schon lange?"

„— Seit einem gewissen Tage, es ist schon lange her; aber er steht bei mir in frischem Andenken. An jenem Tage sah ich den Meeresgrund in ziemlicher Nähe, ich und einige Andere, die, wie ich, nicht gar zu oft zum Himmel aufblickten — ich meine den Himmel, wo der liebe Gott wohnt. Ohne Hoffnung, je wieder das Land zu erreichen, fanden wir, daß wir frömmer waren, als wir dachten: wir machten der heiligen Jungfrau de la Garde ein Gelübde."

„Sogleich nahm sie uns in's Schlepptau. Wie von ihrer Hand geleitet, kamen wir in den Hafen. Wir erfüllten unser Gelübde im Hemde und barfuß, und sangen unsere Litanei dazu. Die gütige Jungfrau hat ihre Sache wohl gethan. Bald darauf

schenkte sie mir mein Weib, mein Weib mir meine Tochter."

„Beide beten für mich. Sie stehen Schildwache für mich vor unserer Lieben Frau de la Garde; ihre Gebete flammen, reinen, weißen Wachskerzen gleich. Sie bitten die heilige Jungfrau, mir die Gnade zu gewähren, auf meinem Bette in guter Ordnung und nach guter Beichte zu sterben.

„Sie machen geltend, daß wir ja auf der Erde fast immer von einander getrennt seien, und es darum nicht auch in der Ewigkeit sein möchten. Ich rechne darauf, daß Gott ihre Bitte erhören, meine Tochter mir einst die Augen zudrücken und meinen armen Leib der Erde übergeben wird. Also! Gehen Sie in Ihre Cabine und schlafen Sie so ruhig, als ich.„

IX

Schlimme Meerfahrt.

Wir gingen zu Briançon, zu Genua, zu Porto San Stefano und ich weiß nicht, wo noch, vor Anker. Es kam der achte Tag herbei. Seit den Reisen Telemachs, des Sohnes des Ulysses, hat man kaum von unglücklicheren Seefahrern gehört. Die Wissenschaft konnte uns nicht helfen, es handelte sich darum, andern Wind zu bekommen. Coquelet schien gedemüthigt.

Trösten Sie sich, Coquelet. Diese Unfälle beweisen, daß Gott noch etwas in der Welt vermag, daß Er noch immer dem Winde und dem Meere gebietet und daß wir ohne Seinen Willen sicherlich nirgends landen. Das ist leicht begreiflich, und gelingt es Ihnen, es zu begreifen, so werden Sie schon Vieles wissen.

Mein armer, thörichter Coquelet! Dennoch hat er Gutes. Ich finde ihn ernst und aufrichtig. Er will die Menschheit glücklich sehen, glaubt ehrlich, daß die Kirche im Irrthume sei und durch diesen Irrthum die Menschheit in Unglück stürze. Er hat das gelesen, Grund genug für ihn, es zu glauben. Er glaubt Alles, was nicht die Kirche sagt.

In der Tiefe seiner Seele ruht unverkennbar ein religiöses Gefühl, doch weiß er nicht welches, noch warum; aber er besitzt und bewahrt es. Es ziehen Gedanken des Gebets durch seine Seele, er macht sich Regeln für sein Verhalten, versagt sich eine Menge Dinge, die sein System ihm gestatten würde. Coquelet ist weder des Betruges, noch der Lüge fähig.

Er würde erröthen, sich einen Christen zu nennen, da er es nicht ist. Er gehört nicht zu denen, welche die Kirche im Namen und zum Schutze des katholischen Glaubens vernichten wollen. Seine Absicht ist, sie durch die Macht der Gedanken zu stürzen. Aber verfolgen, rauben, tödten, und Alles das, indem man

das Zeichen des Kreuzes macht, das erscheint ihm als Gräuel und Ruchlosigkeit.

Zu Porto San Stefano trafen wir einen Pfarrer, welcher der französischen Sprache mächtig war und uns Orangen aus seinem Garten anbot. Coquelet erkannte es großmüthig an, daß es der Geistlichkeit nicht überall an gebildetem Anstande fehle und daß diese Seelsorger, wie sie als Sittenlehrer überall aufgestellt sind, eine ganz glückliche Erfindung der katholischen Kirche seien.

Er gestand, daß ihm allerdings über die Redlichkeit und Unbefangenheit verschiedener Journalisten einige Zweifel aufgestiegen seien, daß diese Schulknaben im Allgemeinen einen sehr wenig preiswürdigen Styl schreiben, und daß sein Vertrauen zu ihnen nicht allzu groß sei. Ich fange in der That an, Coquelet lieb zu gewinnen. In unserer Zeit der Leihbibliotheken und Journale, wo Alles liest, einen redlichen Tölpel zu finden, das ist rührend.

Er hörte mich ruhig an, als ich sagte, sein zukünftiges Paradies, sein Elderado, sei nur das mehr oder minder zugestutzte Paradies Mahomeds. Er war damit einverstanden, daß das Letztere, obwohl es für seine Bekenner auf Erden so gut als möglich verwirklicht worden, dennoch die Civilisation der Türken auf keinen Standpunkt gehoben habe, der beneidenswerth wäre.

Ich bat ihn, die beiden Küsten des mittelländischen Meeres in's Auge zu fassen, die katholische und die

muselmännische, und in Betracht zu ziehen, was beide für das menschliche Geschlecht gethan, auf der einen Seite das Evangelium, auf der andern der Koran, diesseits der Papst, jenseits der Scheik-ul-Islam. Er gewahrte, allerdings nur wie im Nebel, Dinge, für welche wenige Publicisten Augen haben.

X.

Vom Dampfschiffe.

Ich konnte Coquelet's nachgiebige Stimmung benützen und hielt es für keine Kühnheit, ihm meine Meinung über das Dampfschiff mitzutheilen. Sicherlich ist das Dampfschiff ein Werkzeug Gottes. Es versetzt dem Islam den Todesstoß. War es etwa Fulton's Plan, die Kreuzzüge wieder aufzunehmen und zum Ziele zu führen? Also auch über den Dampf verfügt Gott nach Seinem Willen.

Aber Er thut es nur zu seiner Zeit und überläßt uns lange Zeit, zu thun, was wir wollen, als ob Er sich darum nicht kümmere. Verschiedener Art sind die Werke Gottes: ein großer Theil derjenigen, die Er durch die freie Hand des Menschen vollführt, sind Werke Seiner Strafe.

Mit welchem Schrecken, welcher Gewissensangst, welcher Demüthigung vor Gott sollte der Mensch

nicht der Kräfte sich bedienen, welche ihm in der Neuzeit anvertraut werden? Aber hieran denkt er nicht; er hält dieselben für seine Erfindung, für seine reine Errungenschaft, und gebraucht sie, wie Noah die Frucht des Weinstocks.

Die durch die Wissenschaft an's Licht geförderten Kräfte, die Gott uns seit dreißig oder vierzig Jahren in die Hände legt, diese Kräfte, welche die Natur bändigen, ohne derselben ihre Geheimnisse entreißen zu können, die den Menschen von Hochmuth trunken machen, erscheinen mir dazu bereitet, die Menschheit in nicht geahnter Weise zu bändigen. Im geringsten Falle werden sie ihm Streiche spielen, die mit Blut und Gräuel bezeichnet sind.

Die schnelle Beförderung durch den Dampf vernichtet den Islam. Aber sie ist auch der großartige Hebel zu einem furchtbareren Islam. Es sind jetzt zwanzig Jahre, sagte ein Römer zu mir, seitdem ich, anfänglich alle vierzehn Tage, alsdann jede Woche und endlich zweimal in der Woche, die Revolution auf dem Dampfboote herankommen sehe.

Der Dampf ist der Sturmbock, der die Grenzen aller Länder erschüttert, durchbricht und zerschmettert. Durch diese Breschen verlieren die Fürsten ihre Autorität, aber auch die Völker ihre Freiheit. Noch ein Paar Jahre und die Nationalitäten, welche widerstehen wollen, werden schlimmes Spiel haben. Denken wir an das Schicksal von Sebastopol.

Hätten es die Menschen, wenn man so sagen darf, nur mit Gott zu thun, begnügte sich Gott mit Pest, Blitz und Erdbeben, so könnte man es hinnehmen. Gott aber hatte noch eine schrecklichere Geißel in Verwahr; er hat sie eben ergriffen: es ist der Mensch. Er hat zugelassen, daß der Mensch seine Zerstörungskraft verhundertfache.

Man macht einen Feldzug von einigen Monaten: hunderttausend Leichen bedecken die Wahlstatt und da ist erst der Anfang! Während die Löwen vom Kampfe ausschnaufen, kömmt der räuberische Schakal als Nachzügler. Laßt die Löwen zu Athem kommen und einer von ihnen wird auf dem Platze bleiben, einer von den Beiden, das heißt: ein ganzes Kaiserthum. Die schwarze Pest war viel haushälterischer.

Sie geht gut, die Maschine! Wir wünschen uns Glück, Kanonen zu besitzen, die zwei Stunden weit tragen. Warum die Bescheidenen spielen? Wir haben noch Besseres, als das. Vermittelst der Dampfmaschine tragen unsere Kanonen tausend Meilen weit und darüber. Von Paris oder anderswo aus nimmt man eine Stadt auf's Korn: Peking, wenn ihr wollt.

Durch den Telegraphen befiehlt man der Maschine, die den Winden und den Fluthen trotzt. Augenblicklich ist sie bereit und öffnet ihre gewaltigen Seiten; man füllt sie mit menschenmörderischem Eisen: sie zieht dahin, ein schwimmender Vulkan; das Erdbeben und die Cholera landen mit ihr zumal.

Man denke sich, was eines Tages der Mensch zu thun im Stande sein wird, dem die meisten Maschinen zu Gebote stehen! Wird es wohl gut thun, diesem Manne zu widerstehen? Wird es klug und zweckmäßig sein, es zu verweigern, ihn anzubeten, wenn er den feigen Wichten glaubt, die ihm sagen, er sei Gott und müsse verlangen, daß man ihn anbete?

Glaubt ihr vielleicht, solche niederträchtige Wichte, und das zwar in Masse, werden nicht auftreten? Auf allen Seiten erblicke ich die schmutzige Brut. Der Samen ward zu reichlich ausgestreut, als daß er nicht verhängnißvoll aufgehen sollte. Glaubt ihr, sie werde nicht zu Einfluß gelangen? Ich behaupte, sie allein wird Einfluß haben.

Was aber, glaubt ihr, soll aus einem Herrn der Welt, der keinen Gott fürchtet, werden, wenn nicht ein Scheusal oder ein Narr, der sich bereden läßt, er sei Gott? Drei Jahrhunderte hindurch verrückte der Besitz einiger, allezeit ungefügigen, Legionen, vor welchen aber die allgemeine Niederträchtigkeit zitterte, den römischen Kaisern den Kopf.

Aber der zukünftige Imperator wird über hundertmal mehr, hundertmal unterthänigere Legionen gebieten, und eine weit verkommenere, tiefer gesunkene, zerschlagenere und zerschmettertere Menschheit unter sein Joch zu beugen haben, weil sie von den unermeßlichen Höhen des Evangeliums herabgestürzt.

Der zukünftige Kaiser wird die Maschine besitzen, die bewunderungswürdige Maschine, die höchst be-

wunderungswürdig vervollkommnete, viel gewaltigere, raschere, unversinkbare Maschine, welche in ihrem erweiterten Bauche den Tod tragen wird, tausendmal besser ausgerüstet, als jetzt, — die Maschine, welche nie Nein sagt, und von Maschinen bedient wird, welche stets Ja sagen.

Und ihr meint, dieser Mann werde kein Narr und jene nichtswürdigen Wichte des Afterfortschritts, welche, im warmen Kothe ausgebrütet und in den Strahlen des Herrscherblickes emporwühlend, ihm von von Stund an schmarotzen und ihm ihr scheußliches Alleluja zujauchzen, — sie werden Jenen nicht bereden, er sei Gott?

Das ist es, was ich von der Maschine erwarte und was ich ihr zum Vorwurfe mache. Es lohnte sich vielleicht nicht der Mühe, davon zu sprechen und der Menschheit dadurch ein Aergerniß zu geben. Sie glaubt ohnehin, der Telegraph befördere ihre Gedanken, und die Dampfschifffahrt werde ihr endlich auch noch frische Cocosnüsse zuführen.

Sollte mir aber auch das Dampfschiff frische Cocosnüsse bringen, so werde ich ihm doch stets ein Ding nicht verzeihen können: seine Häßlichkeit. Es ist lang, schwarz, hat weder Masten, noch Segel, noch Taue; sein ganzes Tackelwerk, roh wie es selbst, besteht in eisernen Ketten. Im gesammten Maschinenwesen der Neuzeit erblickt man nur eiserne Zähne und eiserne Ketten.

Euer Dampfschiff rast dahin, wie ein Commissionär, und geberdet sich wie ein Polizeischerge — hastig und roh! Es dampft, keucht, pfeift und stinkt. Man gebe ihm ein Schwert und es wird Alles, was ihm in den Weg kömmt, entzwei hauen und seinen Lauf fortsetzen; stolz auf seine Unüberwindlichkeit wird es den Hochmuth und den Trotz der Gewalt, die Sklaverei und den Tod in die Ferne tragen.

Ach! das schöne Schiff früherer Zeiten! Das geschickte, muthige, stattliche Schiff mit seinen vortrefflichen, gewandten Matrosen, das so wacker die empörerische Woge spaltete, mit Kunst und Tapferkeit den Feind, mit Kraft das Meer und mit List den Wind bekämpfte und dessen Segel, wie von Milch schwellende Busen, die Brise blähte!

Endlich lief der Lykurgus im Hafen von Civita-Vecchia ein. Die schwarze, übelriechende Maschine stellte die Bewegung ihrer Flügel oder vielmehr ihrer lärmenden Tatzen ein und setzte uns auf dem italienischen Boden, dem friedlichen, priesterlichen Boden, ab. Jetzt sind wir bei dem Papste, das heißt: zu Hause.

XI.

Civita-Vecchia.

Dunque betreten wir das Erbgut des Fürsten des Friedens, welcher glaubt, daß die Menschen eine von Gott geschaffene Seele in ihrem Körper tragen, der von Gottes Hand gebildet ist.

In Wahrheit, Civita-Vecchia ist kein Belustigungsort; es ist ein nackter, von der Sonne versengter und vom Winde gepeitschter Felsen.

Als ich zum erstenmal den Fuß in diese Stadt setzte, wie schön erschien mir da Alles! Es war Italien; ich sah italienische Gestalten — es gab deren noch.

Das Meer schimmerte so grün und so blau, die italienische Sprache klang so voll und so süß! . . . . Ein Orangenhändler reichte mir zwei seiner Früchte für einen Sou.

Man gab mir eine kleine Silbermünze heraus, die auf der einen Seite die Bildnisse der Apostel Peter und Paul und auf der andern einen Segenspruch für diejenigen trug, welche ein Almosen geben.

Den, von so vielen, nicht immer unverdienten, Verwünschungen belasteten, Gasthof Orlandi fand ich dem Aeußern und dem darin herrschenden Tone nach liebenswürdig, die Rechnung nicht übersetzt.

Ich trat in ein Kafehaus; es war kühl darin. Drei ehrbare Männer tranken dort Wasser und lasen

eine, acht Tage alte, Zeitung, die kaum zwei Spannen lang war.

Ueber dem Schenktische bemerkte ich eine Madonna, vor welcher eine kleine Lampe brannte. Alles zeugte von Frieden, Ehrbarkeit und Glück.

Bei meiner zweiten Reise dahin fand ich in dieser Stadt eine französische Besatzung und man arbeitete an den Befestigungswerken. Ach! Europa, das die Staaten des Papstes durch Festungen schützen muß!

Einst wurden von den Päpsten, dem Meeresgestade entlang, Thürme erbaut, aber gegen die Saracenen. Wer hätte gedacht, daß man sie in einer Zeit wieder aufführen müßte, in welcher es keine Saracenen mehr gibt.

Als ich zum dritten Male dorthin kam, verstärkte man die Festungswerke und begann die Eisenbahnbauten.

Jetzt ist die Befestigungsarbeit vollendet, die französische Garnison verdoppelt, die Eisenbahn im Gange und der Thron des Papstes offen bedroht.

Noch erinnere ich mich, wie mir einmal Civita-Vecchia und der Gasthof Orlandi als das Reizendste vorgekommen, das ich je gesehen hatte.

Civita-Vecchia hat nicht Alles verloren, noch immer ist es die erste Pforte Roms! Aber die erste Begeisterung liegt ferne von der jetzigen Stunde!

Ich trat in mein altes Kafehaus. Es war mit lärmenden Gästen angefüllt. Durch den Tabaksqualm

hindurch erkannte ich zwei Dinge: die Madonna und den Constitutionnel.

Ich fand meinen Platz in der Nähe eines Trio von Unteroffizieren. Der eine von ihnen kam eben aus Urlaub zurück, war sehr aufgeräumt und erzählte, wie er gerade recht gekommen, um der Hochzeit seiner ersten Liebe beizuwohnen, und wie ihn das ergötzte, und wie er seine alte Mutter durch seine kräftigen Flüche, von welchen er einige Muster zum Besten gab, erschreckt habe.

Diese Bursche sprachen gut. Sie hatten offenbar ihre Klassen gemacht. An der Seite des Einen, welcher, um meine Bewunderung zu erregen, sich in die malerische Stellung des Banditen warf, gab sich der Andere das Ansehen des Weisen, er lächelte über die Selbsttäuschungen der Jugend, die keine zu haben glaubt. Wenn man ihn hörte, war er der wahrhaft Aufgeklärte und Enttäuschte, und wollte mich davon überzeugen.

Er glaubte an Nichts: die Liebe, die Familie, Gott, die Epauletten, das Leben waren ihm eitler Wahn ... Der Feuilleton-Roman, das war sein Alles!

Die beiden jungen Unteroffiziere waren wirklich zwei Feuilleton-Romane und ich könnte fast sagen, welche Laffen sie geschrieben haben; aber verlassen wir lieber diese schlechte Luft.

XII.

Palo.

Auf dem einsamen, herrlichen Wege von Civita-Vecchia nach Rom gab es zu jener Zeit einen seltsamen, fast düstern Ort, und dennoch reizend. Die Eisenbahn hat ihn nun verschlungen. Er hieß Palo.

Es war ein weitläufiges, altes, verfallenes Gebäude von ernstem Aussehen, welches auf dem Felsen hing und bis in das Meer herablief. Dort waren, bunt durcheinander, die Zollwache, die Gendarmerie, die Post untergebracht, und ich weiß nicht, was es war, was sich noch hier als Gasthof hergab.

Das Ganze glich etwas Niegesehenem. Alles hatte den Charakter eines finstern und stolzen Verfalls — eine Ruine, die sich nicht beklagt, die nicht weiß, daß sie sich zu beklagen hat, und nicht hört, daß man sie beklagt.

Es traten mir lebhaft vor die Augen jene herabgekommenen Söhne hoher Ahnen, die ihren erbleichten Wappenschild gegen alle Ehre des Geldadels nicht vertauschen würden. Ob noch Sprößlinge jener Geschlechter jetzt vorhanden sind, ich weiß es nicht.

In dem Gastzimmer zu Palo befand sich eine Madonna, vor ihr die brennende Lampe, Feuerzeug auf dem Kamin, ein alter schwarzer Tisch, der die Tafel vorstellte, und wenige andere Geräthschaften. Die Uhr stand stille.

Warum auch dort eine Uhr, wo die Zeit des Maßes nicht bedarf. Das Schenkmädchen sah auf das Meer hinaus. Sie wendete langsam den Kopf, um nach dem Aufdringlichen zu sehen, der sich die Freiheit genommen, ein Glas Wasser von ihr zu begehren.

Herr Osselet, der Coquelet meiner ersten Reise, hatte sich durch die Aufwärterin in der Herberge zu Palo einschüchtern lassen. Zu Rom und in Frankreich sprach er noch mit mir davon. „Nun, und die Prinzessin von Palo? Wie jene Leute die Reisenden behandeln! Ein schändliches Volk!!"

So war Herr Osselet über den römischen Stolz aufgebracht. So oft Herr Osselet einen Dienst verlangt, oder die Bezahlung eines Trinkgeldes verweigert hatte, befiel ihn die Furcht, man möchte ihn ermorden. Im gegenwärtigen Augenblicke beklagt er tief die Römer, die er für Sklaven der Kardinäle hält.

Hätte ich den Siècle nicht oft genug gelesen, so würde ich nie im Stande gewesen sein, den Gedankengang des Herrn Osselet, eines sonst trefflichen Mannes, zu begreifen, der eine große Verehrung für die französische Gendarmerie hat und stolz darauf ist, ein Franzose zu sein.

Vor dem Madonnenbilde der Herberge zu Palo war eine Bäuerin, ermüdet auf dem Boden sitzend, eingeschlafen. Ihr Kind schlief an ihrer Seite. Sie waren so arm, sie schlummerten so ruhig!

Der Freund, mit welchem ich jene erste Reise machte, äußerte sich: „In Frankreich sagt man uns viel von Gleichheit vor. Dürfen wir aber wirklich die Gendarmen, den Unterpräfekten, Herrn Osselet, der reicher ist, als wir, unsers Gleichen nennen?

„Wie ungereimt! Der Säbel, das gestickte Staatskleid, die volle Börse und hundert andere Dinge beweisen auffallende Ungleichheiten. Wir ertragen das unser Leben lang, ohne Gewißheit, die Gleichheit jenseits zu finden."

„Sieh jene Madonna. Sie ist ein Familiengemälde. Die heilige Jungfrau gehört hier zu den Ahnfrauen, sie ist die Mutter des Geschlechts und dieß in dieser armseligen Herberge gerade so, wie im Vatikan und in den Pallästen der Staatsverwaltung."

„Maria, der Frieden, die Freude und das Heil der Welt, sagt uns der heilige Ephrem, und der heilige Bonaventura bezeichnet uns Maria als diejenige, durch welche Christus unser Bruder geworden ist."

Dieses Wort traf meine Seele und der Geist Roms wehte, wie Balsamduft durch mein Herz.

Hinter Palo verliert sich der Weg in die Felder. Wir sahen einige Hirten vorbeireiten, deren grobe Mäntel, spitzige Hüte und gebräunte Gesichter Herrn

Osselet eben keine Freude machten. Er hatte Fra-Diavolo in der komischen Oper gesehen.

Wir sprachen ihm Muth zu und erinnerten ihn, daß die Heimath Fra-Diavolo's weit von da, in der Umgegend von Terracina, sei. Hierauf wurde er über den vernachlässigten Bau der Felder unmuthig: „Warnm keine Häuser, rief er aus, — warum keine Bäume?“

Wir gaben ihm zur Antwort, daß dieses Herr von Tournon gut befunden. — „Was kümmert mich das,“ erwiederte Herr Osselet; „wer ist der Herr von Tournon?“ — „Zur Zeit des großen Kaisers war er, ein Franzose, Präfekt von Rom.“ Herr Osselet saß in der Falle.

Er kam jedoch bald wieder auf seine Ansicht zurück. — „Das gilt mir gleich,“ sagte er; „Häuser würden dem Reisenden Zutrauen einflößen und Bäume seinem Auge wohl thun.„ — Aber, Herr Osselet, die Diebe würden ein Versteck hinter den Bäumen finden!

Und dann — es fallen ja auch in Ihrer Ebene von St. Denis und an Ihrem Kanale de l'Ourcq Todtschläge vor, warum sollte in unserer Campagna von Rom nicht auch einmal ein Mord vorkommen dürfen? Wollen Sie das Recht dazu für Frankreich allein beanspruchen?

Wenn Sie sich so sehr vor Ermordung fürchten, warum gehen Sie überhaupt auf Reisen, Herr Osselet? Gerathen Sie doch nicht so in Widerspruch mit sich selbst. Und schließlich mögen Sie erfahren, daß die

Campagna von Rom die reichste Ausbeute an Fleisch, Wolle, Leder, Talg, kurz an Allem liefert, was Sie werthvoll finden. Erfahren Sie, daß dieses unbebaute Feld vier und fünf Procente abwirft.

Durch diese, mir selbst in ihrem Umfange nicht vollkommen bekannten, Argumente gedemüthigt, ließ uns nun Herr Osselet in Ruhe die stille Pracht der zum Ernste stimmenden Landschaft bewundern. Ehrwürdige, für den Frieden geschaffene Fluren — und ruchlose Hände wollen euch mit Blut bewässern, um euch fruchtbar zu machen!

XIII

Die päpstlichen Legaten.

Wir hatten einen Reisegefährten gefunden, der von Herrn Osselet ganz verschieden war, einen in grobes Tuch gekleideten Mann mit Sandalen an den Füßen, der auf dem Dampfschiffe in dritter Klasse fuhr. Er hatte uns das Vergnügen gemacht, unsere Einladung anzunehmen und in unsern Wagen zu steigen.

Außer einem Buche und einem kleinen Korbe, der seinen Mundvorrath für die Reise von Paris bis Rom enthielt, führte derselbe kein Gepäcke bei sich. Er gehörte einem Franziskanerkloster an und war

ein wissenschaftlich gebildeter Mann, geistvoll und von großer Herzensgüte.

Sein Wesen war Demuth und Einfalt; dabei war er gewandt im Worte, von unerschütterlichem Muthe, von unbesiegbarer Ruhe; seine stete Freudigkeit war durch nichts zu trüben. Er liebte Nichts, als seine Zelle, und hatte doch zwanzig mühselige Reisen gemacht.

Stets bereit, auf den ersten Befehl abzureisen, verließ er, ohne sein Buch zu schließen, in dem er eben gelesen, die ihm theuere Zelle und nahm weder Felleisen, noch Mantel mit. So ging er nach Norden und Süden, in die Sandsteppen und nach den Schneebergen, immer gerade vorwärts.

Hatte er seine Sendung vollbracht, so kehrte er zurück, legte Rechenschaft ab und las auf der unterbrochenen Stelle seines Buches weiter, als ob er nur eine Stunde abwesend gewesen wäre. So thaten es auch jene gefürchteten Abgesandten des Papstes, jene Männer, deren die Geschichte so oft erwähnt. Mit dem Auftrage, die Gerechtigkeit zu handhaben, zogen sie zu Fuß und baarfüßig durch die Welt, durch Wüsten, über Meere, trotzten jeglicher Gefahr, jeglicher feindlichen Gewalt, jeglicher Gefangenschaft und jeglichem Tod; furchtlos vor dem Zornblicke des Menschen drangen sie in die Feldlager und Palläste, indem sie mit demselben ruhigen Auge den Glanz der Krone, wie das Funkeln des Schwertes ansahen, und dann

riefen sie dem Sieger zu: Non amplius! und dem Tyrannen: Non licet!

Ich kenne einen geistreichen Mann, welchen die Erinnerung an die Legaten des Papstes im Mittelalter heute noch in Schrecken setzt: Gleich den Botschaftern Roms im Alterthume," sagt er, „ziehen sie den Kreis des Popilius um die Könige und verbieten ihnen, denselben zu überschreiten."

Noch viele andere Züge hat er gesammelt, die den Legaten, wie den Gesandten der römischen Republik eigen sein sollen, und, nach Vollendung seiner Parallele zieht er den Schluß, daß die Aehnlichkeit vollständig, daß sie Beide eins und dasselbe seien.

Geistreicher Mann, hast du die erstaunliche Aehnlichkeit zwischen Ludwig XVI. und Robespierre bemerkt? Beide waren vom Weibe geboren, beide sahen mit den Augen, hörten mit den Ohren u. s. w.; beide übten ihre Gewalt, hatten Schmeichler und Feinde, genossen des Beifallrufes desselben Volkes, starben fast im nämlichen Jahre und auf demselben Blutgerüste u. s. w. Robespierre und Ludwig XVI. sind derselbe Mensch — augenscheinlich!

Du selbst aber, geistreicher Mann, worin bist Du von Herrn Havin verschieden? Wendest Du nicht dasselbe Verfahren an, Deine Gedanken zu offenbaren, und sind Deine Gedanken nicht oft die seinigen? Er hat nur mehr Leser als Du.

Was würdest Du jedoch sagen, wenn ich Dich mit Herrn Havin vergleichen wollte? Du würdest

sagen, daß Havin und andere seiner Zunft die ungeschlachten Rädelsführer der rohen Gewalt seien; daß Du die geistige Gewalt vertretest, diese beiden Gewalten aber wesentlich von einander abweichen.

Gerade dieser kleine Unterschied — und weit mehr in die Augen springend — besteht zwischen den Botschaftern des alten und den Legaten des neuen Roms. Beide sind römische Gesandten, die einen die der rohen, die andern die der moralischen Gewalt.

Es ist was Anderes, zu sprechen, wie der alte Römer sprach: „Ich verbiete dir dieses, weil ich die Gewalt dazu habe," oder zu sagen wie der päpstliche Legat: „Ich verbiete dir dieses, weil du kein Recht dazu hast."

Und die Stimme, welche im Namen des Rechts gebot, bat zugleich im Namen der Liebe. Ein Wort nur sprach diese Stimme: Ich liebe! o du Gewaltthätiger! Ich liebe das Recht, ich liebe diejenigen, die du verfolgst, und dich, dich auch liebe ich!

Wie sie den Namen Eva, die Erinnerung an das Verderben, in das Wort Ave, den Denkspruch des Heils, verwandelt, so hat die Kirche aus Roma, Stärke, amor, Liebe, geschaffen.

Mutans Romae nomen.

Wenn es eine Zeit gab, in welcher die Intelligenz Gemeingut war und eine so hohe Stufe erstiegen hatte, daß sie im Stande war, der moralischen Kraft eine siegreiche Stütze gegen die rohe Gewalt zu bieten,

wo blieb denn das Uebel, ihr geistreichen Männer, die ihr jene Zeit so sehr beklagt?

Welch ein Uebel, daß dieser Eroberer nicht eine Provinz anneriren konnte? dieser König sein Volk nicht vernichten? dieser König kein falsches Geld schlagen? jener sein gesetzmäßiges Weib nicht verstoßen durfte? War hierin die Menschenwürde verletzt?

Ihr geistreichen, geistreichen Männer, die Ihr stets die moralische Gewalt so sehr gehaßt habt, sie noch haßt, seid auf Euerer Hut! Seht! jetzt, da diese moralische Gewalt ihre Herrschaft verloren, hindert sie weder die Annerion von Provinzen, noch den Bruch der Tractate.

Die Zeit kommt heran, wo man Lust hat, die Häuser hinwegzunehmen, die Privat-Verträge zu brechen, die Gattinen zu verstoßen. Verschwindet die moralische Gewalt völlig, so wird die rohe Gewalt völlig herrschen.

Man durfte weder mit den Gesandten des heidnischen Roms, noch mit den Mannen der ersten fränkischen Könige, noch mit den Gesellen Robespierre's von moralischer Gewalt sprechen; auch mit den Getreuen Garibaldi's wird man es nicht dürfen; diese werden sogar die Tagespresse unterdrücken, sogar die Journalisten.

Denkt nach, Ihr geistreichen Leute. „Noch eine kurze Zeit ist das Licht bei Euch; wandelt, so lange Ihr das Licht habt, damit Euch die Finsterniß nicht

überrasche.“ Denn die Nacht wird länger werden, als zur gewöhnlichen Winterszeit.

Ich meinerseits, dessen Betrachtungen angestellt und geschlossen sind, hätte gerne die rauhe Kutte dieses Frate geküßt. In ihm erkannte ich den ächten Schlag der päpstlichen Gesandten, der Gesandten der Gerechtigkeit und der Liebe. Ich dachte an meine unbekannten Voreltern.

Wer hat ihnen den Glauben in ihre uralte Unwissenheit gebracht? Aus welcher Quelle floß er in ihre wilde Lagerstätte? Er kam von Rom! Ein Gesandter Roms richtete vor ihren Blicken das Kreuz auf und machte das Zeichen des Kreuzes auf ihre Stirnen.

Kinder Gottes und Theilhaber an dem himmlischen Erbe geworden, lebten sie getröstet und zufrieden im Schatten des Kreuzes. Wollte man ihnen das Kreuz verhüllen oder gar rauben und mit ihm das Reich Gottes, das sie besaßen, dann erhob sich die Stimme Roms, seine Gesandten eilten herbei, und die heilige Flamme ward bewahrt in ihren Seelen, die heilige Hoffnung ließ nicht nach, ihre einfachen Herzen zu trösten und aufrecht zu erhalten, und so haben sie auch auf mich ein christliches Blut fortgepflanzt.

O Rom, süße Mutter, himmlische Lehrmeisterin der Völker, sei gepriesen für die Geschenke, welche Du mir in meinen Vätern gemacht; sei gepriesen für die heiligen Freuden, welche Du über die Geringen

des Meschengeschlechts, deren irdisch Erbtheil Noth und Mühsal, ausgegossen.

Sei gepriesen für die Tugenden, die Du sie gelehrt, für die demüthigen Gebete, die sie an Gott gerichtet, für die Brosamen und die Tropfen Wassers, die ihre Armuth der Armuth gespendet; sei gepriesen für den himmlischen Strahl, der ihre von Schweiß benetzte Stirne verklärt!

II. Buch.

Ankunft in Rom.

I.

Porta Cavalligieri.

Freudig aufgeregt im Vorgefühle der schönen Tage, die uns Gott schenken würde, näherten wir uns Rom. Wir waren keine ungeduldigen Neugierigen, auch keine Leute, welche zu bekehren waren und sich gegen den Teufel oder den lieben Gott zu rüsten suchen; wir kamen mit der Liebe im Herzen hin und waren mehr Heimkehrende als Ankömmlinge.

Alles hatten wir nach Wunsch: kräftige Pferde, einen herrlichen Postillon, der ein hübscher, gesitteter und gut gelaunter Bursche war. Er schien eben so erfreut, Rom zu sehen, wie wir, und fand an unserer Munterkeit Behagen. Selbst dem stoischen Frate schlug das Herz. Eine Wendung der Straße gab uns den vollständigen Anblick der Peterskuppel, nachdem wir sie früher schon begrüßt hatten.

Das Wetter war prachtvoll; die Sonne sank in vollem Glanze und sendete der Erde Licht und Gluthen; das Kreuz funkelte auf der Kuppel, die milder Purpurschein umwebte. Fra Gaudenzio konnte sich nicht mehr fassen. Er rief dem Postillon, zu halten, und breitete die Arme aus, als ob er den Tempel und die Stadt in dieselben ziehen wollte.

„*Ecco*“, sagte er, „*ecco!*“ Seine Augen wurden naß. — Welch zartes Gefühl lag in diesem Ausrufe, und mit welcher Sehnsucht hatte er, vielleicht ohne sich es selbst zu gestehen, gewünscht, seine Augen an den theuern Herrlichkeiten zu weiden, die jetzt wieder vor ihnen lagen! Nach einem kurzen Schweigen fuhr er, mit noch immer feuchtem Auge und zu dem schönen Himmel erhobener Hand, fort:

„Glauben Sie, daß jene berühmte, liebliche Elpis, welche vor dreizehnhundert Jahren die Hymne verfaßte, die wir in der Vesper der heiligen Apostel singen, nicht diesen Himmel vor Augen hatte, und daß sie ihn trefflich geschildert? Hören Sie:

Aurea luce et decore roseo . . .

„*Roma! Roma! madre mia Roma*, vielgeliebtes Rom, dem Gott die heiligen Apostel geschenkt, wahre wohl das Geschenk!“ Das Herz strömte ihm völlig über und er begann mit schöner Stimme im Kirchentone zu singen:

O felix Roma quae tantorum Principum
Es purpurata pretioso sanguine,
Non laude tua, sed ipsorum meritis
Excellis omnem mundi pulchritudinem!

Die Begisterung des guten Mönches entzückte und rührte uns. Wir waren daher nicht wenig überrascht, als er plötzlich Sprache, Ton, selbst die Züge seines Angesichtes wechselte und an uns in der schärfsten italienischen Betonung die Frage stellte, ob wir einen Haouréaou kennten? — Haouréaou? — Si . . . Cattivo scrittore . . . falso dotto . . . pedantaccio . . . giornalista?

„— Schlechter Schriftsteller, Aftergelehrter, ein rechter Pedant und noch dazu Journalist! Wir haben mehrere dieser Art. Haou . . . Come Padre? — Haouréaou. H, a, ou, r . . . — Va bene, Padre! Bartolomeo? — Si, si! Bartolomeo Haouréaou. — Und was haben Sie, mein Vater, gegen Barthélemi Hauréau?

„— Aureo è suo nome, ma davvero, il suo talento non è d'oro. Es behauptet dieser Bartolomeo, daß die römische Kirche im fünften Jahrhunderte in Barbarei versunken gewesen sei und weder das Griechische, noch die lateinische Grammatik mehr verstanden habe. Gerade damals aber war die Zeit des heiligen Augustin, Dionysius des Kleinen, Cassiodors und Boëthius, um nicht andere anzuführen."

„— Zu jener Zeit fanden sich zu Rom junge Frauen, wie jene fromme Gattin des Boëthius, die so gelehrt war, daß sie die Hymne verfassen konnte, von welcher ich eben eine Strophe wiederholt habe. Ich bin überzeugt, daß der Bartolomeo nicht im

Stande wäre, eine Hymne zu fertigen, nicht einmal in französischer Sprache." Das ist auch meine Ueberzeugung, mein Vater, und die der ganzen Welt!

„— Er versteht kein Griechisch, Ihr Bartolomeo!" — Er gehört mir nicht an, ehrwürdiger Vater. — „Er versteht kein Griechisch! In dem lächerlichen Kapitel, in welchem er die römische Kirche der Unkenntniß des Griechischen zeiht, liefert er den klaren Beweis, daß er es nicht versteht." — Ehrwürdiger Vater, solcher Beweise wird er viele liefern. Gerade das wird er stets am Besten beweisen.

„— Er spricht von einem Schriftsteller, welcher dem Namen des heiligen Apostels Johannes ein barbarisches Wort — wie er sagt — beifügt, „*petalicus*", welches nach seiner Meinung ohne Zweifel der Verbannte bedeutet. Wem aber ist unbekannt, daß *petalicus* nach dem Griechischen — *πέταλον* — gebildet ist, weil, nach Polykrates, der heilige Apostel Johannes, als ein Priester Jesu Christi, ein Goldschild an der Stirne trug?"

Es gibt eine große Anzahl gelehrter Personen zu Paris, mein Vater, welche dieses nicht so gründlich kennen. Bedenken Sie, daß unser Bartolomeo ein Gelehrter von Paris und keiner von Rom ist. Niemand weist den armen Mann zurecht und er hat daher Ursache, sich für einen Gelehrten zu halten, da er zudem Laureat des Instituts ist. Alle Welt würde an seiner Stelle in dieselbe Täuschung verfallen.

Aber wir waren im Begriffe, unsern Einzug in Rom zu halten, und wollten durchaus nicht Herrn Hauréau dort einführen. Das wäre in der That zu viel gewesen. Der Wagen rollte durch die Pforte und wir ließen *fuori* den Laureat des Instituts, welchen Fra Gaudenzio in einer letzten Aufwallung von Unwillen und italienischer Lebhaftigkeit „Laureat Mediocritas" nannte.

II.

Die Fenster des Papstes.

Unsere Pässe hatten wir der gefälligen römischen Polizei überlassen und unser Gepäck, inbegriffen den Korb des Fra Gaudenzio, unserm stattlichen Postillon in Verwahr gegeben, und wir eilten nun auf St. Peter zu. Wir hofften, die Pforten noch nicht geschlossen zu finden. Als wir aber in die Mitte der Colonnade gekommen und kaum an dem Obeliske Sixtus V. vorüber waren, ertönte das *Ave Maria.* Wir kamen zu spät. Dennoch stiegen wir die herrlichen Stufen des Porticus hinan und berührten mit Händen, Stirnen und Lippen die geweihten Pforten.

Ave Petrus! Du bist Petrus und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen. Sei gegrüßt, Du

Hirte der Völker, der Du größer bist, als Moses; glückseliger Simon Bar-Jona, Simon, Sohn der Taube, dem der Geist offenbaren wollte, was das Fleisch und das Blut nicht offenbaren, und der Du zuerst unter den Menschen zu Christo gesagt hast: Du bist Gottes Sohn!

Hier also haben Deine Füße gewurzelt, die Christus gewaschen, um Dir Antheil an seinem Reiche zu geben, Deine siegreichen Füße, welche das Capitol gedemüthigt und die Macht des Satans zertreten haben. Hier also ist Deine Wohnung, von welcher aus Du die Welt beherrschest, hier Dein ruhmreiches, lebenspendendes Grab!

Neben Fra Gaudenzio, der sich zur Erde niedergeworfen, sanken auch wir auf die Kniee. In Rom wenigstens noch hat man keine menschliche Rücksicht zu überwinden und kann, ohne Aergerniß zu geben, mitten auf der Straße beten. Der ruhmvolle Rousseau, der ruhmvolle Gevatter von Therese Levasseur, sagte zu einem seiner Schüler:

„Ach! mein Freund, warum wirfst Du dich auf die Kniee? Du wirst der Erde immer nahe genug sein!“ — Gerade weil ich der Erde so nahe bin, ruhmvoller Rousseau, werfe ich mich nieder auf die Kniee. Nur auf den Knieen ist der Mensch groß. Dann legt er Zeugniß ab, daß die ohnmächtige Beschränktheit seiner selbst und dieser Welt sein ganzes Wesen nicht zu fassen vermag.

Dann gesteht er, daß er etwas Schöneres, Edleres, Besseres, als er ist, kenne, liebe und anbete. Durch sein Niederknieen vor diesem höchsten Wesen tritt er in Gemeinschaft mit dessen Majestät, bittet sie um höhere Gefühle, um ein Gesetz, das ihn erhebt.

Ich fühle mich der Erde nicht mehr so nahe, nicht mehr so Eins mit ihr, wenn ich, gebeugten Kniees, den Priester um den Segen, den Heiligen um seine Fürsprache bitte, wenn ich meine Sünden bekenne; wenn ich das Wort des Gerechten gebrauchend, zu Gott sage: Herr, sprich; Dein Diener hört!

Fürchten wir uns daher nicht, uns niederzuknieen, um zu weinen, zu bitten, anzubeten. In solchen Augenblicken, ferne von aller Berührung mit der Erde, fühle ich, wie die Fesseln sich lösen, die mich an sie ketten, fühle ich die Schwingen mir wachsen. Der Pharisäer betete stehend; hinter ihm warf der Zöllner, zur Erde gesunken, sein Elend ab und schickte sich an, sich aufzuschwingen.

Jene stolzen Geschöpfe, die sich vor Gott nicht erniedrigen, kenne ich wohl. Wer sieht sie nicht allerwärts — knieend oder nicht, darauf kommt es nicht an — vor einer Person oder gar vor einer Sache mehr als gekrümmt; die Einen vor dem Institut, die Andern vor den Journalen, andere wieder sogar vor sich selbst.

Wir kehrten zum Fuße des Obelisken zurück und beteten ein Vaterunser und ein Ave Maria, um den Ablaß zu gewinnen, den Sixtus V. denjenigen bewilligt hat, die das Kreuz, welches den Obelisken krönt, begrüßen.

Dann blieben wir im Dämmerlichte stehen und genossen die Nähe von St. Peter; wir betrachteten die Diamantgarben, welche von den Springbrunnen aufschossen, und die Sterne, welche am blauen Himmel zu funkeln begannen.

Einige Fenster im Vatikan wurden jetzt helle. Es waren die des Papstes; die schwache Helle dort that unsern Augen eben so wohl, als das eben aufdämmernde Licht der Sterne. „Povero Papa!“ sagte Fra Gaudenzio zu uns.

„Povero Papa, noch gibt er Audienzen, noch ist sein hartes Tagwerk nicht zu Ende. Wie viele Sorgen wohnen hinter jenen Scheiben! Und wir stehen so ruhig hier! Sehen Sie doch, fuhr er fort, welche Einsamkeit!

„Das also ist der schreckliche Vatikan. Man sollte glauben, er stünde leer. Einige Wachen an der Pforte, einige bescheidene Diener, einige Reisende niedern Standes, die hierher kommen, um sich den Segen zu erbitten, einige geistliche Beamten und sonst nichts.

„Ich will von andern Fürsten nicht reden; aber der geringste Herzog in Deutschland, was sag' ich? — der geringste Jude in England oder Frankreich

entfaltet größere Pracht und unterhält mehr Diener um seine Person. Argentum et aurum non est mihi.

„Dennoch täuschen sich die nicht, welche eine so gewaltige Macht gegen diese Mauern entbieten, deren entwaffnete Majestät nur die edle Macht, nur den edlen Reichthum des Geistes umschließt.

„Sie täuschen sich nicht, jene frevelnden Söhne Satans — oder sind sie nur von ihm verführte Thoren? Der Vatikan ist die Veste der christlichen Welt. Wird sie erstürmt, so ist der Mensch und seine Seele die Beute des Erbfeindes.

„Vergleichet das, was hier ist, mit dem, was in der Tiefe ringsum unter dem Banner des Teufels steht, was man hier denkt, und was man dort unten faselt, was Alles hier zerstört würde, und was sich aus den Elementen machen ließe, die dort unten walten; vergleichet das wirklich vorhandene, sichtbare Werk der Päpste mit den Hirngespinnsten jener Politiker, jener Schriftsteller, jener Abenteuerer, die sich vorgenommen haben, die Welt nach ihrer Willkühr neu zu machen. Vergleichet die Lehren, die Ueberzeugungen, die Ansichten und die Sitten auf beiden Seiten!

„O! armes Geschlecht Adams, wenn der Feind siegte, wenn Dein Christus auch nur einen Augenblick verschwände! Warum aber ist der Feind nicht schon Meister? Stehen ihm doch so viele Kanonen, so viele Journale, so viele Zungen zu Gebote — und doch verloren Spiel! —

„Amen, amen, dico vobis! Ueber dieser Stätte, wo wir nur Schwäche und Hilflosigkeit erblicken, schwebt der Engel, der in die Kerker des Herodes drang, und schirmt sie, unsichtbar und unüberwindlich, mit gezucktem Schwerte."

III.

Der Obelisk des Vatikan.

Ein zufälliges Wort lenkte unsere Gedanken auf den Obelisken zurück.

Ihr habt auch einen Obelisken zu Paris, sagte Fra Gaudenzio, den Euch ein Pascha zum Geschenke gemacht. Ich sah ihn; er steht auf einem ungeheuern, kalten Platze. Der Concordienplatz — ein hübscher Name! Der Altar dieser Concordia war die Guillotine und die Priester der Göttin Concordia sind in drei Chöre getheilt: Infanterie, Cavallerie und Artillerie.

Ich ging einst über den Concordienplatz als die Cavallerie dort ein Fest feierte. Welch ein schöner, ächt französischer Platz! Alles ist dort vorschriftsmäßig, alles abgewogen, nach der Schnur gerichtet, glatt gestriegelt. Es bedarf nur eines scharfen Auges,

um die Gebäude zu erblicken, welche den Platz auf seinen vier Seiten umgeben.

Ein Marsfeld, möblirt wie ein Boudoir — welch' ein origineller, reizender Contrast! Seitdem ich den Concordienplatz gesehen, leide ich nicht mehr, daß man mir Venedig rühme, auch nicht die Piazza San Petronio zu Bologna, noch den armen Colonnata hier vor uns.

Der Concordia-Platz ist riesig; man sieht ihm die Civilisation an; die Cavallerie kann dort alle Schwenkungen machen. Euer ganzes Paris wird wunderbar passend für militärische Exercitien und Befestigungen.

Aber scusate: was schafft der Obelisk auf jener bellissima Concordia? Was bedeutet er, welche Erinnerungen erweckt er in dem französischen Volke? Die Erinnerung an einen Sieg? Nein.

Er bezeugt, daß ein türkischer Pascha, ein Räuber, ein birbante, Euch mit seiner Freundschaft beehrte. Er huldigt dem Geiste des alten Aegyptens, dem Geiste eines edeln Volkes von Denkern und Weisen, welches ausgestopfte Thiere anbetete und in der Hand einer Cleopatra war! Euere große französische Nation ist in Wahrheit manchmal . . . nicht stolz!

Die armen Aegypter errichteten die Obelisken hundertweise, waren aber nicht eitel darauf; das mächtige Frankreich hat dagegen, nachdem es voll Selbstbewußtsein, wenn auch athemlos, einen aufgerichtet, befürchtet, die zukünftigen Geschlechter möchten

glauben, der Obelisk habe sich selbst dort aufgepflanzt, oder gewisse Beamte des Pascha hätten, nachdem sie ihn boshafterweise aufgestellt, seine Hinwegnahme hintertrieben. Darum wurde bekannt gemacht, daß Frankreich dieses Wunderwerk an dem und dem Tage, unter der und der Regierung verrichtet habe. Der König, der Minister, der Präfekt, der Baumeister, der Pascha wurden namhaft gemacht und die Feierlichkeit beschrieben. Und das ist häßlich, albern, ärmlich, unnütz, langweilig, und mit einem metallenen Gitter geziert!

Wie kann man verlangen, daß auf diesem Platze unter all den Denkmälern eine Unterhaltung zu Stande komme? Wenn sie selbst Sprachröhre hätten, um aus der Ferne mit einander zu reden, was könnten sich die Tuilerien und die Magdalenenkirche, der gesetzgebende Körper und der Triumphbogen einander erzählen? Was könnten sie dem Obelisken sagen und was er ihnen antworten? Was vermöchte er den dicken Frauen zu erzählen, die, Schwerter und Ruder tragend, mit den Füßen auf den Urinbecken, um ihn herum sitzen. Platz der Eintracht, des Einklangs! Nennt ihn doch den Platz des Mißklangs.

Ich finde dagegen, daß wir armen Römer uns besser auf solche Dinge verstehen.

In Rom ist nicht ein Stein, der nicht Etwas, etwas Großes sagt. Er spricht schon selbst, spricht durch die Inschrift, die er trägt, durch die Stelle,

wo er liegt. Er ist eine Erinnerung, ein Gebet, eine Lehre, eine Erleuchtung, ein Gedicht.

Dieser Obelisk, der Nero's Circus schmückt, lag Jahrhunderte lang auf der Erde. Einer unserer Päpste erbarmte sich seiner und rief ihm zu: „Ich werde dir eine edle Stelle in meinem Rom anweisen. Du hast die Kreuzigung des heiligen Petrus geschaut; ich werde dich aufheben und sprechen lassen. Es gibt weder Griechen, noch Scythen, noch Fremdlinge mehr. Deine untergegangene Sprache wird Christum bekennen.“

Er faßte ihn mit jener Hand, die Alles wieder herstellte, Alles schuf, Rom wieder aufbaute und die Welt neu auferbaut hätte, wenn Gott ihr die Zeit dazu gewährt.

Es war die unsers Sixtus V., eines frate aus der Mitte jener, die auf der Erde nichts sind.

Er nahm also den Obelisken und stellte ihn hierher, ohne zu verkennen, daß er etwas Gescheidtes thue, und ohne dem Vorübergehenden es aufzudringen, welches Systems im Seilwerke sich der Baumeister bei der Aufrichtung bedient habe.

Aber er ließ dennoch den Obelisken nicht nackt und albern, als Rarität, vor der Basilika stehen. Den Heiligen auf der Colonnade wollte er nicht den nutzlosen Anblick eines heidnischen Werkes geben. Drum gab er ihm nicht ein blos nachgeformtes Kreuz, sondern das wahre Kreuz selbst zu tragen. Er schmückte es mit einem Stückchen jenen Holzes,

an welchem der Heiland der Welt den Tod erlitt. Er wollte, daß dieses Kreuz, in dessen Schatten der gute Schächer sich bekehrt, dessen Berührung Todte auferweckt, mit seiner Kraft Alle schirme, die am Fuße des Obelisken vorübergehen, und ihnen Gnade spende.

So wurde das heidnische Denkmal ein Herold des Evangeliums, ein Diener des lebendigen Gottes.

Aber Sixtus wollte noch mehr. Es steht geschrieben: die Steine werden reden, lapides clamabunt. Dem heidnischen Steine, welcher von nun an das Evangelium in Rom verkündigen sollte, verlieh er eine, Roms und des Evangeliums würdige, Sprache. Auf einer seiner Seiten trägt er noch Caligula's Zueignungs-Inschrift an die vergötterten Kaiser Augustus und Tiberius. Hört nun, was er jetzt sagt, da Sixtus ihn sprechen gelehrt:

Sehet hier das Kreuz des Herrn. Weichet von hinnen, ihr Mächte der Finsterniß. Gesiegt hat der Löwe vom Stamme Juda.

Er spricht ferner:

Christus ist Sieger, Christus König, Christus Herrscher. Möge Christus Sein Volk vor allem Uebel behüten!

So spricht, so fleht dieser Stein; so erhebt dieses Gebet seine Stimme unter dem Volke Gottes.

O glückseliger Stein! Wie oft schon habe ich, in deinem Schatten vorüber wandelnd, die Kraft des

Kreuzes gefühlt! wie oft schon war mir, als ob Du an mir gewirkt, was Du selbst erfahren, als der Schatten des verbannten Jesu auf den Boden Aegyptens fiel, und die Götzenbilder stürzte und die Felsen erschütterte.

IV.

Verschiedenartige Gefängnisse.

Wenn wir schon den Tag nach unserer Ankunft Rom hätten wieder verlassen müssen, so würden wir den Zauber, der uns vor St. Peter festhielt, weder lösen gewollt, noch gekonnt haben. Wir würden dort, wie es oft die Pilger vom Lande thun, den Tag abgewartet haben, um bei dem Oeffnen der heiligen Schwelle zum Eintritte bereit zu sein.

Nur auf wenige Stunden entfernten wir uns. Gleich in der ersten Straße zeigte uns Fra Gaudenzio den Pallast, in welchem Raphael starb. Er wird jetzt von der Redaktion der Civiltà cattolica bewohnt. O ihr glücklichen Journalisten! Nur zwei Schritte von St. Peter wohnen und frei und frank für ihn streiten zu dürfen!

Jetzt stehen wir vor der Engelsburg. Diese imposanten Massen sind nur noch die Trümmer eines

Grabmals. Der Luxus, den die Großen Roms mit den Gräbern treiben, ist unserm klugen und heitern Freunde, Monsignore B***, immer ein Dorn im Auge. — „Welch eine Tollheit,“ sagt er, „so die Erde zu belasten. Wie mag es am Tage des jüngsten Gerichts aussehen, wenn man genöthigt ist, unter dieser Last hervorzukommen?“

Zu Rom steht Nichts ohne Zusammenhang, Nichts ist stumm, Nichts spricht verkehrt, Alles deutet auf Etwas hin, sagt Etwas, sagt die Sache, die gesagt werden muß. Dieses wohl befestigte Castell, das auf einem kaiserlichen Mausoleum auferbaut, ist ein gutes Stück der römischen Geschichte. Es zeigt die Majestät Roms, es spricht Roms herrliche Sprache.

Als ein Staatsgefängniß nahm es Schuldige, Unschuldige und gefallene Größen auf. Die Letztern sinnen darin über ihr Geschick über der Asche eines Kaisers nach, die Unschuldigen werden dort von den Bildnissen der heiligen Apostel behütet, und die Schuldigen vermögen ihre Augen zu dem Engel empor zu richten, der die Spitze des Gebäudes krönt und, als ein Symbol der göttlichen Barmherzigkeit, sein Schwert in die Scheide stößt.

Ihr Aeußeres ist das der schönen Vesten früherer Jahrhunderte, stolz und schmuck, mit hohen Söllern, wo des Gefangenen Blicke in die Ferne schweifen und seine Brust die freie Luft athmen kann. Die jetzigen Festungen stecken in der Erde und verbergen sich — Polizeiagenten, als Bürger verkleidet!

Ihre Kerker heißen Zellen. Aber wo ist die Fröhlichkeit und die Freiheit, die den Mönch beseelt? Seltsame Lüge der offiziellen Sprache, die dem Kerker des Gefangenen, welcher der menschlichen Gewalt verfallen ist, einen klösterlichen Namen gibt zu einer Zeit, wo diese Gewalt die Zufluchtsstätten der freiwilligen Gefangenen Jesu Christi unterdrückt.

Als mir später die Gelegenheit geworden, selber auf den Rasenplätzen der Conciergerie Luft zu schöpfen, hatte ich Rom schon gesehen. Wie oft erinnerte ich mich an die Söller der Engelsburg! Mein „Direktor" theilte mir die Vorzüge der französischen Gefängnisse mit, wie man dort besser schlafe, reichlichere Nahrung erhalte, sicherer verwahrt sei. — Aber Euere Gefängnisse gestatten nicht, den Himmel zu sehen! — Leben Sie denn davon, wenn Sie den Himmel sehen?

Auf dem Boden meines Dintenfasses, dem ich einst das Bild der Conciergerie drohend entsteigen sah, zeigt mir jetzt, ich weiß nicht was für eine Luftspiegelung, die Bußanstalt, Mazas genannt, in der Vorstadt St. Antoine. Man vernimmt dort das Rasseln des Omnibus und die Pfeife der Eisenbahn; aber nichts vom Himmel ist sehen. Sollten meine Verbrechen mich je dort einführen — so werde ich eine Bittschrift machen, mir eine strengere, meiner „Civilisation" entsprechendere, Buße aufzuerlegen; ich werde um die Schrecken des römischen Gefängnisses bitten mit seiner schlechten Kost, aber auch mit seinem Söller, den die Nacht mit ihrem Sternenzelte deckt,

und mit seinen freien Räumen, wo frische Luft weht, und die Vögel singen.

Ach! wenn man mich in die Engelsburg setzte, nahe dem Glockenklange von St. Peter, unter die Fittige des Engels der Barmherzigkeit, zu den Bildsäulen der heiligen Apostel und über die Asche des Kaisers Hadrian! — gleich wäre ich alsdann damit einverstanden, meine Strafzeit zu verdreifachen und meine Freunde die dreifache Geldbuße für mich zahlen zu lassen.

V.

Die Schildwachen.

Die prächtige und malerische Engelsbrücke trägt die Statuen der Apostel und kündigt die Nähe des Vatikans an; sie bildet den Eingang zu dem, vorzugsweise geheiligten, Boden Roms. Ein kurzes Gebet, dort verrichtet, macht gewisser Ablässe theilhaftig. — Das also ist die Tiber! Sie ist schlammig und schmal, aber — es ist die Tiber!

Fra Gaudenzio und ich machten uns ein Geschäft daraus, unsern Reisegefährten die Straßen, Kirchen und Palläste zu nennen. Die Namen waren ihnen übrigens schon bekannt, denn zwanzigmal hatten sie

die Beschreibung von Rom gelesen; oft sagten sie uns selbst, wo wir vorbei kämen. Seine Piemontesische Majestät ist eine mächtige Majestät, aber den Katholiken Rom zu entreißen, ist eine Herkules-Arbeit.

Wir trafen gute Leute, welche bei den Madonnenbildern sangen, vor welchen Lichter brannten. Einen Augenblick verweilten wir auf dem Platze Navone, vor der Kirche der heiligen Agnes. Hier war es, wo das heldenmüthige Kind den Triumph über die Henker davon trug, wo ihr Haar, zum Schutze ihrer Schamhaftigkeit plötzlich gewachsen, einem Sammetschleier gleich, das herabgerissene Gewand ersetzte.

Agrippa's Pantheon! Ich finde aber nicht, daß es ein Wunderwerk der Baukunst wäre. Der von dem heidnischen Baumeister entworfene Plan bedurfte des Geistes eines Michel-Angelo, wie Agrippa's Gedanke der Berichtigung durch den Papst. Dieser säuberte das Gebäude von den Göttern und weihete es allen Heiligen, die dem wahren Gott gedient. Die plattweg auf die Erde gesetzte Kuppel hob Michael Angelo hinauf in die Luft.

Von Fra Gaudenzio wurde die Architektur weder bewundert, noch getadelt, nicht einmal gesehen. — Hören Sie, sagte er zu uns, den heiligen Paulus, welcher nicht weit von hier wohnte und dieses Denkmal in seiner ersten Pracht sah, hören Sie ihn:

„Durch den Glauben, meine Brüder, haben die Heiligen Königreiche erobert, Löwen den Rachen verstopft, die Macht des Feuers ausgelöscht. Durch den

Glauben wurden sie im Kampfe mit Muth erfüllt und haben Heere geschlagen.

„Andere wurden auf die Folter gespannt, da sie ihr jetziges Leben um den Preis eines bessern in der Auferstehung nicht erkaufen wollten. Andere haben wiederum Spott und Geißelhiebe, Ketten und Gefängniß erduldet; sie wurden gesteinigt, zerschmettert oder starben durch das Schwert." So beschrieb der Apostel das Leben der Heiligen und weissagte sein eigenes.

Er setzt noch hinzu: „Kein Auge hat gesehen, kein Ohr gehört, und in keines Menschen Herz ist es gekommen, was Gott denen zubereitet hat, die ihn lieben."

Nahe bei dem Pantheon liegt die schöne Kirche Santa Maria sopra Minerva, in welcher die Dominikaner den Leib der heiligen Katharina von Siena bewahren, welche von Gott erweckt ward, um die Päpste aus der Verbannung von Avignon zurückzuführen, und gleich daneben die schöne Kirche des römischen Collegiums, worin die Jesuiten den Leib des heiligen Aloysius von Gonzaga bewahren. Wir hatten keine Schildwachen um die Person des Papstes gesehen: dennoch hat er sie und in großer Anzahl.

VI.

Paulus, ein Gefangener Christi.

In der Via Lata, welche auf den Corso mündet, berührte Fra Gaudenzio mit Hand und Stirne eine hohe Mauer: — „Santa Maria in Via Lata,“ sagte er zu uns. Hier wohnte er — Paulus von Tarsus! An einen Soldaten, sein lebendiges Gefängniß, angekettet, erwartete er das Urtheil des Cäsarn. Ein Gefangener Christi, predigte er Christum; trotz der Bande des Cäsars war das Wort Gottes nicht gebunden.

„Hier wurden unter Eingebung des heiligen Geistes jene Briefe geschrieben, welche der heilige Ambrosius die Milch nennt, mit welcher die Kirche in ihrer Wiege genährt wurde, und welche die unversieglichen Quellen der Erkenntniß Gottes geblieben sind. Hier bildete sich jene Wolke, sagt der heilige Augustin, welche, dem Wehen des göttlichen Hauches folgend, nach allen Himmelsgegenden sich wälzt und überall Wärme, Licht und Thau verbreitet, illuxerunt fulgura ejus orbi terrae.

„Allerdings fanden die kaiserlichen Edikte Gehorsam unter den Menschen und beugten schnell und sicher den hochfahrenden Sinn! Aber welchem Kaiser gehorchte man, welchem wird man je gehorchen, wie dieser Gefangene Gehorsam fand, der hier, hinter

diesen Mauern, schrieb und Gesetze erließ, die nie ein Kaiser zu geben gewagt hätte, nie eine menschliche Macht aufzuheben im Stande sein wird?

„Paulus, ein Apostel Christi und ein Lehrer der Völker! Er selbst sagt von sich die erhabenen Worte: „Ich bin gesetzt als Lehrer der Völker im Glauben und in der Wahrheit Jesu Christi." Es war sein Stolz, dem menschlichen Wissen fremd zu sein und den gekreuzigten Jesum allein zu kennen; aber auch nicht durch die Menschen, sondern durch Jesum Christum selbst lernte er Ihn kennen, und es nimmt mich daher nicht Wunder, daß er die Welt besiegt hat. Hier also hat er gelebt!

„Hier, ein Gefangener, vinctus Christi Jesu, schrieb Paulus an die Epheser: „Betet für mich, damit mir das Wort gegeben werde bei Eröffnung meines Mundes, um mit Zuversicht kund zu thun das Geheimniß des Evangeliums, dessen Bote ich bin in Banden, auf daß ich für dasselbe freimüthig spreche, wie ich sprechen soll." Hier, bereits von Alter geschwächt, Paulus senex, wo er des Beistandes bedurft hätte, versagte er sich dennoch die Dienste des flüchtigen Sklaven Onesimus und schickte ihn seinem Herrn zurück."

Aber, da er ihn zurückgesendet, welche, für die Welt neuen, Worte drangen aus seinem Herzen, und wie vielen Sklaven brachte nicht der, unter das Joch zurückkehrende, Sklave die Freiheit!

„Ich bitte Dich für meinen Sohn, den ich in „Banden gezeugt, für Onesimus. Ich sende ihn zurück; „nimm Du ihn, als wäre es mein Herz, auf, nicht „mehr als Knecht, sondern statt des Knechtes den ge„liebten Bruder, der mir besonders theuer ist, wie „viel mehr aber Dir, sowohl im Fleisch, als im „Herrn."

„Hat er Dir aber Schaden zugefügt, oder ist er „Dir etwas schuldig, so rechne es mir an. Ich, Paulus, „— mit eigener Hand habe ich's geschrieben — ich „will es bezahlen. Ja, Bruder, diesen Nutzen möchte „ich von Dir haben im Herrn. Mache meinem Herzen „diese Freude im Herrn!"

„Welche Zartheit in dieser apostolischen Heldenseele! Ein französischer Prediger des achtzehnten Jahrhunderts sagte, er bedürfe nur des Charakters und des Lebens des heiligen Paulus, um die Wahrheit des Evangeliums zu beweisen. In der That, das ganze Evangelium, seine ganze Erhabenheit, sein ganzer Eifer, seine ganze Demuth und seine ganze Liebe ist in ihm. Wie kann man nicht an die Göttlichkeit des Evangeliums glauben, da es solche Männer hervorgebracht!

„Paulus erduldet so viele Mühseligkeiten, so viele Mißhandlungen, so viele Schmach — und er bittet, daß man bete, damit er mit edler Freimüthigkeit spreche, was er soll. In den dritten Himmel verzückt, sah er Jesum Christum, wie Er, Sein eigenes Blut in den Händen tragend, als Hoherpriester fürbittet

und als Opfer sich darbietet. Die Hoheit seiner Offenbarungen, wie die Hoheit seiner Verdienste, haben ihn aber nur Demuth gelehrt: er ward der Vater, der Bruder und der Bürge des Sklaven."

So sprach Fra Gaudenzio — und wir drückten unsere Lippen auf die Mauern von Santa Maria in via Lata.

VII.

Ein erniedrigter Papst.

Einige Schritte vor uns im Corso bemerkten wir vor einer Kirche, deren Pforte mit einem purpurfarbenen Vorhange geschmückt war, eine gewisse Bewegung. Dieser Vorhang zeigte uns die Aussetzung des Allerheiligsten an. Immer ist in einer Kirche zu Rom das heilige Sakrament ausgesetzt und man nennt dieses das vierzigstündige Gebet. Wir traten ein. Die Kirche ist dem heiligen Papste Marcellus geweiht.

Der Altar war mit dem, den Römern eigenen, Gepränge und Geschmacke erleuchtet; eine schweigende Menge füllte das Schiff an. Inmitten dieser Gläubigen warfen wir uns auf die Kniee und brachten Gott unsern Dank dar. Ich weiß, wie süß es ist, in

Rom zu sein; aber diese Herzensfreudigkeit macht sich erst recht fühlbar, wenn man wiederholt dahin kommt.

Nach einigen Augenblicken reichte mir Fra Gaudenzio sein geöffnetes Brevier hin. Sehen Sie, sagte er, wo wir sind. Siehe, was ich in dem Buche des katholischen Ruhmes und Gebetes las, unter dem sechzehnten Tage des Januars: am Feste des heiligen Papstes und Märtyrers Marcellus. Nie habe ich tiefer den gnadenvollen Hauch der ersten Jahrhunderte gefühlt.

„Marcellus, ein Römer, saß von den Zeiten der „Kaiser Constantius und Galerius bis auf die des „Kaisers Maxentius auf dem heiligen Stuhle. Er „gründete in der Stadt fünf und zwanzig Pfarreien, „damit den Christgewordenen die Taufe und die Buße „und den Märtyrern die Bestattung werde.

„Maxentius erfuhr es und war darüber erzürnt; „er drohte Marcellus mit dem schrecklichsten Tode, „wenn er sein Pontifikat nicht niederlegen und den „Götzen opfern werde.

„Da Marcellus diesem thörichten Befehle eines „Menschen zu gehorchen verschmähte, so ließ ihn „Maxentius in die Behälter der wilden Thiere sperren, welche für die öffentlichen Spiele bestimmt waren. „Dort lebte er unter Fasten und Gebet neun Monate „und besuchte die Pfarreien vermittelst seiner Briefe, „da er sie in Person nicht mehr besuchen konnte. In „Folge der Bemühungen der Geistlichkeit aus dem Gefängnisse entlassen, genoß er die Gastfreundschaft der

„seligen Lucina, in deren Haus er eine Kirche weihte, „die heute noch seinen Namen führt. In ihr ver= „einigten sich die Christen zum Gebete und Marcellus „predigte dort.

„Maxentius, welcher Nachricht hiervon erhalten „hatte, ließ die wilden Thiere in diese Kirche bringen „und verurtheilte Marcellus, den Wärterdienst bei „ihnen zu thun. Er erlag diesen Mißhandlungen und „entschlief an demselben Orte im Herrn. Die selige „Lucina begrub ihn in dem Cimeterium der Priscilla, „an der salarischen Straße, am sechzehnten Januar. „Er saß fünf Jahre einen Monat und fünf und „zwanzig Tage auf dem heiligen Stuhle.

„Marcellus schrieb an die Bischöfe der Provinz „Antiochien eine Epistel über den Vorrang der römi= „schen Kirche, worin er den Beweis führt, daß sie „das Haupt der Kirchen genannt werden müsse. Er „sprach es dabei aus, daß kein Concil rechtmäßig ge= „halten werden könne, ohne die Gutheißung des römi= „schen Bischofs. Im Monate Dezember weihte er zu „Rom fünf und zwanzig Priester, zwei Diakone und „ein und zwanzig Bischöfe für verschiedene andere „Orte.“

Das ist der Papst aus den ersten Zeiten, so ist er in allen Zeiten, so ist das ganze apostolische Leben. Welche Freudigkeit, welche Barmherzigkeit, welches Bewußtsein, Träger einer ewigen Gewalt zu sein! Und welche Erinnerungen, die uns beim Anblicke des gegenwärtigen Glanzes jenes Hauses der seligen Lucina

überwältigen! Es war ein heiliges, der Kirche geweihtes, Haus; dann wurde es in einen Stall umgewandelt und dadurch nur um so geheiligter. Und wieder ward der Stall zu einer um so erhabeneren Kirche, worin wir den glaubenstreuen Oberhirten als Martyrer verehren, den der Blödsinn der Gewalt zu entehren vermeinte, als er ihn zum Wärter reißender Thiere bestimmte.

Unser Gedanke schweifte hinaus zum Lateran, wo Constantin, der Besieger des Maxentius, dem unmittelbaren Nachfolger des heiligen Papstes Marcellus seinen eigenen Pallast als Eigenthum übergab und ihn als Herrn von Rom dort einführte. Die glorreiche Aufschrift jener Kirche, der Mutter und Lehrmeisterin aller Kirchen der Stadt und der Welt, redete laut zu unserer Seele. Sie bestätigt das, was der Gefangene des Maxentius aus den Mauern seines verpesteten Kerkers, wo ihn der Blödsinn roher Gewalt zu verderben gedachte, in die Welt gerufen hatte.

Auf den Felsen gestellt, der nimmer wankt, verachtend thörichte Drohungen, behauptete der Gefangene sein Recht, seine Macht, sein unvergängliches Amt — und der Kerkermeister fand sein Verderben.

Als wir uns so unsern Gedanken hingaben, befanden wir uns am Fuße der Triumphsäule, welche

der Senat dem Kaiser Marcus Aurelius Antonius zuerkannt hatte. Der weise Antonin gab sich selbst die Titel „Augustus, der Parthische, Germanische, Sarmatische, der Oberpriester, acht und zwanzigmal Tribun, siebenmal Imperator, Vater des Vaterlandes, Proconsul". Allen diesen Titeln fügte der Senat den des Gottes bei und errichtete ihm diese Säule zum Andenken an seine Siege über die Barbaren.

Sixtus V. hat die Säule dem heiligen Paul gewidmet. Sie trägt die, aus vergoldetem Erze bestehende, Bildsäule des Bruders und Schutzherrn jenes Sklaven Onesimus und spricht: „Jetzt, da ich den Jünger Christi trage, welcher durch die Verkündigung des Kreuzes über die Römer, wie über die Barbaren triumphirte, jetzt erst bin ich eine heilige Triumphsäule.

Wir kamen zu unserer Wohnung in der Nähe des französischen Platzes, wo der Pincio aufzusteigen beginnt. Dort erhebt sich das Haus der Propaganda, wo alle Zungen gelehrt werden, Christum zu bekennen, und die Leuchten angezündet werden, die das Licht der Wahrheit in alle Theile der Welt tragen. Hätten wir das Auge der Heiligen, so würden wir Legionen von Engeln diesen Ort umschweben sehen.

In omnem terram exivit sonus eorum! So singt die Kirche am Feste der Apostel; und Gott sagte

zu Esaias: „Ich werde zu den Völkern jenseits der Meere und auf den fernsten Inseln und zu jenen, die nie von mir sprechen hörten, senden und alle deine Brüder werden zu dir kommen und aus ihrer Mitte werde ich mir Priester und Leviten wählen."

Vor dem Pallaste der Propaganda hat Pius IX. die Säule der Unbefleckten Empfängniß aufgerichtet. Der Marmor ist antik; die Wahrheit, deren Sinnbild sie trägt, ist aber dennoch älter. Dieses Denkmal steht ganz an seinem Platze, am Eingange in das Seminar aller Völker: Beatam me dicent generationes.

O Rom! o Land der Erleuchtung, der Wunder und der Barmherzigkeit! Bis zur Thüre unserer Wohnung fanden wir überall etwas von Gott. Unter unsern Fenstern, gegen die andere Seite der Straße, liegt die Kirche von Sant' Andrea delle Frate — eine arme Kirche, die lange Zeit ohne Ruhm, ohne Geschichte und ohne Namen dastand.

Eines Tages, vor etwa zwanzig Jahren, trat zufällig ein Jude, als Begleiter unsers lieben Theodor von Bussière, in diese Kirche. Zufällig befand sich dieser Jude allein vor dem Altar. Er wußte nichts von Religion, er haßte das Christenthum. Plötzlich verklärt sich der Altar; eine Erscheinung tritt aus dem Lichte und lächelt. Der Jude hörte nichts und begriff Alles. Als Christ verläßt er die Kirche und ist Priester. Der himm=

lische Duft dieses Wunders aber ist der armen Kirche Sant' Andrea geblieben.

Wir beabsichtigten, Fra Gaudenzio unsern Dank abzustatten. Er aber entgegnete uns, daß er selbst uns Dank schuldig sei, da wir ihm Gelegenheit geboten hätten, Ablässe zu gewinnen. Zu Rom erlangt derjenige schon einen Ablaß, welcher dem Fremdlinge Auskunft über seinen Weg ertheilt oder ihm die Stadt zeigt.

III. Buch.

Päpste und Kaiser.

Nach der Aufregung, die mir die Ankunft verursachte, fand ich weder Ruhe, noch suchte ich sie. Ich vernahm mächtige Stimmen, sah ergreifende Bilder; die Erinnerungen der fernsten Vergangenheit tauchten, vermischt mit den Dingen der Gegenwart, in meiner Seele auf. Die Gestalt des Statthalters Jesu Christi überragte alle; die andern Gebilde schwanden oder verwandelten sich: sie stand unbeweglich, immer dieselbe.

Ich sah die Kaiser und das Kaiserthum sich erheben gegen den Papst und sie in Staub zusammensinken. Ich sah, wie der Papst diesen Staub aufhob und Könige und Völker daraus formte, die, undankbar und verblendet, ihm nur zu bald den Untergang schworen und in den eigenen rannten. Sie taumelten vorüber und was sie hinterließen, waren Trümmer. Er stand aufrecht, mit segnender Hand das schirmend, was nicht untergehen darf.

In der heitern Helle friedlicher Zeiten schaute ich Ihn, wie Er, die heranziehenden Stürme in's Auge fassend, mit prophetischer Hand genügendes Oel in die Lampe goß, die den wahrhaften Tag bringt. Ich schaute Ihn in der Finsterniß, wie Er in treuer Hand die einzige Fackel trug, die nicht erloschen war, immer mit mächtiger Hand das einzige Gebäude stützte, das nicht zusammengebrochen war; wie Er mit milder, geduldiger Hand den Schutt wegräumte, unter dem die Erde stöhnte.

In den Tagen des Hochmuths, wo der Mensch zum Götzendiener seiner eigenen Werke wird und, außer sich, keinen Gott erkennt, sah ich Ihn diesem Wahnwitze entgegen treten. Mit ruhiger Stimme, ohne Furcht und ohne Zorn, rief Er den Völkern zu: „Euere Götzen sind nur Geister der Finsterniß; der Herr hat den Himmel geschaffen."

So rollte sich vor meinem Geiste die Geschichte auf; *eine* Gestalt allein erfüllte sie; aber dieser eine Mann ist der Mann Gottes, der gekommen, als die Welt unter der Herrschaft des Satans schmachtete, um sie demselben zu entreißen und sie in das Reich des Lichts, des Friedens, des göttlichen Lebens empor zu tragen. Noch ist das Werk nicht vollendet, noch dauert der Kampf fort, aber der Mann Gottes wird siegen.

Er zagt nicht, noch stirbt Er. Längst hat Er die Eitelkeit der irdischen Gewalt und die erbärmliche Unmacht des Todes erprobt. *Es gibt Leichenzüge, von welchen ein frischer Hauch des*

Lebens ausgeht. Das ist der Duft, den man seit dem Leichenbegängnisse des heiligen Petrus zu Rom einathmet und der fort und fort aus tausend Gräbern empor steigt. Er hat den vergangenen Jahrhunderten nicht gelogen, da sie noch Zukunft waren, warum sollte er jetzt lügen?

Unter diesem Himmel, der keine Veränderlichkeit kennt, erblicke ich nichts Neues. Nur alte Gegner stehen dem Papste gegenüber. Was sie heute im Schilde führen, ist nichts Anderes, als die Fortsetzung eines Unternehmens, welches seit achtzehn hundert Jahren nichts als gescheiterte Pläne aufzuweisen hat.

I.

Nero und Petrus.

Octavian durfte sich zum Augustus machen, der Kaiser Augustus wurde zum Gotte gemacht. Er hatte, zu seinen Lebzeiten, Tempel und Priester, man brachte ihm Opfer dar. Am Ende sah er sich genöthigt, dem Eifer, der ihm Altäre errichtete, Grenzen zu setzen. Damals stand Rom und die römische Welt auf der Scheitelhöhe des Glanzes, in der vollen Blüthe der Künste, der Philosophie, der Literatur und des Sieges. Cicero, Brutus und der große Julius waren eben

vorüber gegangen, Virgil und Horaz lebten und der Frieden schloß den Tempel des Janus.

Die Gewalt prunkte damals nicht; nur wenige Truppen standen in Rom und Italien. Augustus wohnte, ohne Wachen, in einem Privathause und erschien auf den Straßen in wollener Toga. Man liebte ihn nicht und doch war er allmächtig: ihn schützte hinlänglich der Schrecken, keinen Herrn oder einen schlimmern, als ihn, zu haben. Er war der Beschützer der öffentlichen Belustigungen, der Verleiher der Ehrenstellen. Consuln, Patrizier, Ritter, ganz Rom und der übrige Theil der Welt stritten sich darum, seine Sklaven zu sein.

Augustus starb, die Welt, turba salutatrix, stellte sich in zwei Reihen auf und neigte die Stirne vor Tiberius. Tiberius war bekannt — Koth mit Blut geknetet! Um so sklavischer wurde er angebetet. Caligula und Claudius schwinden über die Bühne hinweg und sind Götter. Petrus aus Galiläa wohnt jetzt in Rom. Der Satan weiß es und eilig macht er Nero. Nero steigt auf den Thron des Augustus und ist der Herr und der Gott der Menschheit, ein größerer Gott, als Augustus und Tiberius, ein größerer als Caligula und Claudius, Gott bis zu dem Punkte, daß er selbst an seine Gottheit glaubt und sich selbst huldigt.

Nero, dies Meisterstück der Frechheit und des Hasses des Satans, der in dieser Zusammensetzung angebetet werden will — Nero glüht fieberhaft nach

allen Arten von Freveln und Verbrechen. Er ist ein Wahnsinniger, ein reißendes Thier, allmächtig und feig, und zugleich ein Gelehrter, ein Künstler und prachtliebend. Er vereinigt allen Geschmack und alle Erleuchtung der römischen Civilisation in sich, wie er deren ausgebildete Frucht ist, die auf keinem andern Boden, zu keiner andern Stunde reifen konnte. Nero ist das zeitig gewordene Rom; es bedurfte Roms, Cäsars und des Jahrhunderts des Augustus, um Nero'n hervorzubringen.

Sein Instinkt sagt ihm, was er zu thun hat, und er ist seiner Mission getreu. Er schleudert Rom in ein Blut- und Feuermeer; aber er stößt es auch so tief hinab in den Pfuhl der Wollust und der Schmach und kettet es dort fest, daß es sich nimmer empor zu winden vermag. Er ist es, der der heidnischen Verderbniß den letzten Aufschwung gestattet, die letzte Hand bietet und Christus hat einen langen Kampf zu kämpfen mit diesem Feinde, der selbst die Weisen zu bethören vermag; Nero gibt dem Pöbel Roms Christenblut zu kosten und dieser lechzet drei Jahrhunderte danach.

Petrus ist nur das Oberhaupt einer verächtlichen Sekte, welcher zu Jerusalem mit Ruthen gestäupt worden und zu Rom so wenig geachtet ist, daß man ihm das Leben gelassen hat. Nero ahnt den Papst, er ergreift und tödtet ihn. Sonderbarer Widerspruch! Dieses Blut, das keinem berühmten Geschlechte angehört, bringt ihm Ehre bei seinem Volke. Nero's

Instinkt ist auch der seines Volkes; es haßt die Christen, die kaum noch den Blicken der Politiker sichtbar sind. Allerdings suchten bereits die Christen die Armen auf, brachten ihnen Almosen und hielten sie vom Circus und den Häusern der Lust ferne, die vor Allem die Tempel waren, wo man den Göttern diente.

Die Verfolgung der Christen ließ Roms Brand vergessen und versah den Circus mit Opfern; weiter hinaus sah Nero's Instinct nicht. Dennoch that Gott Sein Werk durch Nero's Hand; Er legte die Fundamente seiner Stadt mitten in der Stadt des Satans. Bei dieser Fundamentirung des himmlischen Roms bedurfte man erprobter Steine und die Verfolgung sorgte dafür. Drei Jahrhunderte lang hielt sie die Afterweisen, die Zweideutigen und Doppelzüngigen ferne, die sich anbieten mochten, das Kreuz aufzurichten, ohne die Götzen zu stürzen, und Jesum Christum mit dem Satan auszusöhnen. Weg, weg! Hier heißt es: Entweder — oder!

Die menschliche Weisheit wird frei wählen und durch ihre Wahl beurkunden, was an ihr ist, und die Menschen, die in der Einfalt ihres Herzens Gott suchen, werden sie kennen lernen und richten. Hierdurch wird wiederum die Stadt, die der Hölle dient, ihrem Verderben entgegen geführt werden; die Mauern des heiligen Baues aber werden wachsen und zum Himmel emporsteigen. Ihr könnt sie an Euch vorüber gehen sehen, die Stoiker, die Hoffärtigen, die Söhne der Größe und der alten Tugend Roms, wie

sie die Herrschaft der Gesetze verlangen und die Freiheit beweinen. Sie treffen ihre Wahl dahin, dem zu fröhnen, was sie verachten, und das zu verfolgen, was sie ehren, und Tacitus wird nur jene Tugenden besitzen, die nicht verhindern, Senator zu sein.

So wird es Nero möglich werden, in seinen Nachfolgern wieder aufzuleben; sogar die Besten derselben werden von seinen Eigenschaften so viele besitzen, daß ihre Weisheit irre leitet, ihre Mäßigung zum Verderben gereicht, ihre Menschlichkeit zum Blutvergießen führt. So wird der Sumpf des Heidenthums immer dichter und tiefer werden, das Schwert Roms und seine Freiheit aber keinen Helden mehr finden. Helden werden für Christus aufstehen; ihm werden alle edlen Geister, alle großen Seelen gehören. Von diesen Siegern, die nichts suchen, als den Tod, wird Rom in kürzerer Zeit erobert werden, als es deren brauchte, um aus Latium hervorzugehen. Nero hat sich geirrt, Satan hat sich geirrt; ein Jeder wird sich irren, der die Waffen gegen Gott erhebt.

Dennoch bleibt Nero die vollkommenste Verkörperung des Reiches der Finsterniß. Er ist der volle Ausdruck des Bösen, er ist der Statthalter Satans, wie Petrus, den er getödtet, der Statthalter Jesu Christi ist. Nimmermehr wird dem Satan ein größeres Meisterstück gelingen, als Nero war. Alle von ihm gelieferten Copien stehen unter diesem Musterwerke. Nie gelang es ihm, im nämlichen Maße Grausamkeit, Sinnenlust, Niederträchtigkeit und Lächer-

lichkeit zu verschmelzen. Nero mußte lächerlich sein; dieses Unthier, welches die Menschheit, wie die Trauben in der Kelter, zerstampfen sollte, durfte weder ein Löwe noch ein Tiger, es mußte ein Schwein sein. Satan begnügt sich nicht mit dem Zermalmen des Menschen allein — er behandelt ihn mit Hohn. In allen Nachbildern Nero's, welche schon die Erde besudelt haben, findet man das Schwein wieder.

Er wälzte sich in namenlosen Ausschweifungen und zog Alles, was Roms Ehre war, mit sich hinein. Als ein Schöngeist, Schriftsteller, Künstler, Gärtner, Sänger, Tänzer, Kutscher erschien er nur mit einem Haufen Possenreißer aller Art, deren Glück er schuf und deren Gelächter er war. Wenn er auf der Bühne auftrat, hatte er seine bezahlten Klatscher. Er trug Berge ab und führte andere auf, sein Haus nahm zwei Hügel in Rom ein. In diesem Pallaste, der von Gold, reichem Marmor und kostbaren Steinen strahlte und seltene Schätze barg, gab er seine Feste und machte sich zuweilen das Vergnügen, seine Gäste ermorden zu lassen. Er liebte die Blumen, die Wohlgerüche und den Ruhm. Er war ein Feigling und mordete nicht immer aus bloßer Lust — auch oft aus Furcht traf sein Mordstahl; immerhin aber fand er ein Vergnügen im Morde. Ja! nur ein Nero durfte Petrus kreuzigen!

Das war Cäsars fünfter Erbe, der Kaiser, der zuerst der Kirche Aug' in Auge gegenüber stand und ihren ersten Papst tödtete. Er regierte zehn Jahre.

Nach ihm konnte die kaiserliche Gewalt auf Domitian übergehen, konnte sie in die Hände Heliogabals gelangen. Sie ward von andern Narren bekleidet, von Haudegen an sich gerissen und von Schurken gekauft. Jetzt erschien Nero groß. Aber ... man mußte einen Herrn haben. Immer und so lange es einen gab, begrüßte ihn die auf dem Circus versammelte Menge mit demselben Jubel: „Du bist der Herr, Du der Erste, Heil Dir; glücklicher als Alle, gebührt Dir der Sieg! Ab aevo vinces. in Ewigkeit wirst Du Sieger sein!" Ob Titus, ob Caracalla, ob Didius Julianus, ob Maxentius – der Menge galt es gleich. Eben so gleichgültig war es ihr, wenn ein Speerstoß der Ewigkeit des Kaisers ein Ende machte: brachte doch ein neuer Kaiser Brod und Spiele.

Wenn aber alle Kaiser treu an Nero's Politik festhielten, wenn die milden und die grausamen unter ihnen, die weisen und die Thoren, diejenigen, welche mehr der List und die, welche nur dem Schwerte vertrauten, auf denselben Standpunkt dem Christenthume gegenüber traten und die Christen hinschlachteten, so hielten die Päpste ihrerseits eben so getreu an der Politik des heiligen Petrus. Die gelehrten unter ihnen, wie die schlichten, die kühnen und die schüchternen, diejenigen, welche die Gewalt nicht zu erschrecken vermochte, wie die, auf welche die Schmeichelei ihre Hoffnungen baute, kamen alle zu dem endlichen Schlusse, daß man Gott mehr, als den Menschen gehorchen müsse! Sie starben. Zwei hundert fünfzig Jahre

lang schloß die Geschichte eines Jeden der Nachfolger des heiligen Petrus mit den Worten: „Mit der Märtyrerkrone geschmückt und im Vatikan an der Seite des heiligen Petrus beerdigt.“

Auf wen kommen wir jetzt? Auf Constantin. Eben war der heilige Marcellus, als Sklave, welcher die Bestien des Circus warten mußte, gestorben; eben begrüßte das Gejauchze auf dem Circus den Kaiser Maxentius, da erschien das Kreuz am Himmel, Constantin pflanzte es auf dem Lateran auf; ab aevo vinces! Noch erhob sich die hundert Fuß hohe Bildsäule Nero's, die er — eine Bildsäule Nabuchodonosors — sich selbst errichtet hatte, an einem der Eingänge des Amphitheaters, aber das Reich war nicht mehr. Der getaufte Cäsar überließ die Herrschaft Roms dem Papste Sylvester und dessen Nachfolgern, „von der Ueberzeugung geleitet, daß der irdische Kaiser dort keinerlei Herrschaft üben dürfe, wo der Kaiser des Himmels den Fürsten des Priesterthums aufgestellt und den Hauptsitz der Religion errichtet.“ Unter seinem Reisegepäcke nahm er auch die Würde des alten Oberpriesterthums der Götter mit fort, weniger in der Absicht, sie an sich zu nehmen, als sie nicht fallen zu lassen.

Diese Vorsicht menschlicher Politik führte der Dynastie des Helden, der eben die Kirche frei gemacht, und dem Baue des neuen Kaiserhauses, in dessen Fundamente er diesen verwitterten Eckstein legte, schnelles Unheil zu. Er durfte das Priesterthum der Götzen

weder mitnehmen, noch zurücklassen, er mußte es vernichten. Weil sie sich Oberpriester der alten Götter nannten, hielten sich die Nachfolger Constantins für die Hohenpriester Jesu Christi. Unaufhörlich trachteten sie danach, die Kirche zu regieren, die Lehre zu ändern und, vermittelst der Künste der Hofgeistlichkeit und Eunuchen, das zu vollbringen, was dem Henker nicht gelungen war. Das morgenländische Reich erlag diesem Streben; die Kirche Gottes gewann dadurch Glanz und Ruhm. Rom hat die Märtyrer, Byzanz die Lehrer der Kirche erzeugt; wie der Leib Christi durch Martern groß geworden, so entwickelte sich und leuchtete die Lehre Christi in ihrer Bekämpfung.

Die Kirche bedauerte es nicht, daß das Ende des langen Zeitraumes des Märtyrerthums endlich herangekommen war. Manche Christen haben die Gewohnheit angenommen, von demselben, als von einer glücklichen und glorreichen Zeit, zu sprechen. „Wohlan — sagen sie — wir werden in die Katakomben zurück kehren!" Die Kirche schenkt solcher Standhaftigkeit wenig Vertrauen und betet, daß Gott ihre Kinder dieser Prüfung nicht aussetzen möge. Wohl feierte sie den Triumph der Märtyrer, aber sie beweinte auch die Schmach der Apostaten und das schreckliche Loos der Henker. Den Theoretikern, welche dem Märtyrerthum unerschrocken entgegen zu gehen gedenken, antwortet sie mit dem Gebete um Frieden, damit sie Gott in Ruhe dienen; den Theoretikern der Gewalt, die ihr mit dem Richtschwerte drohen, zeigt

sie den Blutstrom, welcher das Kaiserthum weggeschwemmt und das Kreuz Jesu Christi auf den Tempel des Jupiter Capitolinus getragen hat.

II.

Der heilige Gregor I.; der heilige Gregor II; Leo der Isaurier.

So gewiß übrigens die Kirche weiß, daß keine Verfolgung sie zu vernichten vermag, so sehr ist sie überzeugt, daß ihr die Verfolgung nie fehlen wird. Kaum war der Grimm der römischen Cäsaren überwunden, siehe da, den Abfall der byzantinischen Cäsaren, Schläge des Verraths, vatermörderische, von der Feigheit besoldete, Hände — und zugleich die Einfälle der Barbaren! Von Constantius bis auf Leo den Bilderstürmer sind für die Kirche fast vier Jahrhunderte voll von Quälereien, Beschimpfungen, von ehrlosem Betruge, und dann die Vandalen, die Hunnen, die Longobarden! Aber inzwischen erschien Gregor der Große. Gregor, ein römischer Patrizier, durch die antike Hoheit seines Starkmuthes der letzte alte Römer, der Roms vollen Glanz in sich vereinte, um mit ihm zu sterben; durch die hochherzige Milde dieses Starkmuthes der Erste der neuen Fürsten der Weltgebieterin.

Der Vorrang von Byzanz hatte Italien in einen Zustand versetzt, welchen Muratori in zwei Worten zeichnet: Keine Arme für die Ernte, keine für die Weinlese mehr. Die Longobarden Alboins drangen in die Einöden und führten die Einwohner als Gefangene hinweg, welche der Hunger und die Pest noch übrig gelassen hatten. Von den Mauern Ravenna's und einiger andern festen Städte herab, die nur den Italienern furchtbar waren, sahen griechische Besatzungen den Unglücklichen nach, deren Häuser in Flammen standen und welche, wie Hunde geknebelt, von den Barbaren in die Sklaverei geschleppt wurden. Des heiligen Gregor hoher Muth war erschüttert, und er rief aus: Meine Seele ist des Lebens müde!

Er sah die Welt zusammenbrechen und glaubte, das Ende aller Tage sei gekommen. Dennoch ließ er von der Arbeit nicht ab. Mit einer Hand verhütete er den Untergang Roms, mit der andern streute er jenseits des Meeres, auf der fernen Insel Brittaniens, den Samen aus, der bald zu einem neuen katholischen Volke empor blühen sollte. Er kämpfte gegen die Pest, gegen Erdbeben, gegen häretische Barbaren, gegen götzendienerische Barbaren, gegen das abgestorbene und in Fäulniß übergegangene Heidenthum, das noch zu begraben war; er kämpfte mit seinem eigenen schwachen, von Krankheiten gebrochenen Leibe; man kann sagen, daß Gregors Seele das einzige vollkommen gesunde Wesen war, welches die Menschheit damals besaß.

Gregor ist offenbar der Begründer der weltlichen Gewalt des Papstes und war das vollkommene Muster eines christlichen Fürsten. Als Alles rings umher zusammenbrach, erschien er nicht blos als ein Führer, sondern als ein König. Er übte aus Barmherzigkeit, aber in ihrem vollen Umfange, die unumschränkte weltliche Gewalt aus, die in den Händen des heiligen Petrus im Keime lag, und die in Sylvesters Händen anerkannt wurde. Hätte er sie nicht geübt, so wäre Alles zu Grunde gegangen. Es gab keinen Kaiser, kein Oberhaupt auf Erden mehr; alle Gewalt war in die Hände von Eunuchen und von räuberischen Horden gefallen.

Das Recht war verschwunden, nirgends mehr ward die öffentliche Gewalt in gesetzlicher Weise geübt. Die Gewaltthätigkeit herrschte überall, die rohe Gebieterin, die nichts achtet, die Gebieterin von einem Tage, die nichts zu gründen und zu festigen weiß, die mit der Menschlichkeit spielt, und mit welcher seinerseits der Verrath sein Spiel treibt. Mehr der Dolch, als das Schwert, mehr noch das Gift, als der Dolch richtete Throne auf und warf sie wieder um, und diese Throne zermalmten in ihrem Aufbau, wie in ihrem Einsturze, das Menschengeschlecht.

Von seiner Liebe zu den Völkern, von der geheiligten Erhabenheit seiner Würde, von dem Muthe seines starken Herzens und von den unerschöpflichen Hilfsquellen seines Geistes unterstützt, kämpfte Gregor gegen die so furchtbaren Drangsale. Er errang den

Frieden; er erkaufte ihn. Er baute Rom wieder auf und umgab es mit Wällen; und diese Sorgen hinderten ihn nicht, den Armen Nahrung, den Pilgern Herberge zu gewähren, wie es die stete Uebung der Päpste gewesen. Sein Wirken ging noch weiter — er that, was alle großen Päpste thaten: er vererbte auf seine Nachfolger eine Politik, die ihn verewigte.

So wurden nach und nach die Schäden wieder geheilt und die Wissenschaften gerettet; man schöpfte Athem und bereitete die nöthigen Kräfte vor, dem schmählichen, rasenden Wahnsinne des Isauriers, eines Bauern, der zu Byzanz Kaiser geworden, und die Bilder der Heiligen aus den Kirchen werfen ließ, Widerstand zu leisten. Aufgebracht über diesen Widerstand, dem er überall begegnete, wo noch die alten Bücher gelesen wurden, ließ er einst eine Bibliothek und einige dreißig, eben darin befindliche, Bibliothekare verbrennen.

Dieses Alles hinderte jedoch in der Folge gewisse, höchst gewandte und feingebildete Gelehrte nicht, den Isaurier als einen Beschützer der Freiheit hinzustellen und den Papst, der ihm Widerstand leistete, als einen Empörer zu brandmarken. Sechsmal versuchte dieser würdige Kaiser, den Papst, der die Bilder zu retten wagte, ermorden zu lassen; sechsmal ging sein Streich fehl. Jene feinen Gelehrten lieben den Isaurier so sehr, daß sie ihm sogar diese Ungeschicklichkeit verzeihen. Die Edlen! Sie nehmen die Großmuth in Anspruch

für alle Beleidigungen; sie versuchen die Schwächen wenigstens zu entschuldigen. Ein Papst — welch' ein bitteres Leben führt er stets! ein armer Herr der Welt — wie voll Schwächen ist er zu allen Zeiten gewesen!

Der heilige Gregor II. besiegte den Isaurier in seinen Nachfolgern. Wie der heilige Gregor I. hielt er zu einer, seiner Zeit angemessenen, Politik. Ohne Rechte anzutasten, die er allein in Italien noch anerkannte und aufrecht erhielt, setzte er ihnen ein höheres Recht entgegen, welches die frevlerische Kurzsichtigkeit des Byzantiners zu vernichten hoffte. Ich erinnere mich des offenherzigen Wortes eines französischen Schriftstellers, eines Mannes, der seine Lateinschule absolvirt hat, und eines guten Royalisten; er sagt:

„Zum Unglück für die Kaiser saß damals die lauterste Tugend im Vereine mit der höchsten Weisheit auf dem Stuhle des heiligen Petrus. In dem Zeitraume von achtzig Jahren folgten einander zu Rom sieben Päpste, welche wegen ihrer Heiligkeit eben so verehrt, als wegen ihrer geschickten Politik von ihren Fürsten gefürchtet waren.“ Die Geschichtschreiber, welche in unsern gelehrten Schulen gebildet worden, haben eine eigene Art, die Dinge zu erklären!

Jene goldene Kette von sieben, von ihren Fürsten gefürchteten, wegen ihrer Heiligkeit aber verehrten, Päpsten geleitete die Welt bis zum heiligen

Hadrian, einem Freunde Karls des Großen. Sie schloß in der Geschichte der Päpste den ersten Zeitraum, jenen des kaiserlichen Oberhoheitsrechts. Es gibt ein System, welches den Papst als Lehnsmann, wie es ein solches gibt, welches ihn als Unterthan betrachten möchte. Der Papst ist Herr in Rom und Rom ein Theil irgend eines Königreiches. Dieses System hat seine Anhänger, die es vielleicht für neu halten und versichern, daß sich das Papstthum und die Religion ganz wohl dabei befänden. Man hat die Proben davon! Es bot dem Uebermuthe der Tyrannei, der Anmaßung der Parteien und der Frechheit der Gottlosigkeit einen Vorwand, und erzeugte in einem Isaurier und Copronymus die Keckheit, Glaubensartikel zu decretiren. Nach mehrhundertjähriger Geduld mußten es die Päpste entschieden zurückweisen, um das Papstthum, die Religion, Rom und Italien zu retten.

Wir wollen diesen Zeitraum nicht verlassen, ohne zu erwähnen, daß der heilige Gregor I. es war, welcher zuerst den schönen Titel der Päpste annahm. Als der rohe Bilderstürmer mit seinen, von Meuchelmördern überbrachten, Botschaften den Papst belästigte, hüllte er sich in den Wortschwall prunkender Titel und Formeln, die das kindische Gebahren der Herren der Erde kundgaben. In seiner Antwort an den Kaiser unterzeichnete der Papst: Gregor, Knecht der Knechte Gottes, servus servorum Dei. Die königliche Gewalt ging jetzt voll und unbefleckt in die Hände der

Päpste über. Sie aber erinnerten feierlicher als je daran, daß sie an Dessen Statt da seien, der, um zu dienen, auf die Erde gekommen.

III.

Das neue Kaiserthum und der neue Kaiser.

Die Welt und selbst die Kirche dachten nicht daran, daß das Kaiserthum des Abendlandes für immer untergegangen sei. Trotz der Frevel, die auf Rom und Byzanz lasteten, erblickte die Menschheit in dem Kaiserthume eine menschliche Anstalt, aus welcher die Anstalt Gottes, die Kirche, hervorgehen sollte. Die Gerechtigkeit bedurfte eines Armes, das Recht der Kraft, die Wahrheit des Schutzes und der Frieden des gerüsteten Wächters. Das heidnische Kaiserthum war eine Parodie der Hölle, diesem Gedanken Gottes gegenüber; er mußte von der Kirche aufgegriffen und verwirklicht werden, da es ihre Sendung ist, Alles zu ordnen und festzustellen in Jesus Christus.

Bereits zur Zeit Clodwigs hatte der heilige Avitus, Bischof von Vienne in Gallien, der Enkel eines Kaisers, den Franken gleichsam angekündigt, daß das abendländische Kaiserreich sein Wiedererstehen in

ihnen finden würde. Aber das Noviziat der Barbaren war noch nicht zu Ende. Bevor es unter die Herrschaft einer gesetzmäßigen Gewalt treten sollte, mußte das Menschengeschlecht des Despotismus entwöhnt werden. Der wilde Strom verwüstender Horden mußte mehrmals Rom überfluthen, den Senat und die Götzen wegschwemmen, wegschwemmen die Fäulniß der Ueppigkeit und der Sklaverei, eine Kluft öffnen zwischen Byzanz und Italien, zwischen Italien und den übrigen Ländern Europa's, in Völkerfamilien die Menschen scheiden, welche das Joch getragen, und, jeder das ihr passende Gebiet zuweisend, die Grenzen festsetzen, als eben so viele Vesten, wo die Freiheit der Kirche die der Völker in's Leben rufen sollte. Dann erst sollte das heilige römische Reich erstehen.

Tantae molis erat Romanam condere gentem.

Die Trümmer des Kaiserreiches bildeten wiederum Reiche, welche in ihrem Zusammenstoße alsbald in Stücke gingen, die sich wieder feindlich gegenüber standen. Die Kirche nahm sie auf, gestaltete sie und gab ihnen Einrichtungen, wo die Ordnung die Freiheit nicht beeinträchtigte. Ihre Klöster, kühn mitten in das Chaos hineingepflanzt, widerstanden den Stürmen, welche die Throne niederwarfen. An diesen schwachen Reisern, an diesen Grashalmen hielten sich die umherirrenden Völker fest und legten endlich dort ihre Wohnungen an. Hier richteten sich die Menschen wieder auf, die nicht mehr verzweifelten. Patientia pauperum non peribit in finem. Wie die Felder,

so bearbeiteten die Mönche die Menschen; ihre, mit Geduld begonnene und durchgeführte, Arbeit machte das Sandfeld fruchtbar und dämmte die wilden Waldströme ein. Bald fand sich, daß die Kirche ein neues Menschengeschlecht herangebildet hatte und — im Glanze seines Muthes, seiner Sittenreinheit, seiner Herzensgüte erschien Karl der Große.

Sieben und ein halbes Jahrhundert waren jetzt seit Nero's und vier Jahrhunderte seit Constantins Regierung verflossen. Wir haben gesehen, welchen Kaiser die junge Kirche in der Welt gefunden, und dieser Kaiser war der Ausdruck der heidnischen Welt. Jetzt trat Karl der Große auf, der Kaiser, den die, seit vier hundert Jahren freie, Kirche der Welt schenkte und dieser Kaiser ist der Ausdruck der von der Kirche herangebildeten Welt. Diese Welt ist in ihrer Ausbildung wohl noch nicht zu Ende gekommen, sie hat sich noch immer nicht ganz aus dem Schlamme herausgearbeitet und ihr erleuchtetes Haupt trägt sich mit Entwürfen, welche zu verwirklichen die menschliche Gebrechlichkeit der untergeordneten Glieder verhindert. Nichts desto weniger ist diese Welt vorhanden; sie will und wird Jahrhunderte lang die erhabensten Werke schaffen und wird nach einem Jahrtausende, gedemüthigt, verrathen, entkräftet, vielleicht noch da sein. Dann wird ihr die Erinnerung kommen an die alten Tage; sie wird von heißer Sehnsucht erglühen. Sie kann nicht unterliegen, ohne daß mit ihr unterliege und erlösche, was da die Menschheit

erleuchtet: so daß es keine Welt mehr wäre mit einer Zukunft, sondern das Ende der Welt.

Pipin, würdig, der Vater Karls des Großen zu sein, hatte die, den Longobarden entrissenen, Städte dem hl. Petrus zurückgegeben. Der Byzantiner, der sie rechtlos in Anspruch nahm, beanspruchte sie auch fruchtlos. Als der Longobarde das fränkische Schwert nicht mehr über seinem Haupte blitzen sah, vergaß er seiner Schwüre. Karl zwang ihn zur Erfüllung derselben und bestätigte Pipins Schenkung nicht blos in Folge einer frommen Regung, sondern auch wegen der Bitten und Wünsche der Völker, denen er Rechnung trug. Wahrhaft große Männer wissen stets die rechte Lösung zu finden, wo das Gewissen der Völker nur wahrhaft Gerechtes fordert. Hierin besteht das Genie Jener, die Schöpfungen zu Stande bringen, und ihre Werke und ihr Ruhm gehen durch Jahrhunderte. Der Sohn Pipins hörte auf die Wünsche der Völker. Um sie von der Sklaverei der Griechen und der Longobarden, der Eunuchen und Räuberhorden zu befreien, gab er dem Throne des Erzhirten Bestand und pflanzte sein Schwert vor demselben auf: Guai a chi la tocca! und der Kaiser Karl wurde Karl der Große.

„Als der longobardische Zahn an der heiligen Kirche sich versuchte, eilte Karl der Große unter den Schwingen des römischen Adlers zu ihrem Schutze herbei und ward Sieger.“ Das ist Alles, was Dante Karl dem Großen zugesteht. Dante ist ein großer

Dichter und, wenn man will, ein großer Theologe; aber er ist weder ein großer, noch geistreicher Katholik. Unter allen Umständen und durch und durch Gibelline, spendet er bald nach links, bald nach rechts Ruhm und Tadel, je nachdem es einen Gibellinen, oder einen Welfen betrifft. So liebte er Karl den Großen nicht, der den vermeintlichen Nachkommen Cäsars das Kaiserthum hinwegnahm, es aber nicht genug für sich selber wahrte. Karl der Große unter dem Schutze des römischen Adlers! Er kümmerte sich viel um diesen Vogel! Er war Sohn und Bote des Evangeliums, der fromme Krieger Christi; er kämpfte unter den Flügeln des Kreuzes.

Er begriff, liebte, ahnte, vollendete das große Werk der Vorsehung: die Herstellung der weltlichen Macht des römischen Pontificats, die endgültige Inthronisation Christi an der Stätte, wo Satan seine Triumphe gefeiert hatte. Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat. Und Alles vereinigte sich, um diese Macht zu einer rechtmäßigen zu gestalten: das göttliche Recht, das Herkommen, alle Formen und alle Bedingungen des menschlichen Rechts. Die Kirche war Eigenthümerin durch die Schenkung der rechtmäßigen Besitzer, durch die Wünsche und die Dankbarkeit der losgekauften Völker, durch den Gang der Geschichte, durch die Besitzergreifung und die Weihe, welche das Recht des Eroberers gibt. Denn Pipin und Karl der Große hatten in rechtmäßiger Weise von den Longobarden erobert, was diese recht-

mäßig den Griechen entrissen hatten, welche gewaltsam die älteren Rechte der Kirche usurpirten.

Karl der Große ist unter den Fürsten vorzugsweise der Mann der Kirche. Sein Lehrer in der Staatskunst war der heilige Papst Hadrian I., der ihn errieth, ihn berief, ihn liebte und fast zwanzig Jahre lang leitete. Karl der Große war der Gegensatz von Nero. Es hat nie einen größern Mann gegeben; ich weiß nicht, ob es einen liebenswürdigeren gab. Man sollte meinen, die Natur habe ihn mit mehr Sorge gebildet, als andere, und lange Vorbereitung dazu getroffen. Groß war schon Pipin von Heristal, Karl Martel größer, Pipin übertraf beide. Karl Martel hatte den Angriffen der Sarazenen ein Ende gemacht, Pipin ging der Kirche entgegen, Karl der Große betrat sie. Zu rechter Zeit fühlte er den Beruf, König zu sein unter dem Paniere Jesu Christi und Führer des christlichen Volkes — rector christiani populi.

Was von dem Barbaren in ihm zurückgeblieben, waren Unbefangenheit und Freimuth, ein Etwas, wie es der Reinheit der kräftigen, feurigen und unverdorbenen Jugend eigen ist. Er war nachsichtig, mild, beherzt, großmüthig und gelehrig. Er wollte das Gute und glaubte daran. Er liebte Gott und die Armen, die Waffen und die Wissenschaften. Nie kam ihm ein Zweifel an den Rechten Gottes, und er gönnte sich nicht Ruhe, wenn es ihre Vertheidigung galt; er brachte das Licht in die Welt und bändigte den

Trotz des Barbaren mit seinem Schwerte; er setzte sich selbst wie ein Kind in die Schule.

Sein ganzes Leben lang studirte er. Er stand an der Spitze einer Akademie in seinem Pallaste und besaß Gelehrsamkeit genug, um eine correcte Lesart der Evangelien nach der Vergleichung der lateinischen, griechischen und syrischen Handschriften herzustellen. Nach dem Geschmacke seiner Zeit ließ er es sich sehr angelegen sein, Kalligraphe zu werden; er ersann verzierte Initiale und trieb die Vorliebe für schöne Manuscripte so weit, daß er selbst solche anfertigen wollte. Aber, wie in Allem, auch hierin groß, that er auch hierin etwas Besseres; er ließ sich gerne übertreffen. Er war durchaus kein Trissotin, und dachte nicht daran, denjenigen mit dem Tode zu bestrafen oder in's Exil zu schicken, der das Schreiben, Versemachen, Singen oder Malen besser verstand, als er.

Seine Umgebung bestand aus tüchtigen Männern, die er liebte. Engelbert, Einhard, Alkuin, der Herzog Guilhem, der spätere Heilige Wilhelm von Aquitanien, Benedikt, in der Folge der heilige Benedikt von Aniana und viele Andere, alle von den Zeitgenossen und der Nachwelt geehrt, bildeten den Hofstaat Karls des Großen. Selten sah man einen ähnlichen Hof! Freier Anstand und Würde, und die Freundschaft herrschte hier. Der große König war der König der Freunde. Die Chronisten erzählen uns von den Thränen, die er vergoß, wenn seine Freunde starben oder in das Kloster traten.

Was dem Christenthume und der Kirche feindlich ist, hat Gründe genug, auch Karl den Großen zu hassen. So hat man ihn denn auch der Grausamkeit beschuldigt und ihn einen blutigen Eiferer und Bekehrer genannt, der die Sachsen mit ihrem Blute getauft habe. Wie mild und menschlich doch diese Leute sind! Sie verabscheuen die Gewalt und können die armen Sachsen nicht genug beweinen. Aber diese Sachsen hatten sich achtzehnmal empört, Karl's Abgeordnete getödtet und seine Ländereien verwüstet. Er bestrafte zwanzigmal begnadigte Feinde, Verräther, die eben so oft ihre Schwüre gebrochen, mit dem Tode, begnadigte aber wiederum diejenigen von ihnen, welche die Taufe verlangten, weil er hoffte, daß sie neue Menschen werden würden.

Als die gefährlichen Sachsen durch die Waffen, mehr aber noch durch den Glauben besiegt waren, weihte er, dankbaren Herzens, Gott, welcher den Sieg verleiht, und dem heiligen Petrus, auf dessen Fürbitte er ihm verliehen ward, seine Eroberung. Er schenkte den Sachsen ihre alten Freiheiten, entband sie von allen Abgaben an seinen Schatz und machte sie blos der Kirche zinspflichtig und theilweise zu deren Unterthanen. Hierauf schied er ihr Land, wie er sagte, nach dem Beispiele der alten Römer, in Provinzen aus, theilte es in Bisthümer ein und errichtete dort, um das Volk in treuer Pflichterfüllung zu bewahren, Kathedralen. An die Stelle der Proconsule traten Bischöfe!

Man klagt seine persönlichen Sitten an; Bossuet behauptet, daß sie stets exemplarisch gewesen. Er hat bewundernswerthe Gesetze gegen die Ausschweifungen erlassen, die man ihm zur Last legen will. Im Angesichte der Kirche und der Welt verdammt er mit evangelischer Einfachheit und der Entschiedenheit, wie sie dem gerechten Manne eigen ist, den Betrug, den Diebstahl, den Ehebruch und die Unzucht: „Unsere „Unterthanen sollen wissen, daß derjenige, welcher „irgend eines dieser Verbrechen überwiesen wird, „seiner Würden verlustig sein soll, wenn er in solchen „steht; er soll in das Gefängniß geworfen werden, „bis er sich gebessert und Genugthuung geleistet hat, „auch von der Gemeinschaft der Gläubigen ausge„schlossen sein, so sehr müssen wir die Grube fürchten, „in welche, wie wir wissen, auch andere gefallen sind.“

Zum Schlusse der Schilderung Kaiser Karls und seines Reiches hören wir noch, wie zu seiner Zeit und nach ihm, die Kirche über die Pflichten des Fürsten öffentlich reden konnte. Die Conciliarbeschlüsse, welche Ludwig der Fromme promulgirt hat, besagen unter Anderm:

„Die Gerechtigkeitspflege des Königs besteht darin, „seine Macht ungerechter Weise Niemanden fühlen zu „lassen; sie soll zwischen dem Fremden und den eigenen „Verwandten, ohne Ansehen der Person, richten; die „Beschützerin der Schutzlosen, der Wittwen und Waisen „sein; — dem Diebstahle steuern und den Ehebruch

„bestrafen; den Bösen keine Stütze sein, kein unzüchtiges Volk und Gaukler unterhalten; die Gottlosen demüthigen, keinem Vatermörder das Leben, „keinem Meineidigen Gedeihen gewähren; die Kirchen „vertheidigen, die Armen durch Almosen unterstützen; „die Gerechten mit der Besorgung der öffentlichen „Angelegenheiten betrauen; bejahrte, kluge und nüchterne Räthe anstellen; dem Aberglauben der Magier, „Wahrsager und Zauberinnen sich fern halten; die „Vergeltung des Bösen verzögern; das Vaterland mit „Kraft und Rechtlichkeit vertheidigen; im Glücke sich „nicht aufblähen, die Widerwärtigkeiten geduldig ertragen, in Allem gegen Gott und die Menschen den „katholischen Glauben üben; nicht dulden, daß seine „Fürsten als Gottlose leben; zu gewissen Stunden „dem Gottesdienste anwohnen und vor den schicklichen „Stunden der Mahlzeit keine Speisen zu sich nehmen; „denn es stehe geschrieben: Wehe dem Lande, dessen „König ein Kind ist und dessen Fürsten schon des „Morgens zu Tische sitzen.

„Das sind die Grundlagen des Gedeihens eines „Reiches auf dieser Welt und so gelangt ein König „in's Königreich des Himmels.“

IV.

Der Friede zu Rom.

Der heilige Papst Hadrian I. verstand das Glück zu benützen, wie seine Vorgänger gegen die Unfälle zu ringen verstanden hatten. Bedächtigen Schrittes trat er die Vormundschaft der Welt an, die zu neuem Leben geboren war. Ein Römer, in welchem noch der herrliche Geist des alten Roms für alles Große und Edle lebte, gab er allen seinen Plänen erhabene Bedeutung und Weihe durch den Eifer für die Seelen, welcher ihn dabei erfüllte. Er wollte, daß Rom das Wunder der Welt und die Schule der Welt werde, aber er wollte es, um sein Amt zu erfüllen als Vater der Armen und als Knecht der Knechte Gottes.

Seit den Zeiten des Isauriers bereits wußte die christliche Liebe und Barmherzigkeit der Päpste, dieser so glänzende und so beharrlich durchgeführte Theil ihrer Politik, die Thorheiten von Byzanz zu benützen, um Rom zu bereichern. Die Häresie hatte die griechischen Künstler brodlos gemacht und vertrieben; die Päpste nahmen sie auf und ließen Rom durch sie wieder aufbauen. Auf allen Seiten erhoben sich Palläste, Vertheidigungsthürme, Kirchen, Säulengänge. Hadrian vollendete diese, von seinen Vorgängern begonnenen, Werke und stellte sie in einer Großartigkeit

und Vollkommenheit her, wie sie jene nicht ahnen konnten.

Er dachte an die Streifzüge der Sarazenen und an ähnliche Gefahren, welche die Zukunft bringen konnte; darum vollendete er zuerst die Wälle. Man zählte auf denselben 383 Thürme, 7020 Bastionen, 2066 große Schießscharten. Kein Kaiser hatte das zu Stande gebracht. Er stellte die alten Wasserleitungen wieder her, ein Werk, welches man für unmöglich hielt; er führte in ihr luftiges Bett diese Ströme zurück, welche die Stadt reichlich mit Wasser versahen; denn es steht geschrieben: der Ueberfluß an Wasser erfreut die Stadt Gottes. Und hierauf, amator ecclesiarum, baute er die Kirchen wieder auf.

Eines dieser Werke Hadrians, welches das Staunen Karls des Großen erregte, war der Aufbau weithin laufender gedeckter Gänge „zu Gunsten der Pilger", um die wiederhergestellten und verschönerten Basiliken St. Peter, St. Paul und St. Laurentius unter sich und mit den Stadtmauern zu verbinden. Nun aber sind diese Gebäude mehrere Stunden von einander entfernt und man verwendete blos für die Grundmauern der ersten Bögen der Gallerie an den Ufern der Tiber zwölftausend Travertinblöcke.

Dieser mit Altären und Kapellen geschmückte, von Inschriften bedeckte, mit Mosaik gezierte Riesensäulengang lief über die Felder zwischen den Ruinen und den Gräbern aus der heidnischen Zeit hin. Eine Zier des alten Roms, der Stadt des Todes, nach

Außen, waren die Gräber. Das neue Rom, die Hauptstadt des Lebens, kündigt sich durch Tempel und Basiliken an, welche den Aposteln und Märtyrern des lebendigen Gottes geweiht worden. Sie führte ihre großartigen, freundlichen Säulengänge vor die Mauern hinaus, wie liebevoll ausgestreckte Arme, um den Wanderer zu empfangen, der nicht mehr ein Fremdling, sondern ein Gast war, ein Sohn und oft der verlorne Sohn, der mit einem Herzen voller Liebe und der Verzeihung gewiß, heimkehrte. Unter diesen Säulengängen des Papstes Hadrian sah man nicht blos den Franken Karls des Großen voll Demuth in der Freude seines Sieges, den Britten, der um Bücher bat, den bekehrten Sachsen, der hergepilgert kam, um den Segen zu empfangen; dort drängten sich auch der bußfertige Longobarde und der wiederversöhnte Grieche.

Die Stadt selbst war schöner, als je die Sonne sie gesehen hatte. Sie verdankte das der byzantinischen Kunst, welche damals zu ihrer höchsten Reife gediehen war, und durch ihre Anmuth, die gewandte und lebendige Behandlung, sowie durch ihren würdevollen Ernst das Frostige der römischen Kunst weit übertraf. So glänzte die neugeschaffene Stadt von Gold, Marmor, Mosaik; die Ueberreste des Alterthums ehrte und bewahrte man. Rom besaß damals bereits eine Menge National-Schulen; man sprach dort abermals alle Sprachen der Erde: aber keine dieser Sprachen war mehr die Sprache der Gefangenschaft, alle richteten

dasselbe Gebet an denselben Gott. So schöpferisch hatte die, kaum frei gewordene, Hand der Päpste auf diesem, von den Barbaren zerstampften und von dem Einsturze der alten Welt noch zitternden, Boden gewaltet.

Alarich, von einem Instinkte getrieben, der ihm gebot, das Geschäft der Zerstörung im großartigsten Maßstabe zu üben; Genserich, auf den Flügeln des Sturmwindes herangeeilt, der denen entgegen braust, die Gott strafen will; Attila, die Geißel in der Hand Gottes, hatten der Reihe nach Rom geplündert und verwüstet. Und noch war, nach allen diesen Vernichtungsschlägen, der Haß der Völker nicht gesättigt. Totila, unbarmherziger, als alle, fiel über Rom her, um es völlig zur Einöde zu machen. Als, vierzig Tage nach Totila's Rückzug, Belisar mit einigen Reiterhaufen in die, in Trümmern liegende, Stadt eindrang, wandelte ihn Furcht an. Die geschleiften Wälle versperrten die Eingänge, deren Thore zerstört waren; das Gras wucherte in den, mit Schutt angefüllten, Straßen.

Auf dem Capitolium angekommen, wagte Belisar die Stille, die überall herrschte, zu unterbrechen; er ließ in die Trompete stoßen und die Adler schwenken: keine Stimme gab Antwort. Es gab keinen Senat, kein Volk, keinen lebenden Menschen mehr in der Stadt, die sechs Millionen Einwohner gezählt hatte. Das große Rom war todt; seine Leiche gehörte den reißenden Thieren, die aus den unterirdischen Behäl-

tern entwichen waren, in welchen sie der, noch immer heidnische, Senat als einen Schatten der vormaligen Belustigungen des Volkes, das man stets das königliche nannte, bis zur letzten Stunde aufbewahrt hatte.

O Volk Roms! fürchte die Wahnsinnigen, die heute noch von Deinem Königthume zu Dir sprechen! Auch der Sturmwind, welcher Krone, König und Stadt hinwegwirbelt, steht Gott noch heute zu Gebot.

Aus diesem Staube, aus diesem Nichts hatten die Päpste in weniger als zwei Jahrhunderten das Wunder geschaffen, welches wir flüchtig betrachtet haben, ein schönes, reiches, geordnetes Rom, wo die Religion ein ununterbrochenes Fest feierte, die Stadt der Künste und der Wissenschaften, die Stadt des Gesangs, die Schule der Welt, die das Auge, das Ohr und das Herz des so empfänglichen Karls des Großen hinriß. Und nachdem der große Fürst mit Muth die Stadt besichtigt, mit Inbrunst auf den Gräbern der Märtyrer und Heiligen gebetet hatte, bat er, der seinerseits auch aufbauen und geistig bilden wollte, den Papst um kein anderes persönliches Geschenk, als einige Lehrer des Kirchengesanges mitnehmen zu dürfen, damit er in seinem Reiche eine Gesangschule gründen könnte.

Noch anderer Stiftungen Hadrians erfreute sich Rom, die Karl dem Großen Achtung einflößten und die er nachahmen wollte. Der Papst hatte sein persönliches Erbgut hingegeben, „um die Erträgnisse desselben auf immer seinen Brüdern, den Armen in

Christo, zu überlassen.“ Aber seinem großen Herzen genügte es nicht, nur der Armen seiner fürstlichen Stadt zu gedenken: er gründete noch drei Diakonien für die Pflege der dürftigen Pilger und stattete sie reich aus. Hadrians Wille war, daß man aus allen Gegenden der Welt nach Rom wallfahren könnte und auch nicht das letzte Kind Christi der Freude, Petrus auf seinem Grabe anzurufen, noch des Vortheils verlustig sein sollte, an dieser Hochschule aller göttlichen und menschlichen Wissenschaften sich auszubilden. Solcher Art war die Verschwendung des Papstes Hadrian. Sie erinnert an die, lauter gepriesene, Schöpfung des gleichnamigen philosophischen Kaisers — eines der bessern! — an jene berühmte Villa Hadriana, an deren Bau der Herr der Welt verwendet, was seinem Geschmack, seiner Macht und seinen Schätzen zu Gebot stand, und deren Fundamente er, auf das Wort einer Wahrsagerin hin, mit dem Blute der sieben Kinder Symphorosa's benetzt hatte. Glorreiche Mutter, Du littest achtfachen Märtyrertod an einem einzigen Tage!

„Wie Theben, Babylon oder Carthago, sagt Gibbon von der Zeit Gregors des Großen, wäre Rom von der Erde verschwunden, wenn die Stadt nicht ein lebensfähiges Prinzip beseelt hätte, das ihr von Neuem zu der Ehre verhalf, zu herrschen.“ Wir haben gesehen, daß wirklich dieses Lebensprinzip, dessen Gegner und sogar Läugner Gibbon ist, es an Energie nicht mangeln ließ. Unter dem unmittelbaren Nach-

folger des heiligen Hadrian erprobte sich dessen Fruchtbarkeit, indem es das Kaiserreich wieder zum Leben erweckte oder vielmehr schuf; denn der Name war alt, die Sache selbst aber neu. Weder Papst Leo III. konnte etwas in's Dasein rufen, noch der große Karl etwas sein, was dem ehemaligen Kaiserthume und Kaiser ähnlich war. Ohne durch äußere Verhältnisse genöthigt zu sein — aus der Fülle seiner Machtvollkommenheit, schuf der Papst das heilige Reich.

So gab er dem Beschützer und Vertheidiger der christlichen Republik und der Kirche, die beide noch von zahlreichen und gefährlichen Feinden bedroht waren, die Weihe. Er gab, in der Voraussicht der nur zu nahen Zeit, wo Karl nicht mehr sein würde, der Ordnung in der Welt, dem Sinne für die Ordnung, eine gesunde Wurzel; er verkörperte den großen Gedanken der Einheit des Menschengeschlechts im Glauben Jesus Christus. Es war der Gedanke und Wille Gottes, welchen die Menschheit zu begreifen anfing und dessen Verwirklichung der fromme, erleuchtete Sinn Karls des Großen so mächtig befördert hatte. Karl der Große war jene verständige, treue und gelehrige Kraft im Dienste der Wahrheit, die Kraft, die in Demuth stolz ist auf ihre edle Aufgabe, und erkenntlich für den Ruhm, womit sie ihn überhäuft.

Sitzt der König auf seinem Throne, und der Hohepriester auf dem seinigen, sagt Bossuet, so ruht das Menschengeschlecht, geschirmt von dieser Eintracht, aus. Die Herrlichkeit des reich bewegten Lebens

Roms unter den Päpsten Hadrian und Leo spiegelte sich im weiten Kaiserreiche ab. Großartige Bauten wuchsen aus der Erde hervor, die Kirchen wurden gegründet und blühten auf, die Klöster vermehrten sich. Karl der Große stiftete deren vier und zwanzig und der Gesang zum Lobe Gottes hallte überall wieder. Das Licht der Wissenschaft begann überall zu leuchten. Man eilte sich, die Erde mit dem Samen des Christenthums zu befruchten, als ob ein Vorgefühl bevorstehender schlimmer Zeiten dazu antriebe. Die Großen des fränkischen Reiches, die Ersten des Reichs nach dem Kaiser und seinen Söhnen, legten ihre Goldgewänder, ihre Schwerter, die nahezu Scepter waren, ab und nahmen das Mönchskleid. Der Engländer Macaulay macht die Bemerknng, daß, wenn die Klöster nicht über das Land hin sich erhoben hätten, die europäische Gesellschaft aus nichts bestanden hätte, als aus Lastthieren und aus Raubthieren.

Von Hadrian I. bis auf Leo IV. herrschten zu Rom, ungeachtet der Unruhen, welche im Frankenreiche ausgebrochen waren, fast ein Jahrhundert lang Friede und Gedeihen. In diesem Zeitraume erstand, beschattet von Roms Segen, das neue Italien; die Bevölkerung nahm zu, die Künste blühten. Aber in der Menschheit waltet ein Geist, der es sich zur Aufgabe gesetzt, sie zu zerstören; er lehrt sie die Wege der Ordnung, von welchen abgekommen, sie nicht zu bestehen vermag, zu hassen und verleitet sie unaufhörlich

durch thörichte, aber verführerische Lockspeisen zum Betreten heilloser Pfade.

V.

Rom säcularisirt.

Die kleinen Fürsten schwingen sich empor, die Karolinger sinken hinab und die Sarazenen fassen Fuß in Italien. Die kleinen Fürsten schließen Bündnisse mit den Sarazenen und die unwürdigen Abkömmlinge Karls des Großen bleiben unthätig. Ein einziger Mann richtet sich inmitten so vieler Verräther und Feiglinge auf: es ist der Papst Johann X, einer von jenen, die man noch immer verläumdet, die aber die Geschichte am meisten ehren sollte. Er macht, so gut er kann, einen Kaiser; der nothwendige Stoff dazu war selten geworden! Da er aber den Fähigkeiten dieses Fürsten wenig Vertrauen schenken kann, so übernimmt er selbst den Befehl über das mühsam aufgebrachte Heer, greift die, am Carigliano verschanzten, Sarazenen an und schlägt sie vollständig. Diese, unter der persönlichen Leitung des Papstes gewonnene, Schlacht setzt den Raubzügen, welche Italien, Europa und die gesammte Civilisation bedrohen, ein Ziel. Bald auch sollen die Päpste die Politik der Kreuzzüge begründen.

Indessen wächst der blutige Sturm und gewinnt an Ausdehnung. Sarazenen, Ungarn, ein König von Italien, alle Arten Abenteuerer erscheinen auf der Kriegsbühne, als Sieger für einen Tag. Schwert, Raub und Brand bezeichnen ihre Wege — Omnia vastando, sagen die Chronisten. Es gibt keinen Kaiser mehr, oder gibt es einen, so ist er feig oder ohnmächtig oder ein Verräther an der Christenheit. Der Papst ist aus Rom vertrieben, dann wieder Gefangener in Rom, in der Gewalt ruchloser Aufrührer. Die alten Tage der Longobarden kehren zurück. Die feigsten Verbrechen, der niederträchtigste Trug führt zu Macht, und gräuelvolle Thaten, zu welchen sie mißbraucht wird, sind an der Tagesordnung. Schrankenlos herrscht überall die schrecklichste Verwirrung und dringt selbst in die Kirche ein. Man schiebt den Auswurf dieser verworfenen Welt in die kirchlichen Würden. Aus dem Knechte, der zum Meuchelmörder nicht mehr taugt, machen die Fürsten, welche dem Papste den Gehorsam aufgekündigt, einen Bischof. Baronius findet, daß die Kirche unter den Heiden weniger bedroht war, als jetzt

Es ist das zehnte Jahrhundert, „das eiserne Zeitalter wegen der Wildheit der tugendarmen Sitten, das bleierne wegen des gräuelvollen Uebermaßes an Lastern, das Zeitalter der Finsterniß wegen des Mangels an Geschichtschreibern.“ Und dazu die Welt ohne Papst, oder mit einem Papste ohne Macht und ohne Freiheit. Rom ist vollständig säcularisirt. In

Feuer, Blut und Finsterniß erprobte die menschliche Gesellschaft das System, welches wir heute als die Lösung aller Schwierigkeiten lobpreisen hören. Der Papst ist nicht mehr frei, Jesus Christus ist nicht mehr und die Civilisation unterliegt: das arme Volk wird zertreten; es ist das allgemeine Schlachtopfer; man zehrt es auf.

Die tiefste Finsterniß dieser Nacht dauerte siebenzig Jahre. Zwanzig Päpste, mehr oder minder die unglücklichen Spielbälle der kleinen Tyrannen Roms, einige sogar ihre Creaturen, gingen vorüber. Es war die beklagenswerthe Zeit, welche die Feinde der Kirche als die Zeit der Aergernisse des Papstthums bezeichnen. Das erklärt ihre Sehnsucht, jene Zeit zu erneuern. Unter diesen zwanzig Päpsten befinden sich sechs, welche Baronius selbst anklagt; aber Muratori spricht, auf den Grund von Dokumenten, die Baronius unbekannt waren, vier derselben frei und bringt sie zu Ehren. Die Kirche ging nicht unter, weil Gott ihr Beistand war. Und weil Gott der Beistand der Kirche war, so fuhr auch das Papstthum, wenn auch in unwürdige Fesseln geschlagen, fort, die Säule der menschlichen Gesellschaft zu sein.

Die, in der karolingischen Zeit so reichlich gestreute, Saat gedieh und reifte in den Klöstern. Es gab überall Heilige. Das christliche Lehenwesen erschien. Die kurzsichtigen Geister, welche gegen das Lehenwesen zu Felde ziehen, sollten sich die Mühe geben, es im zehnten Jahrhundert zu betrachten und

zu würdigen, was die Kirche daraus gemacht hat. Zur Zeit der höchsten Gefahr, da man, wie in den Tagen Gregor's I., glaubte, die Welt werde untergehen, arbeitete die Kirche fort, ohne zu verzweifeln. Die Klöster bargen so viele hervorragende Männer, als Heilige, und die Heiligen sind immer große Männer. Von dort gingen jene ehrwürdigen Bischöfe, jene Stifter neuer Klöster hervor, welche die Barbaren und selbst die Frevler bekehrten, die Gegenwart von dem Abgrunde des Verderbens zurückhielten und die Zukunft vorbereiteten.

Sobald das elfte Jahrhundert begonnen hatte, änderte sich die Scene. Die königlichen Pilger kommen zahlreicher und häufiger nach Rom. Was sie dort suchten, was sie dort fanden, soll uns einer von ihnen für alle sagen. Wenige Fürsten waren grausamer, als der König von Dänemark und England, Kanut der Große, der, obwohl getauft, noch ein halber Heide war. Dem Rathe des heiligen Egelnoth, Erzbischofs von Cantorbéry, Gehör schenkend, kam er nach Rom, von wo aus er an das gesammte englische Volk schrieb (1027): daß er, da er diese fromme Reise in der Absicht gemacht, Vergebung seiner Sünden zu erlangen, das Gelübde gethan habe, von nun an ein tadelloses Leben zu führen, seine Jugendfehler zu bereuen und gerecht und fromm zu regieren, und entschlossen sei, sich mit Gottes Hilfe zu bessern. Er beschwört sofort seine Räthe und Beamten, wenn sie seine Freundschaft bewahren und ihre Seelen retten

wollten, in Zukunft kein Gesetz zu verletzen, weder zu Gunsten eines Mächtigen, noch aus Furcht vor dem Könige, noch in der Absicht, den königlichen Schatz zu bereichern; denn der König bedürfe keines, auf dem Wege der Ungerechtigkeit erhobenen, Geldes.

VI.

Der heilige Gregor VII.

Aber das Licht, welches von Rom in solcher Weise ausstrahlte, und die Herzen der Könige zu heiligem Eifer entflammte, ließ die Herzen der Kaiser kalt und finster. Das, auf die Deutschen übergegangene, Kaiserthum wurde wieder heidnisch; die Nachfolger Karls des Großen gaben sich das Ansehen der Erben Cäsars. Sie stellten bereits die seltsame Lehre auf und übten sie auch, daß nämlich das Kaiserthum allein souverän, allein Eigenthümer der ganzen Welt und das lebendige Gesetz für die Fürsten und die Unterthanen sei. Die Kirche war geknechtet. Cäsar wollte die Bischöfe einsetzen und den Papst ernennen. Das Papstthum, kaum von den unwürdigen Banden befreit, in welche es die Meuterer Roms geschlagen hatten, war gezwungen, gegen diese Anmaßung der legitimen Macht zu kämpfen. Zum Erstaunen des Kaiserthums, der Welt und der Geschichte trat das Papstthum aus dem

Kerker hervor, in welchem es noch Tags vorher ein Crescentius eingeschlossen hielt, und Kaiser Heinrich IV. stand dem Mönche Hildebrand, einem Manne von unbekannter, niederer Herkunft gegenüber, der aber Gregor VII. geworden war.

Er sagte dem Kaiser, daß allein Gott der höchste Herr sei, daß Christus, der Mensch gewordene Sohn Gottes, mit dieser höchsten Gewalt bekleidet worden; daß die Menschen weder die Macht noch das Recht besitzen, zu gebieten, außer in Gott und durch sein Wort; und daß es, außer der katholischen Kirche, keine unfehlbare Auslegung des göttlichen Gesetzes gebe; daß folglich der Kaiser mit Unrecht sich unterfange, als das lebendige Gesetz der Welt gelten zu wollen und er dieses fruchtlos wage; daß über das Gewissen der Volker die katholische Kirche, nicht aber die weltliche Macht zu gebieten habe und daß die katholische Kirche weder die Völker, noch sich selbst, noch Gott aufgeben, sondern durch den Mund ihres Oberhaupts in Gewissenssachen zwischen den Völkern und den Königen entscheiden werde.

Der Papst hatte nichts, als sein Recht; der Kaiser verfügte über alle menschliche Gewalt. Der Kampf brach los. Kein Anderer, als ein Papst, durfte ihn wagen, er wäre unmöglich gewesen. Aber die Päpste wissen, daß sie in der Welt sind, um das Unmögliche möglich zu machen, wenn es das Interesse der Seelen erheischt, und weil es der Wille Gottes ist und sofort ein Werk Gottes wird. Ohne alle

Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang beginnen sie den Kampf. Ein Zweiter nimmt ihn auf, ein Dritter wieder. Eine schlimmere Niederlage folgt auf die andere — und zuletzt, da alle Helden gefallen sind, strauchelt der siegreiche Feind über ihr Grab und fällt.

Der heilige Gregor VII. hatte das Gewissen und die Bewunderung des Menschengeschlechts für sich. Heinrich IV. machte ihm die gewonnene Gunst des Volkes zum Vorwurfe. Aber die Volksgunst ist vergänglich; sie wird gewonnen, sie geht verloren. Der edle Oberhirte starb in der Verbannung und man hielt ihn für besiegt. Er hatte aber seine Nachfolger. Bevor er selber zum Pontifikate erhoben wurde, hatte er vier Päpste bezeichnet. Sterbend bezeichnete er deren drei, die nach ihm regierten. Was vermögen die Menschen gegen die Vorsehung, die solche Streiter erweckt, ihnen solchen Starkmuth verleiht und ihr großes Leben durch solche Mittel verlängert? Man darf sagen, daß das Pontifikat des heiligen Gregor VII. von dem heiligen Leo IX. (1048—1054), seinem ersten Gönner und seinem ersten Schüler, bis zum Pontifikate Paschalis II. (1099—1118) reichte, daher siebenzig Jahre umfaßte. Aber Paschalis II. hatte wiederum Nachfolger, welche von demselben Geiste beseelt, gottvertrauend und hochherzig waren, den gewaltsamen Plänen der deutschen Cäsaren bis auf Innocenz IV. (1243—1254) muthig widerstanden und, wenn auch nicht deren unberechtigte Ansprüche, doch ihre Hoffnungen darauf vernichteten. Das Einverständniß des Papstes

hätte ihnen die Herrschaft über die ganze Welt gegeben; so aber hatten sie dieselbe nicht.

Die Cäsaren Deutschlands waren keine mittelmäßigen Köpfe und ihre Macht war nicht zu verachten. Hundert Jahre nach Heinrich IV. saß Friedrich Barbarossa auf dem Kaiserthrone. Der damalige Papst war Hadrian IV., ebenfalls ein Mann von niedriger, ja noch geringerer Herkunft, wie Hildebrand. Eines Tags hatte man ihm ein Kloster geöffnet, an dessen Pforte er sein Brod bettelte. Das war der Mann, der dem Kaiserthume im Wege stand! Als Barbarossa zum Kaiser von Rom und der Welt ausgerufen war, erklärte er, daß er keinen leeren Titel führe. Er brachte ein Gutachten von Gesetzeskundigen auf, welches sich dahin aussprach, daß dem Kaiser wirklich und von Rechtswegen eine allgemeine und unumschränkte Herrschaft zustehe, von welcher weder ein Volk, noch eine Stadt, noch eine Person ausgenommen werden dürfe. So sprachen sich auch die kaiserlichen Juristen gegen die lombardischen Städte aus, welche einige Freiheiten beanspruchten. Außer seinen Juristen aber hatte der Kaiser sein Heer und zahlreiche Anhänger in Italien.

Sobald Hadrian zum Papste erwählt war, ließ er dem stolzen Hohenstaufen sagen, er möge kommen, ihm die Huldigung zu leisten. Er verlangte, wie der herkömmliche Gebrauch war, daß er ihm den Bügel des Rosses halte. Dieser Gebrauch bewies dem Kaiser, daß es eine Macht gab, die über seiner Gewalt, ein

Recht, das über seinem Willen stand. Die Juristen und noch mehr die Demokraten knirschten bei der Erinnerung an solche päpstliche Ansprüche. Sie wünschen Kaiser, die das lebendige Gesetz . . . . in ihren Händen — und die nicht gesalbt seien! Die lombardischen Städte stimmten dem Verfahren des Papstes bei, der Kaiser gab nach. Später, nach achtzehnjähriger Herrschaft voller Triumphe, nachdem er selbst einen Gegenpapst aufgestellt hatte, der die lombardischen Freiheiten nicht vertheidigte, war Barbarossa abermals genöthigt, Alexander III. nachzugeben, einem armen Greise, den die kaiserliche Macht überall hin verfolgt, überall vertrieben, indem er die Städte, welche zu ihm hielten, dem Erdboden gleich gemacht hatte. Inmitten seines Siegeslaufes mußte der Kaiser den Gegenpapst von seinem Hofe verabschieden und eine Botschaft an den rechtmäßigen Papst abordnen, der flüchtig war. Man suchte ihn lange überall durch das Land. Er weigerte sich, mit dem Cäsar in Unterhandlung zu treten, so lange derselbe die Rechte der Städte nicht bestätigt habe. Der Cäsar bedurfte des Friedens: er wich. Als Entgegnung auf die unberechtigten Ansprüche des Kaisers hatte das Papstthum die Kirche befreit und die italienischen Freistaaten gegründet.

Aber noch war der Kampf nicht zu Ende. Ein neuer Cäsar richtete sich auf und versuchte es, Gott zu sein; er hatte einen neuen Charakter. In der, von der Kirche herangebildeten, Welt waren bisher

die Feinde der Kirche noch Christen gewesen; sie waren Barbaren, unwissend, hoffärtig, aber gläubig. Viele von ihnen thaten Buße; Barbarossa starb auf einem Kreuzzuge. Friedrich II. war in Wahrheit ein Heide von der schlimmsten Art, ein Heuchler. Ein Mündel des großen und frommen Papstes Innocens III. begann er knieend den grausamen Krieg gegen die Kirche und seinen langen Verrath an der Christenheit. Er nahm das Kreuz und zettelte den Verlust Damiette's an; er veröffentlichte Gesetze gegen die Ketzer und trug sich mit dem Vorsatze, den Mahometismus in Europa einzuführen. Häßliches Bild eines Undankbaren und Verräthers! Treulos, wollüstig, rachgierig, lauernd, voller List, verführerisch, war er ein Lügner in dem Maße, daß er sogar die Maske abwarf, um besser lügen zu können, immer mit Schwüren bei der Hand und immer meineidig, stets zu Verträgen bereit, die er niemals vollzog. Selbst aus der Offenkundigkeit seiner Ränke hatte er sich eine Gewalt geschaffen und eine solche Stellung, daß er um so mehr gefürchtet war, je weniger er geachtet wurde. Noch andere, vielleicht unheilvollere, Waffen gebrauchte er. Während er die Pest der muselmännischen Sitten nach Italien trug, verbreitete er dort Schriften gegen die Religion; „drei Betrüger, sagte er, sind auf der Welt erschienen: Moses, Jesus Christus und Mahomet." In seinen Kanzleien saßen Schreiber, die in allen Sophismen geübt waren, die den schlimmen Leidenschaften zu schmeicheln und sie zu reizen, die Wahrheit abzu-

schwächen und zu vergiften verstanden. Durch sie ließ er jene öffentlich verläumden, welche er vor der Welt vernichten wollte. Er stand im innigsten Bunde mit allen Verkehrten und allen Gottlosen. Die gläubigen Fürsten machte er sorglos, täuschte sie oder jagte ihnen Schrecken ein. Gott gewährte ihm eine dreißigjährige Regierung.

Er erdrückte die Fürsten mit seinen Manifesten, die von Peter de Vineis, dem Obersten seiner Schreiber, geschickt abgefaßt waren. Der Papst Innocenz IV. sagte von diesen Dokumenten, sie seien „Wermuth, von Sirenen in Honig getaucht.“ Friedrich gibt sich in denselben als den Vertheidiger der Könige gegen die Tyrannei der Geistlichkeit aus, als den Rächer Gottes und als den Retter der Kirche selbst. Er wollte die Kirche verhindern, sich in's Unglück zu stürzen! Die Macht und der Reichthum, sagte er, erdrücke sie; der Kaiser müsse ihr die Last dieser schädlichen Güter abnehmen und sie in die ersten Zeiten zurückführen, wo die Päpste ein apostolisches Leben führten und die Demuth unseres Herrn nachahmten; in jenen Zeiten hätten sie die Engel gesehen, die Kranken geheilt, die Todten auferweckt und die Könige durch Heiligkeit, nicht durch Waffen überwunden. — Die freie Kirche im freien Staate!

In diesem Sinne schrieb er auch an den heiligen Ludwig und ersuchte ihn, bei der Befreiung der Kirche von der Last der zeitlichen Güter mitzuwirken. Er hoffte seine Geradheit zu täuschen, brachte ihn aber

nur zur vollen Einsicht. Die Schlange weiß nicht, daß die Taube Flügel besitzt. Er verstrickte Alles mit seinen Schlingen; er war noch jung und fühlte sich mächtig. Dennoch ging er seinem Falle entgegen, dennoch war er seinem Ende nah. Viermal bereits excommunicirt, hatte er die Thätigkeit dreier Päpste erschöpft. Aber Innocens IV., der seiner Hinterlist, seinen Schwüren und seinen Verträgen entgangen war, schleuderte zuletzt noch zum fünften Male den Bannstrahl auf ihn. Vor diesem beraubten, flüchtigen, aber unbesiegten, Papste sollte der übermüthige Friedrich sein Glück wanken sehen.

Innocens IV. nahm die Austragung des Streites vor den Königen an. Er hielt das ältere und höhere Recht den ungesetzlichen Ansprüchen und den Mißbräuchen der weltlichen Gewalt entgegen, setzte die Sache mit Offenheit auseinander, wie sie das Papstthum, das nichts zu verbergen hat, vor der Welt immer dargethan, und erklärte, daß Christus, der wahrhafte König und Priester, nicht allein das priesterliche, sondern auch das königliche Scepter in die Hände des heiligen Petrus niedergelegt und ihm die Zügel der zwei Reiche, wie aus der Mehrheit der Schlüssel klar hervorgehe, anvertraut habe. Dadurch ward die Tyrannei, jenes zügel- und gesetzlose Regiment, abgeschafft, welches vorher allgemein in der Welt herrschte. Constantin entsagte ihm in die Hände der Kirche und empfing dagegen von Ihr authentische und legitime Titel der christlichen Gewalt. Der Papst setzte hinzu,

daß selbst die Gewalt des Schwertes von der Kirche sich herleite. Die Kirche sei es, welche dem Kaiser bei seiner Krönung das Schwert überreiche und das Recht habe, ihm zuzurufen: Stecke dein Schwert ein. Wenn nun der Kaiser, anstatt das Unkraut auszurotten, die fruchtbaren Schößze abhaue, anstatt die Unschuldigen in seinen Schutz zu nehmen, die Uebelthäter schütze, so handle er wider seine Pflicht, und es sei keine widerrechtliche Anmaßung, keine Ungerechtigkeit mehr, seiner Hand das Schwert zu entwinden, durch dessen thörichten Gebrauch er die Welt und seine Seele zu Grunde richte. Eine solche Sprache führte der Papst den Königen gegenüber — es war die Sprache des Rechts.

Ueberdieß machte der Papst den Fürsten bemerklich, daß Friedrich, so überreich an falschen Schilderungen der Gefahren, womit die gesetzliche, aber waffenlose, Macht der Kirche die Fürsten bedrohe, über die Ansprüche der Kaiser auf die allgemeine Weltherrschaft ein völliges Stillschweigen beobachtet habe. Das war die unbestreitbare Thatsache, die man vor Augen hatte. Friedrich und seine Legisten nannten die übrigen Fürsten nur Provinzial-Könige, und in der Welt gab es für sie nur Provinzen des Kaiserreichs. Da die Kaiser die Kirche nicht zu ihrer Mitschuldigen machen konnten, so führten sie ihre Unterjochung und Vernichtung im Schilde, damit sie ihre ehrgeizigen Pläne nicht durchkreuze. — Die Fürsten wagten jedoch nicht, die Kirche zu unterstützen, die sie vertheidigte, und der

Papst hatte nur die auf seiner Seite, welche für die italienische Städtefreiheit einstanden. Aber Gott bediente sich dieses schwachen Mittels, um den abtrünnigen Kaiser zu demüthigen. Friedrich wurde von den Bürgern von Parma geschlagen und fiel bald darauf der Hand der Rache anheim.

Er starb in seinem Bette, einige sagen eines natürlichen Todes, andere behaupten, einer seiner Bastard-Söhne habe ihn erdrosselt. Seit einiger Zeit traf Blitz auf Blitz rings um ihn. Er verlor seine Verwandten, seine Freunde, seine vertrautesten Räthe. Er hatte seinem Lieblinge, dem Kanzler Peter de Vineis, die Augen ausbohren lassen, weil er ihn im Verdacht hatte, er habe ihn vergiften wollen; und dieser Elende tödtete sich selbst, aus Furcht vor den Qualen, welche sein Herr über ihn verhängen könnte, dessen Tugenden er so sehr gerühmt. Er kannte ihn. Man sagt, daß Friedrich in dem Aufleuchten des göttlichen Zornes hell gesehen und Reue gefühlt habe. Die Hand Gottes lag schwer auf seinem Geschlechte; seine Söhne starben der Reihe nach, alle des Brudermords beschuldigt; nichts von seinem Glücke, nichts von seinem Namen blieb übrig. So schloß nach zwei vollen Jahrhunderten die große Episode des Kampfes zwischen dem Priesterthum und dem Kaiserthume. Im Laufe dieser Zeit hatte das Papstthum die Kreuzzüge bewerkstelligt, die Albigenser besiegt, die von dem heiligen Franciscus und dem heiligen Dominicus gestifteten Orden bestätigt, die Zahl der Universitäten

vermehrt, die italienischen Freistaaten gegründet, sich fast gänzlich von der Tyrannei der Republikaner des Kapitols, die mit den Kaisern im Bunde standen, losgewunden und endlich das, die reichsten Früchte tragende, Werk der Civilisation geleitet, das je in der Welt vollführt wurde. Gott gönnte ihm einige Ruhe.

VII.

Italien ohne Papst.

Die Ruhe war von kurzer Dauer. Wir kommen auf Bonifacius VIII. In der vorausgegangenen Periode kam der Trost aus Frankreich. Von dorther kommt jetzt die Bitterkeit. Friedrich's Saaten sind aufgegangen! Wenn es sich von Frankreich handelt, ist Dante kein Gibelline mehr. Er brandmarkt den Kirchenraub Philipps des Schönen:

„Doch klein ist künft'ges Weh und fast vergangen,
Seh' ich die Lilie bei Anagna's Söhnen,
Und Christ, in seinem Stellvertreter, fangen.

Ich seh' aufs Neue, wie sie ihn verhöhnen,
Seh' wieder Essig kosten ihn und Galle
Und zwischen lebenden Verbrechern stöhnen.

Den neueren Pilatus auch, deß Kralle
Noch mehr begehrt, und der mit Hochverrath
Den Frevel trägt selbst in die Gotteshalle.

O Gott und Herr, wann wird mich doch die That
Der Rach' erfreun, die schon so lange hehlte
Dein milder Zorn im unerforschten Rath!"

Die Verbannung nach Avignon liefert die schon gemachte Probe eines Auskunftsmittels, auf welches man in unsern Tagen hindeutet. Man hat den Vorschlag gemacht, allerdings sehr behutsam — aber nichts kann so leise gesagt werden, daß es nicht Hoffnungen erwecken und die Furcht, zu weit zu gehen, rege machen sollte — man hat vorgeschlagen, den Papst nach Jerusalem zu versetzen. Dort, sagt man, wird er Europa nicht mehr belästigen, und doch wird er dort unabhängig, und sogar König sein können. Ob der Erfinder dieses Auskunftsmittels aufrichtig ist, das weiß Gott; gewiß aber ist, daß seine Philosophie und sein Blick nicht weit reichen. An welchem Orte wird der Papst denjenigen nicht im Wege stehen, denen er gegenwärtig ein Hinderniß ist? An welchem Orte werden ihn die unabhängig sehen wollen, welchen seine Unabhängigkeit zu Rom ein Dorn im Auge ist?

Die Päpste zu Avignon hörten nicht auf, die Kirche zu regieren. Die Glaubenslehre erlitt keinen Nachtheil: denn die Päpste können weder zu Verräthern an ihr werden, noch sie fälschen. Was jedoch die Zucht und die Sitten betrifft, so war das etwas

Anderes. Die Päpste thaten nicht mehr Alles das, was sie sonst zu thun gewohnt waren, und was sie noch thun konnten, hatte nicht mehr denselben Erfolg. Die heilige Brigitta hat den schrecklichen Zustand der Geistlichkeit in Rom und in Italien geschildert. Man sah dort die Aergernisse wieder, welche den Eifer des heiligen Gregor VII. angefacht hatten. Von den Klostergeistlichen galten diejenigen noch als wahre Mönche, welche noch eine Art von Scapulier über dem Panzerhemde trugen. Die Fürsten, die Rom vertheidigen sollten, erschienen dort als „höchst grausame Räuber"; die Häuser stürzten ein, die Kirchen wurden unreine Stätten; die Kirchengüter hatten Weltliche an sich gerissen, welche sich nicht verheiratheten, um ihren Besitz zu rechtfertigen und eine schamlose Sittenlosigkeit zur Schau stellten. — Die freie Kirche im freien Staate!

Indessen nahm Gott die Kirche in Seine Obhut und erweckte Heilige in dieser Verderbniß. Die Heiligen verlangten den Papst zurück. Sie verstanden es, die menschliche Politik zu zwingen, die Bande des Papstthums zu brechen und den Papst selbst, eine gewisse Furcht und Schwäche abzuschütteln, welche die Verbannung nach sich gezogen hatte. Aber Niemand schützte Italien mehr; keine Macht, kein Einfluß konnte ihm mehr den Frieden geben; es zerfleischte sich mit seinen eigenen Händen. Hören wir Dante, einen Augenzeugen:

„Italien, du Sklavin, Schmerzensquell,
Du Schiff im Ungewitter ohne Steuer,
Nicht Herrscherin der Staaten, nein Bordell!

Wie war die edle Seele so voll Feuer
Blos bei der Heimat süßem Namensschall!
Wie war der Landsmann ihm so lieb und theuer!

Nun rüsten sich zum gegenseit'gen Fall
Die Bürger deiner Stadt, um sich zu morden,
Sie, die umschlingt Ein Graben und Ein Wall.

Späh' nur, Heillose, rings an allen Borden
Von deinen Meeren, schau in dich, ermiß:
Ob irgend Frieden dir zu Theil geworden."

Aber der kurzsichtige Gibelline erblickte das Uebel, ohne dessen Ursache zu errathen oder das Heilmittel zu wünschen. Er hat den Glauben, daß Italien nur der Kaiser fehle. Er schalt Italien, welches an der kaiserlichen Knechtschaft keinen übergroßen Gefallen fand; er schmähte auf Cäsar, welcher das stätige Roß nicht zu reiten, ihm den Zügel anzuziehen und den Sporn einzusetzen verstand. Der verzweiflungsvolle Ruf nach dem ohnmächtigen Despotismus lehrt uns in beredter Weise, wie tief Italien zu sinken vermag, wenn der Papst nicht mehr dort ist:

„Was frommt es, daß dir Zaum gab und Gebiß
Justinian, wenn leer der Sattel bliebe?
Vergrößert hat nur dies das Aergerniß.

O Volk, dir sollt' Ergebung doch geblieben!
Nimm auf den Kaiser in des Sattels Raum,
Wenn du verstehst, was Gott dir vorgeschrieben.

Sieh', wie die wilde Bestie rast im wilden Schaum:
Weil man nicht mehr durch Sporn sie strafen wollte,
Seit du ihr bist gefallen in den Zaum.

O deutscher Albert, der der Wilden, Tollen
Nach eignem Willen hast erlaubt zu schalten,
Du hättest ihre Riemen anziehn sollen!

Der Gottheit hehres Recht und strenges Walten
Fall' auf dein Blut, kundbar und unerhöret,
Daß sich dein Folger möge recht verhalten!

Du, sammt dem Vater, wehrtest nicht, bethöret;
Aus Herrschsucht bliebt ihr dort, kamt hieher nie;
So ist des Reiches Garten nun zerstöret.

Komm, und die Monald's, Capelleti's sieh,
Montecchi's, Philippeschi's, träger Wächter,
Wie die voll Unruh', und in Trauer die!

Komm, sieh', Grausamer, welch' ein Reichsverächter
Dein Adel ist, und heile sein Vergehen:
Dann wirst du sehn Santafiors Verfechter.

Komm, sieh' und höre deiner Roma Flehen,
Die Tag und Nacht der Klage sich ergibt:
Mein Kaiser, soll ich dich nicht bei mir sehen?

Komm, komm und siehe, wie dein Volk sich liebt!
Und willst du uns dein Mitleid ganz versagen,
Vielleicht daß Scham dein schnöder Ruf dir gibt.

O höchster Heiland [1]) darf ich dich befragen,
Hast du ganz aufgegeben deine Leitung,
Du, der du für uns bist ans Kreuz geschlagen?

Wie, oder ist es eine Vorbereitung,
Womit im Abgrund deines Rathes mild
Ein Heil uns schaffst, für uns verborgne Zeitung,

Daß voll Tyrannen Welschlands ganz Gefild,
Und jeder Wegwurf, der an sich gerissen
Den Haufen, schon als ein Marcellus gilt?"

Mich beschleicht oft der Gedanke, daß Dante, wenn er in unsern Tagen lebte, wohl Unter-Diktator des Piemontesen in irgend einer, dem Papste geraubten, Stadt werden würde. Dieser Theologe hat durchaus gar keinen Begriff von den Werken der Gerechtigkeit, der Liebe und der Freiheit, die der Statthalter Jesu Christi auf Erden verrichtet. Der Statthalter Jesu Christi ist ihm nur die Maschine, die Gnade und Segen spendet und von den Denkern unserer Zeit erfunden oder wiedererfunden ist. Der wahre Führer, das wahre Oberhaupt, der älteste Sohn und Ober-

---

[1]) Im Feuer seines heidnischen Imperialismus vergißt Dante den Namen Jesus und sagt: **O summo Giove!** o mächtiger Jupiter!

priester des Menschengeschlechts ist ihm Cäsar, der Papst zu Roß, dem alle andere menschliche Gewalten den Steigbügel halten müssen und der, mit sausender Reitpeitsche und die Sporne einsetzend, das Thier zwingt, ihn, wohin seine Laune begehrt, zu tragen. Dante weiß nicht, daß der Papst Alles in Italien geschaffen, daß er dort die Nationalität geschaffen, denn ohne ihn wäre Italien griechisch, französisch oder deutsch geworden; daß er dort die Freiheit, die Civilisation, sogar die Sprache und die Kunst geschaffen hat, während das kaiserliche Heidenthum stets nur Gesetzlosigkeit, Verfall, Sklaverei unter dem Despotismus oder unter den Parteien dorthin brachte. Wenn aber Dante die Werke des Papstthums in Italien nicht kennen oder vergessen wollte, so vermochte er wenigstens, den Zustand Italiens, als es keinen Papst mehr hatte, vollkommen einzusehen und zu schildern, und die Zeichnung, die er uns davon hinterlassen hat, erglänzt heute im Schimmer verjüngter Wahrheit.

So großen Leiden abzuhelfen, vermochte weder Deutschland, noch Frankreich, noch die Hand der Cäsaren. Die Hilfe mußte von Avignon und durch die Hände des Papstes kommen. Allmählig wurde Cäsar, der nicht mehr katholisch sein wollte, bescheidener und zog sich zurück. Allmählig auch stellte der Papst, der noch immer aus Italien entfernt war, dennoch dort die Ordnung wieder her. Ein päpstlicher Legat, Egidius Albornoz, ein treuer Christ und großer Krieger, einer jener Männer, welche das Papstthum immer

zur bestimmten Zeit und wenn sie nothwendig werden, auffindet, säuberte den Boden, vertrieb die Räuber und befreite die Städte. Hierauf kam der Papst nach Rom. Er fand es nahezu in einem Zustande, wie der war, in welchem es Totila verlassen hatte: entvölkert, in Trümmern. Während seiner Abwesenheit hatte man wiederum den Versuch gemacht, die römische Republik wieder aufzurichten — den hübschen Versuch des Cola Rienzi. In der Stadt und deren Umgebung zeugte noch die Verwüstung davon. Nikolaus V. begann die Ruinen wieder aufzubauen. Aber ein neuer und schrecklicher Sturm, der noch vorübergehen mußte, war im Anzuge. Die Welt sah das große Schisma ausbrechen, eine neue Wunderfrucht der herrlichen Combinationen menschlicher Weisheit!

VIII.

Das Problem.

Ohne Zweifel wollte Gott, daß sein Werk, seine einzige Kirche, sich in ihrer Unvergänglichkeit Aller Augen darstelle, da er zugelassen, daß solche Stürme gegen sie sich entfesseln durften und daß sie aus solchen Katastrophen stets wieder so hervorging, wie sie uranfänglich in seinem Gedanken lag. Kaum war

das Schisma beseitigt, so tauchte der Protestantismus auf. Er entzog der Kirche die Hälfte Europa's und noch dauert sein Sieg fort. Dennoch baute, mitten im Sturme, das Papstthum Rom wieder auf, berief und leitete das Concilium zu Trient, vollzog die Beschlüsse desselben, erhielt Frankreich in der Gemeinschaft mit Rom und dehnte seine unbestrittene Herrschaft wieder über alle Gebietstheile aus, die ihm in Italien angehörten. Von der Zeit des großen Papstes Nikolaus V. (1447) an bis auf die französische Revolution blieben die Päpste in friedlicherem Besitze ihrer Stadt und ihrer Staaten, als sie es je wareu. Trotz des manchfachen großen Unheils, das immer wieder das Samenkorn zu größerm Unheile ausstreute, war dieses doch nicht die unglücklichste Epoche der Welt; es war unstreitig die glücklichste, welche Italien durchmachte.

Europa, und ganz besonders Italien, ist ruhig, wenn das Papstthum ruhig, frei, wenn das Papstthum frei ist. Ich weiß so ziemlich, was heute das Wort Freiheit bedeutet. Wenn ich aber von Freiheit spreche, so sei mir erlaubt, die christliche Freiheit, das Recht, nach dem Gesetze Gottes zu leben, darunter zu verstehen. Wenn Europa und Italien diese Freiheit nicht in ihrer vollen Bedeutung besessen haben, so liegt die Schuld nicht an den Päpsten. Von dem Tage an, an welchem die Kirche aus den Katakomben hervortrat, und entschieden in die Verwaltung der Gesellschaft eingreifen durfte, haben die Päpste nicht aufgehört, einen und denselben Zweck zu verfolgen,

der darin besteht, daß sie den ganzen Werth der Individualität des Menschen anerkannt, indem sie dieselbe durch sich selbst, und zwar vermittelst der Erkenntniß Gottes, in der Zucht hielten.

Wenige Fürsten vor und nach Karl dem Großen haben diesen Plan begriffen und ihn begünstigen wollen. Einverstanden mit den Zweiflern und Ungläubigen, haben die Fürsten dem Menschengeschlechte im Allgemeinen einen andern Vortheil angeboten, den es im Allgemeinen auch vorgezogen hat: sie haben ihm den Vorschlag gemacht, es von der armen Regel zu befreien, ließen es aber in Unwissenheit darüber, daß die äußere Regel, der Staatszwang, der von Tag zu Tag unerläßlicher wurde, stets drückender auf seiner Freiheit lasten würde. Dahin zielte die Verführung des Cäsarismus, dahin die Verheißung des Protestantismus, dahin die der Revolution; und diese drei Dinge sind nur Ein Ding und dieses Ding ist die Einflüsterung Satans, des Feindes des Menschen, weil er der Nebenbuhler Gottes ist.

Ungeachtet der großen Anzahl und der Wichtigkeit seiner Siege hat Satan dennoch nicht die Oberhand behalten, da die Gesellschaft noch immer aufrecht steht, das Gefühl für die Freiheit noch nicht erloschen ist, kurz, da die Kirche noch da ist, die, was man auch thun möge, das Haupt und das Herz des Menschengeschlechts bleiben wird. Auf sie allein waren alle Anfechtungen des Satans gerichtet, sie allein hat ihnen widerstanden. Ihren Sieg nach menschlichen

Begriffen zu erklären, wäre unmöglich. Alle materiellen, alle geistigen Kräfte, alle Rohheiten, alle Spitzfindigkeiten, alle Anarchie, aller Despotismus hatte sich gegen sie verschworen, sie angegriffen, sie zu Boden gedrückt. Sie kam nie zu Athem und kaum einige kurze Augenblicke lassen sich finden, in welchen sie Frieden hatte. Für die Päpste in Person gab es nie Frieden. Wo könnte man eine Nacht auffinden, die für sie ohne Arbeit war, wo den Tag, der ihnen keine Kümmernisse brachte? Die Päpste sind wohl jene Seelen, von welchen der Dichter spricht: sie bitten Gott, die alte Wölfin zu verjagen, welche mehr Beute verschlingt, als alle andern Thiere — und Tropfen um Tropfen entrinnt ihren Augen die Sühne für das Uebel, welches die Welt erfüllt.

Wie hat solche Schwäche den Stoß ausgehalten, und nicht allein widerstanden, sondern auch gesiegt? Und was soll man jenen antworten, welche den sichtbaren Beistand Gottes hierin läugnen? Unablässig weist die Geschichte des Papstthums den menschlichen Verstand auf die Hand Gottes hin — man muß sich vor ihr beugen oder die Augen schließen. Allerdings sind viele Augen immer geschlossen und schließen sich hartnäckig; aber diese Blindheit selbst ist wiederum ein evidenter Beweis, und die Sonne setzt ihren Lauf fort.

Wird die Hand Gottes sich zurückziehen, oder sind die Stürme, welche sich schon mit dumpfrollendem Donner ankündigen, wiederum die geheimnißvolle

Vorbereitung noch höherer Plane, welche die kurzsichtige Weisheit des Menschen nicht vorauszusehen vermag? Das ist die Frage, welche sich der Dichter stellte in Tagen, die nicht minder drohend waren. Alle Feinde, durch welche sich die Kirche schon hindurch gerungen, stehen wiederum, zum engen Bunde vereint, ihr gegenüber. Hand in Hand gehen sie vorwärts, sind voll Hoffnung und nirgends zeigt sich Hilfe. Der Erfolg scheint mehr den Wünschen Dante's entsprechen zu wollen, als den Wünschen derer, die noch ein katholisches Herz bewahren! Die civilisirte Welt scheint ein Gibelline geworden zu sein. Wahrscheinlich wird dieses Mal das Roß lange den Zügel, die Peitsche und den Sporn fühlen.

Cesare mio, perche non m'accompagne?

Wenn dieses aber nicht der Untergang der Gesellschaft ist, so ist es keine Lösung und wird kein Triumph sein. Betrachtet man das gewaltige Werk Gottes für die Umbildung der heidnischen Welt und sieht man das Werk noch unvollendet, wie dürfte man glauben, daß solche Vorbereitungen der göttlichen Vorsehung hienieden keinen andern Zweck gehabt hätte, als einen kurzen Sieg! Es scheint, daß Gott das Menschengeschlecht für eine längere Dauer herangezogen hat, und man möchte eher voraussagen, daß nach dem bevorstehenden Siege des Cäsarismus und des Protestantismus, Cäsar damit enden wird, daß er die Beschlüsse des Concils von Trient in den Ländern verkündet, die heute protestantisch sind.

Drei Jahrhunderte nach dem Cäsär Nero ergriff Constantin weinend den Spaten, und begann mit eigener Hand die Fundamente der vatikanischen Basilika zu graben, und die Thränen rieselten von seinem Angesichte herab auf den goldverbrämten Saum des kaiserlichen Gewandes.

IV. Buch.

St. Peter zu Rom und das Colisäum.

An Eugen Veuillot.

Dir, mein Bruder, weihe ich die Erzählung unsers ersten Besuchs ad limina Apostolorum, zu der Schwelle der heiligen Apostel. Bei der Beschreibung unserer Freude werden wir uns über das Leid trösten, das sie begleitete. Warum bist Du nicht bei uns, unter dieser Sonne, bei diesen rührenden Gefühlen, bei diesen Gebeten?

Was wir bewundern, hast Du schon gesehen; die frommen Wünsche, welche unsere Herzen für Dich aussprechen, hat damals Dein Herz für uns ausgesprochen. Dennoch soll es Dir sein, als ob Du Alles mit uns zum ersten Male sähest und genössest.

Unserer Schwester kömmt es vor, als sei ich es, der ihr endlich ihr ersehntes Rom geschenkt, und ich betrachte mit ihren entzückten Augen Rom und finde neue Herrlichkeit, neue Reize in ihm.

Wir sind trunken von einer reinen, milden, tiefen Freude. Daß Du sie nicht mit uns genießest, dieß ist der Dorn, dieß das unvermeidliche Sandkorn, welches fortwährend unsern Fuß auf diesem Blumenrasen verwundet.

Die himmlische Seligkeit wird in der Gegenwart derer bestehen, die wir in der Gegenwart Gottes lieben.

Folge uns zuerst auf den Pincio, der unserer Wohnung nahe liegt. Wir sind fern vom St. Peter und brennen vor Ungeduld, dorthin zu gelangen. Aber wir brechen mit Tagesanbruch auf . . . und schlagen den längsten Weg ein.

I.

Ansicht von Rom.

Von den herrlichen Terrassen des Pincio herab stellt sich dem Auge in weitem Umkreise Rom dar. Da liegt es, da ist es, das unüberwindliche und unsterbliche Rom, die siebenhügelige Stadt, die große Werkstätte Gottes, wo seine Hand die, vom Feinde immer verwundete, menschliche Familie immer wieder heilt.

Das ist Rom. Seine, vom Kreuze gekrönten, Kuppeln glänzen in der aufgehenden Sonne. Die vatikanische Basilika überstrahlt königlich all diesen Glanz. Sie ist der Berg, den Jesaias sah, der über die Hügel erhabene, in allen Theilen der Welt sichtbare, hohe Berg; der heilige Berg, sagt der heilige Cyprian, den Gott zur Wohnung der Einheit und der Wahrheit geschaffen hat.

Ja, London und Paris nehmen größern Raum ein, enthalten größere Reichthümer, machen größeres Getöse, sind gefürchteter. Zeigt mir Roms Börse, sagt mir, wo seine Zeughäuser sind? Keine Börse, kein Zeughaus, keine Flotte auf der Tiber. Balaam, vom Geiste Gottes gezwungen, rief aus: „Jakob ist stark, weil es keine Götzen in Jakob gibt.“

Aufgefordert, dem Lager Israels zu fluchen, sagte er zu dem Könige von Moab: „Wie kann ich „demjenigen fluchen, dem Gott nicht geflucht hat? „Dieses Volk wird allein wohnen und nicht in die „Reihe der Völker gestellt werden. Wer könnte die „Zahl der Kinder Israels wissen! Ach, daß ich den „Tod dieser Gerechten stürbe und meine letzten Augen„blicke den ihrigen glichen!“

Seitdem das wahrhaftige Israel erschienen ist, war die moabitische Politik glücklicher; sie fand wenigstens Wahrsager und Götzenpriester im Ueberflusse, die bereitwillig fluchten. Wuthentbrannt schleudern sie ihre Flüche und die Welt steht betäubt in solchem Lärm. Dennoch steht die Prophezeihung Balaams fest:

„Israel wandelt im Geleite seines Gottes; in „seinen Reihen ertönt der Ruf des, seinem Könige „verheißenen, Sieges. Wie schön sind Deine Zelte, „o Jakob! Wie die Cedern, die an dem Gestade der „Bäche Wurzel geschlagen, so sind die Zelte, welche „der Herr aufgerichtet hat. Die Völker werden sich „auf Deine Feinde stürzen und sie verschlingen. Gesegnet wird der sein, der Dich segnet, verflucht, der „Dir flucht.“ Amen!

II.

Der Rabe.

Wir stiegen auf die Piazza del popolo hinab. Die Kirche von Santa Maria del Popolo nimmt den Raum über den Gräbern der Familie Domitius ein, wohin der Leichnam Nero's gebracht und wo er verbrannt wurde, nachdem dieser Gott auf der Flucht vor den meuterischen Prätorianern sich, nicht ohne sich sonderbar geberdet zu haben, die Kehle durchschnitten hatte. — Es ist Schade, sagte er, ich singe so schön!

Lange nachher stand ein mächtiger Baum dort, auf welchem beständig ein Rabe saß. Einst stieß am Fuße des Baums die Hacke auf die Urne, welche

Nero's Asche enthielt. Man warf den Staub weg und Papst Paschalis II. erbaute, auf die Bitte und auf Kosten des Volkes, die Kirche, um jenen Stadttheil zu reinigen und zu weihen.

Nach drei Jahrhunderten nahm im Kloster der Augustiner von Santa Maria del Popolo ihr Mitbruder, Martin Luther, sein Nachtlager.

III.

Die Taube.

Wir schlagen die Straßen ein, die nach dem Vatikan führen. Sie sind weder die schönsten, noch interessantesten. In diesem Stadttheile, zu so früher Morgenstunde, nimmt Rom fast die Physiognomie einer andern Stadt an. Wir begrüßten jedoch Madonnen, Oratorien unter freiem Himmel und Kirchen.

Als wir so durch die Straßen dahin schritten, wo einst das alte Marsfeld sich ausdehnte, deutete uns der Klang eines Glöckchens und der Gesang eines Kirchenliedes an, daß das heilige Sakrament vorüber getragen werde. Wir warfen uns auf die Kniee. Arme Leute bildeten das demüthige Gefolge. Der Zug kam aus einer armen Straße hervor, schlug eine noch ärmere ein und trat in ein armes Haus. —

O Jesu, Vater der Armen, gib dem Kranken Stärke, nimm die Seele des Sterbenden zu Dir!

O Jesu, der Du um der Demüthigen, der Geringen und der Verachteten willen in diese Welt gekommen bist und doch zulässest, daß in unsern Tagen eine so große Anzahl derselben Dir entrissen wird, übe Gnade und bleibe wenigstens bei diesen hier, die man Dir auch noch rauben will, gestatte, wenigstens hier, Nero'n und dem Satan keinen Triumph!

In den Straßen unserer hoffärtigen Städte haben wir den süßen Trost und die Ehre nicht mehr, Dir zu begegnen, noch wird uns dort dieser Segen, unsere Augen und Gedanken auch nur auf kurze Zeit von den Geschäften des Lebens wegzuwenden, um uns vor Dir niederzuwerfen. Es geht an uns nicht mehr das Licht und das Leben vorüber, das zum Triumphe über den Tod naht. Der Tod hat seine Hand an uns gelegt. Er reißt seine Beute weg, die des Zeichens der Auferstehung entkleidet ist.

Dulde nicht, daß er hier regiere, daß er Dir die Straße verbiete, Dich zwinge, Dich zu verkleiden, wie ein Verbannter, welcher, den Gesetzen zuwider, in seine Heimath zurückkehrt! Dulde nicht, daß Deine Kinder zu Rom verurtheilt werden, zu sterben, wie wir Andere, entweder Deiner beraubt oder des Beistandes ihrer Brüder, die für sie zu Dir beten.

Ich bitte Dich darum bei der Beklemmung, bei der Trostlosigkeit, bei der Entrüstung, die unsere Herzen erfüllt, wenn wir der Tyrannei uns fügen

und einem Sarge auf jenem schmählichen Pflaster folgen müssen, das geschändet und mit allem Schmutze besudelt ist, wo sich aber das Kreuz nicht zeigen darf. O ewiger Himmel! dieser Sarg umschließt den Vater oder die Gattin, das Kind, die Schwester, und, der ihm nachfolgt, kann seine Blicke auf keinem Kreuze ruhen lassen!

Solcher Gedanken voll, begegneten wir Coquelet, welcher in der verwichenen Nacht angekommen war. Er lief seit Tagesanbruch auf dem Pflaster umher, fand, daß die Straßen schlecht unterhalten, eng und krumm seien, und nannte das „barbarisch"; er hatte hundert Dinge gegen die „Priesterherrschaft" vorzubringen. — Nicht doch, mein guter Coquelet, heute nicht; es mangeln uns alle Gegengründe in diesem Augenblicke. Beruhigen Sie sich jetzt und gehen Sie mit uns in die Messe. — Er machte sich aus dem Staube — Gott Lob! —

IV.

St. Peter.

Wir wollen weder den Obelisken, noch die Colonnade, noch den Porticus betrachten. Wir eilen weiter. Mit zitternder Hand heben wir den gewich-

tigen Vorhang auf — endlich sind wir im Tempel. Auf der Schwelle schöpfen wir Athem, als ob wir den Ausbruch unserer Gefühle verhindern und unsere Augen an den Anblick des Wunderbaren gewöhnen wollten.

In dem unermeßlichen Schiffe befanden sich nur die goldnen Lampen des Hochaltars, die Bildsäule des heiligen Petrus, die Sonne und wir. Langsam traten wir vor, von Ehrfurcht, Liebe, ja von Furcht durchdrungen, fast erdrückt von dieser Erhabenheit. Warum aber Furcht? Ist das Haus kein gastfreundliches; oder besser, sind wir nicht zu Hause?

Nie ist mir die Basilika so gewaltig groß, so reich, so feierlich, so anziehend vorgekommen. Sie scheint an Umfang zu gewinnen, je mehr man sie kennen lernt. Wenn man den Riesenbau zum ersten Male sieht, kann es geschehen, daß er hinter der Erwartung zurückbleibt; dennoch sagte die Schwester zu mir, daß sie so etwas Schönes noch nie geahnt habe.

Ein Anderes ist es, als Neugieriger, als Künstler, als Geometer, ein Anderes, als Christ hier einzutreten; aber es ist mir begreiflich, daß selbst die Eindrücke, welche der Bau auf das gläubige Gemüth eines Mannes macht, weit hinter denen zurückbleiben, die er in dem gefühlvollen weiblichen Herzen zurückläßt. Die Frauen leben mehr mit Gott, als wir, der Wiederschein seiner Gegenwart leuchtet schneller und sicherer in ihre Seele.

Ich, meinerseits, habe Zeit gehabt, St. Peter zu studiren. Hundertmal habe ich ihn nach allen Richtungen durchschritten, hundertmal bin ich vor allen seinen Altären, vor allen seinen Grabmälern, vor allen seinen Bildsäulen und vor allen seinen Musiv-Gemälden mit ihrem unzerstörbaren Glanze still gestanden. Ich habe mit jenem Heere großer Gestalten und mit jenem unberechenbaren Schatze heiliger Reliquien Bekanntschaft angeknüpft.

Ich habe den Papst dort gesehen, bald ohne Gepränge, bald in der vollen Majestät seines unvergleichlichen Amtes; ich habe ihn gesehen, wie er, gekrönt mit der Tiara auf der sediâ gestatoria, inmitten der leuchtenden Wolken des Weihrauchs die Menge segnete, in welcher alle Völker der Welt vertreten waren; und dieses zahllose Gefolge bewegte sich mit Bequemlichkeit in dem von Marmor und Gold strahlenden Schiffe.

Die Atmosphäre St. Peters, jene laue, gleichmäßig durchwürzte Luft, die man nirgends sonst einathmet, führt mir unwiderstehlich die Erinnerung an einige der feierlichsten Augenblicke meines Lebens zurück, sie weht mir, wie Frühlingsduft, das Andenken zu an meine heiligste Sehnsucht, meine süßesten Thränen, an die Gelöbnisse, die meinem Herzen die meiste Ehre gemacht.

Alles das kehrt mir wieder, nimmt mich ein, reißt mich hin; ich schwimme, wie in einem Meere von Licht, Freude und Hoffnung, und der Jubel der

Hoffnung ist schon der Jubel des Triumphes. Alsdann nimmt der ungeheuere Bau in meinen Augen seine wahren Dimensionen an und ich verstehe seine Sprache. Sie ist ein Gedicht, das Gedicht der Religion und des Sieges Christi.

Die ganze Geschichte, die ganze Wissenschaft, die ganze Kunst, alle Reichthümer der Natur, alle Gedanken, alle Werke des Menschen sind hier vereinigt, um für Christum, den Sohn Gottes, zu zeugen, um ihn zu preisen und ihn zu verherrlichen. Der unvergleichliche Chor aller dieser Stimmen ist Sankt Peter.

Wohl kann man zuweilen die Mängel der menschlichen Sprache dort oernehmen. Gewisse Einzelnheiten sind nicht mehr nach dem heutigen Geschmacke, andere waren nie nach dem wahren Geschmacke. Wenn aber auch der Ausdruck scheitert, der Gedanke ist göttlich, und das große Ganze, in seiner hehren Harmonie, entspricht der Erhabenheit des Planes.

Welche Riesenaufgabe, welche großartige Eintheilung, welche Ordnung in Allem und welche Fülle genialer Gedanken in dieser wunderbaren Einheit! Von den Bildsäulen der beiden großen Kaiser, Constantins und Karls des Großen, welche unter dem Porticus als triumphirende Wächter aufgestellt sind, bis zu dem Altare, welcher die Leiber der beiden großen Apostel umschließt; von der Loggia, von welcher der feierliche Segen ertheilt wird, der der Stadt und der Welt gilt, bis zum Chorhaupte der Basilika,

wo der Stuhl des Fischers von den großen Kirchenlehrern des Morgen- und Abendlandes bewacht und getragen wird; von dem, im Vorhofe wieder aufgerichteten, Obelisken Nero's an bis zum Kreuze, das auf der Kuppel strahlt — ist nicht ein Stein an diesem glorreichen, wie ein Berg gen Himmel ragenden, Bau, der nicht an seinem Platze wäre, der nicht ein Licht ausstrahlte, der nicht ein gewaltiges und und erhabenes Wort spräche. Rom, wo Alles sich zusammengefaßt findet, findet selbst seinen Hauptinhalt wieder in St. Peter, und St. Peter ruft den Sieg des Kreuzes über Rom und die Welt Rom zu und in die Welt hinaus.

Es ist der Sieg, der errungen ward durch Alles, was Gewalt, was Größe, was Liebe, was Opfer heißt. Auf, ihr Apostel, ihr Märtyrer, ihr Lehrer, ihr Patriarchen, ihr Heiligen aus allen Völkern und allen Zeiten, deren Gebeine und Bildnisse hier sind! Auf, ihr Helden, die ihr die Pforten des Heiligthums bewacht! Auf, ihr Völker, die ihr es vertheidigt habt!

Es ist der Sieg, der gewonnen ward durch all' die Wunder: Auf, ihr Jahrhunderte! Seitdem das Blut des demüthigen Simon Petrus diesen Boden geröthet, welche Stürme wälzten sich nicht daher, um ihm sein Grab zu entreißen! Ströme von Feuer, Ströme von Henkern, Ströme von Heeren, Ströme von Meuchelmördern, von Aftergelehrten und von Gotteslästerern — jedes Jahrhundert hat seine Ströme

entsendet... und jeder Strom einige Steine herbeigeführt, die nun das Gebäude bilden.

Es ist der Sieg, der erstritten wird durch den Glauben, welcher mächtiger ist, als die Waffen, der Sieg durch die Liebe, welche die Zeit überwindet. Die Zeit wäre die unbezwingliche Waffe des Todes; aber der Tod und die Zeit werden von der Liebe besiegt und das Siegeslied ist auch der Hymnus der Liebe. Die Liebe hat diese Erhabenheit erdacht, diesen Reichthum aufgehäuft, diese Harmonieen zusammen geschlungen, und in gediegener Pracht erstand der Tempel, weil der Gott, der in ihm wohnt, der Gott ist, der liebt und geliebt wird.

Wir küßten den Fuß des heiligen Petrus; unsere Herzen gingen über. Auf den Knieen vor der Confession, mit der Stirne auf dem Marmor, der von so vielen Thränen schon benetzt ward, und mild ist, wie die Brust eines Freundes, lassen wir unsern Gefühlen freien Lauf. Du erinnerst Dich daran, Bruder, und weist, ob man dort vergißt.

Das ist des Mittelpunktes Mittelpunkt, der Fels, auf dem das ganze Gebäude Gottes ruht. „Hier wohnt im Geiste die Versammlung der Gläubigen, denn auf welchem Punkte der Erde sie auch wohnen mögen, alle jene, welche in der Reinheit ihrer Seele und in der Reinheit des Glaubens Christo, unserm Herrn, angehören, wenden sich nach dem heiligen Stuhle zu Rom, welcher der Sonne des ewigen Lichtes gleicht, von wo über sie die Strahlen der geistigen

Güter und der heiligen Glaubenslehre hernieder-leuchten."

Wir hörten die Messe in der Kapelle des heiligen Sakraments und wiederholten langsamen Schrittes unsere Besichtigung, die wir, jetzt schon aufzugeben, nicht über uns gewinnen konnten. Wir begrüßten die zahllosen Reliquien, deren Namen zum Theil so berühmt, zum Theil Gott allein bekannt sind.

Vier und zwanzig heilige Päpste ruhen an der Seite des heiligen Petrus; der Leib des heiligen Paulus liegt in demselben Grabe. Unter einem Altare fand der Leib des heiligen Gregor von Nazianz, unter einem andern der des heiligen Johann Chrysostomus seine Ruhestätte; auch die Gräber der heiligen Apostel Judas und Simon, des heiligen Leo I., dessen Anblick das Herz Attila's umwandelte, der heiligen Märtyrer Processus und Martinianus, der Gefängnißwärter des heiligen Petrus, der ihnen den Himmel öffnete, befinden sich hier.

Elf Säulen von dem Tempel zu Jerusalem schmücken den Tempel des neuen Bundes, den wahren Tempel, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden und der noch fortdauern wird, wenn die Erde selbst nicht mehr sein wird. Eine dieser Säulen wird in der Kapelle der Pietà verwahrt. Sie hat den Gottmenschen berührt; er lehnte sich an sie an, als er im Tempel lehrte.

Was soll ich Dir noch sagen und was würde ich Dir verschweigen, wenn ich all das wiederholen

könnte, was wir von diesen beredten Steinen gehört haben, wenn ich ihre göttlichen Worte auch nur stammeln könnte? Es gibt Lichtstrahlen, welche durch unsere Seele wie Blitze zucken und sie in die Unendlichkeit schauen lassen, die aber alsbald erlöschen. So war die Blindheit der Jünger zu Emmaus: „Glühete nicht unser Herz in uns, da er unterwegs mit uns redete?“

V.

Das Kapitol und das Forum.

Vom Vatikan schlugen wir den Weg nach dem Kapitol oder vielmehr nach der Kirche Ara coeli ein; denn auf das Kapitol werden wir ein ander Mal kommen. Die Kirche Ara coeli war die erste, die ich einst zu Rom betrat. Es war des Abends, zur Zeit des vierzigstündigen Gebets. Wohl war es der Altar des Himmels, der, von Gold und Flammen glühend, strahlender noch von unsichtbaren Gnaden vor mir stand.

Ich wußte kein Gebet und dennoch betete mein ganzes Herz. Ich betete für Dich, mein Bruder, der Du noch so jung, für unsere Schwestern, die noch Kinder waren. Nie fühlte ich in dieser Weise die

Gegenwart Gottes und das Bedürfniß, das wir nach Gott haben. Ich begriff unser Elend und unsere Gefahren. Ich bat um Glauben für euch, ich bat um ihn für mich, ohne daß ich sicher war, ob ich ihn auch wirklich verlangte. So haben jetzt drei von uns in dieser Kirche gebetet und alle den rechten Weg gefunden.

Du kennst die Ueberlieferung von der Vision des Augustus, auf welche hin er hier zum Voraus dem wahren Gott, der von einer Jungfrau geboren werden sollte, einen Altar errichtete. Hierdurch ward die Stelle für den Thron derjenigen, die der Schlange den Kopf zertreten sollte, auf der Höhe des Hügels bezeichnet, wo der Hauptsitz der römischen Herrschaft war, die noch drei Jahrhunderte lang die Herrschaft der Schlange blieb. Der Morgenstern ist am Himmel Jupiters aufgegangen, die geheimnißvolle Rose auf dem römischen Kapitol zur Blüthe gekommen.

Die Kirche von Santa Maria in Ara Coeli ist reich an antiken Ueberresten und merkwürdigen Grabstätten. Der Gottesdienst in derselben wird von den Mönchen versehen, welche das heilige Grab bewachen. In Rom spricht Alles zu uns und führt eine geheimnißvolle feierliche Wechselrede mit irgend einem hervorragenden Punkte der Welt, der Zeit. Diese Kirche, die einen Theil Jerusalems auf dem Kapitol bildet, besitzt den Leib der heiligen Helena, der Magd aus der Herberge, welche die Mutter Constantins

ward, die Kaiserin, welche das Kreuz wieder auffand und die erhabene und demüthige Christin wurde, die, achtzig Jahre alt, die Kleider als Dienstmagd wieder anlegte und bei einem Gastmahle die Bräute und Priester Jesu Christi bediente.

Von dem Altare der Königin der Märtyrer stiegen wir in die Mamertinischen Gefängnisse hinab. Diese Kerker sind wie zwei kostbare Reliquien in eine Kirche gefaßt. Die Kirche ist dem heiligen Joseph, dem Patrone der glückseligen Sterbestunde, dem Patrone der Barmherzigkeit, geweiht. Hier erwürgte das siegreiche Rom seine Besiegten, während der Triumphator in dem Tempel auf dem Kapitolium den Prunk seiner Gnadenspenden entfaltete. Ein Diener kam und sagte zu ihm: Actum est: es ist geschehen; derjenige, der es gewagt hat, das Schwert gegen Rom zu ziehen, ist todt! Und dann erst verließ der Triumphator den Tempel.

In diese Kerker, worin die muthigsten Vertreter der Freiheit der Völker elend umkamen, warf einst Nero, der Oberpriester, Petrus und Paulus, jene beiden unbekannten Männer, die Apostel eines unbekannten Gottes, und ließ sie bald darauf zum Tode führen. Aber Petrus hatte bereits seine Gefängnißwärter getauft und der tiefe Kerker war eine Quelle des Lebens geworden. Actum est, Jupiter, Vater der Götter; actum est, Cäsar, Oberpriester der Götter und Gebieter der Menschen; actum est,

Götter und Priester des Todes: aber um euch ist es geschehen!

Der wahre Gott der Welt und der wahre Hohepriester leben jetzt in Rom; ihre Standarte ist aufgepflanzt, ihr Kapitol gegründet. An jenem Tage selbst hat Nero den Grundstein dazu an die Stätte gelegt, von wo er nimmer sollte verrückt werden. Das Gebäude aber wird sich bis in den Himmel erheben und aller Ruhm, alle Gewalt des römischen Kapitols werden diesen, von Golgatha losgelösten, Stein nicht überwältigen, der, bis hierher rollend, durch die Wälle der Stadt und die Mauern des Kapitols drang und an den Fuß der goldnen Bildsäulen des göttlichen Jupiter und des göttlichen Nero prallte. Actum est, es ist geschehen. Jupiter und Cäsar, ihr seid keine Götter mehr, ihr herrscht nicht mehr in Rom! Fort mit euch!

Hier also das römische Forum! Wie gut dieses Volk von Königen gearbeitet hat, um uns einen rechten Begriff von der Nichtigkeit menschlichen Glückes zu geben! Nahe am Fuße des Kapitols erhebt sich noch der Bogen des Septimius Severus, jenes Kaisers, welcher ausrief: Omnia fui et nihil expedit; ich bin Alles gewesen und Alles ist nichts. Macht nur der Kaiser oder nicht vielmehr das ganze Forum selbst, die ganze Republik, das ganze Kaiserreich dieses

bittere, aber weise, Geständniß? Es kamen Menschen, die gesagt haben: Amo nesciri et pro nihilo reputari; ich liebte unbekannt zu bleiben und für nichts geachtet zu werden. Und diese Menschen sind des Erbtheils Christi theilhaftig geworden; sie haben das ewige und göttliche Königreich errungen.

Wir begrüßten die Kirchen, die sich rechts und links auf dem Forum und auf den Hügeln, auf den geschichtlichen Stätten der römischen Größe, erheben, Alles ersetzend, reinigend, heiligend und stets in jenem hohen Sinne der Kirche, die immer lehrt und immer göttlich. Mehr, als in irgend einem andern Theile der Stadt, sieht man hier die Hand Gottes, er bereitet die Sendung der Apostel vor; er zwingt die Gebieter der Welt, einen monumentalen Katechismus aus Steinen zum Gebrauche des Menschengeschlechts zu schreiben.

Auf dem Pflaster der Via Sacra, über welches zuletzt keine anderen Triumphzüge mehr geschritten kamen, als die der Henker, welche die Jünger Christi schmählich dahin schleppten, wiederholten wir uns den prophetischen Gesang der Rache und des Triumphs, der zu Nero's Zeiten von Pathmos her erklungen war:

„Komm', ich will dir zeigen das Strafgericht der großen Buhlerin, die auf vielen Wassern thront, der Mutter der Unzucht und der Greuel auf Erden.

„Gefallen, gefallen ist Babylon, die große; denn ihre Sünden häuften sich bis an den Himmel auf und Gott gedenkt nun ihrer Frevelthaten!

„Wie sie selbst vergalt, so vergeltet ihr wieder; ja vergeltet doppelt ihr nach ihrem eigenen Thun; den Kelch, den sie mischte, mischet zwiefach ihr.

„Frohlocke, Himmel, über sie! Frohlocket ihr Heiligen und Apostel und Propheten! Denn an ihr selbst hat Gott gerächt euer Loos; er hat sie endlich mit den Qualen bestraft, mit welchen sie euch zerfleischt hat.

„Und in ihr ward gefunden das Blut der Propheten und Heiligen und aller Erschlagenen auf Erden.

„Nach diesem hörte ich, wie eine laute Stimme, vieles Volk im Himmel rufen: Alleluja, Heil, Herrlichkeit und Macht hat unser Gott; denn seine Gerichte sind wahrhaftig und gerecht; er hat die große Buhlerin gerichtet, die die Welt verdarb, und seiner Knechte Blut hat er an ihrer Hand gerächt.

„Und abermal riefen sie: Alleluja! Ihr Rauch steigt auf bis in die ewigen Ewigkeiten."

Wir kamen unter dem Bogen des Titus hindurch, dem Andenken an Jerusalem. Es fiel ab und wurde bestraft, aber dennoch, im Grabe gleichsam, bewahrt mitten unter den Trümmern Babylons, das für immer in Staub sank. Wer den Finger Gottes sehen und fühlen will, der küsse jene Steine, das Denkmal der in Erfüllung gegangenen Prophezeihungen, einige Schritte von dem Bogen Constantins, zwischen dem Kreuze des Kapitols und jenem des Colisäums, errichtet!

„O Jerusalem, Jerusalem! die du die Propheten tödtest und steinigest, die zu dir gesendet sind, wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel sammelt, und du hast es nicht gewollt. Siehe, deine Wohnungen werden öde stehen!“ Dreizehnmal hundert tausend Juden kamen bei der Einnahme von Jerusalem um, hundert tausend andere wurden verkauft! O Rom, o Europa, o ihr Städte und ihr Völker, welchen Christus Propheten zugesendet hat, um euch unter seine Flügel zu sammeln, möchtet ihr dessen gedenken!

VI.

Das Colisäum.

Mit heiligem Schauer traten wir in das Colisäum. Vespasian hatte den Bau dieses riesigen Theaters begonnen, Titus ihn vollendet; er verwendete dazu die Hände der, von Jerusalem hergeschleppten, Gefangenen und man sagt, daß zwölf tausend von ihnen dabei umkamen. Das Gold der Welt floß in Strömen zu diesem Baue. Mehr aber noch als Gold verschwendeten Jahrhunderte lang Titus und seine Nachfolger dort Menschenblut. Hier wurde unter der Regierung Trajans und auf dessen Befehl, im Jahre Christi 118,

der heilige Ignatius, Bischof von Antiochien, der die Reihe der hervorragenden Märtyrer feierlich eröffnet, den wilden Thieren und dem römischen Volke Preis gegeben.

„Wir befehlen, daß Ignatius, mit dem Beinamen „Theophorus, der aussagt, er trage den Gekreuzigten „in sich, von den Soldaten gebunden und nach der „Hauptstadt Rom gebracht werde, um dort den wilden „Thieren zum Fraße und dem Volke zur Ergötzlichkeit „zu dienen." So lautete der Befehl Trajans, den man „die Wonne des Menschengeschlechts" nannte, und der wirklich, für einen römischen Kaiser, mild und gerecht war. Ignatius wurde noch am Tage seiner Ausschiffung zu Ostia schleunigst nach Rom gebracht, denn die Spiele gingen zu Ende.

Zehntausend Menschen hatten die Arena betreten, zehntausend Menschen den Sand derselben mit ihrem Blute getränkt. Die wilden Thiere waren gesättigt, nicht aber das Volk. Der heilige Bischof Ignatius, der Gottesträger, tritt, von den Geißelhieben der Venatores zerfleischt, in den Circus. Er wird von dem hunderttausendstimmigen Halloh der Ritter, Senatoren, Matronen, Priester, Vestalinen, des Volkes empfangen — vom gesammten römischen Pöbel, der eben das Fleisch von zehn tausend Menschen verschlungen hatte und noch nicht satt gemästet war. Der Greis fiel auf die Kniee.

Er sagte: „Ich bin der Weizen des Herrn; möge „ich daher von den Zähnen der wilden Thiere zer-

„malmt und das Brod Christi werden.“ Und das Brod Christi, unaufhörlich erneut und verschwenderisch unter dieser Form zur Speise ausgegeben, hat das Thier getödtet. Das Thier des Heidenthums hat sich seine Verdammniß hinein gegessen und getrunken. Das Blut der Märtyrer, das immer reichere Ernten gab, hat die Löwen und die Kaiser erstickt.

Die römischen Spiele sind Etwas, das die Einbildungskraft übersteigt. Ein neuerer Schriftsteller hat Recht, wenn er sagt: Die Zeugnisse mußten zahllos und einstimmig sein, alle diese Gräuel mußten uns von denjenigen erzählt werden, die sie täglich sahen, damit wir Christen sie glauben und in dem Herzen des Menschen den scheußlichen Trieb kennen lernen konnten, der das Blut um des Blutes willen liebt.

Indeß — das, was mich staunen macht, ist nicht das Widernatürliche der Sache selbst. Der Mensch unter der Macht des bösen Feindes hat kein stärkeres und tieferes Gefühl, als das des Hasses gegen den Menschen. Er findet seine Lust daran, seinen Mitmenschen zu zermalmen, zu erniedrigen, zu vernichten, ihn langsam zu martern. Die Stumpfsinnigsten unter den Wilden wissen Todesstrafen zu erfinden und zu verlängern; und, gäbe es keine andern Anzeichen für die Zusammengehörigkeit und Einheit der Racen des Menschengeschlechts, dieser einzige Zug müßte sie beweisen.

Wenn also diese Römer, welche so schöne Gebäude zu solchem Zeitvertreib aufführten, und die Wollust,

Menschen sterben zu sehen, so vervollkommneten; wenn diese Gelehrten, welche Geschmack an Homer fanden und in den Zwischenakten die Verse von Horaz und Virgil recitirten; wenn diese Krieger, diese Staatsmänner, welche der Welt geboten; wenn diese aussätzige Gesellschaft von Eroberern, Prassern, Vestalinen und Kaisern Solches thaten, geschickter als die Sioux, aber von gleichem Triebe geleitet, so ist mir das begreiflich. Es ist das die Natur des Menschen, der von Gott getrennt ist.

Auch begreife ich, wie sogar höher begabte Menschen, ein Julius Cäsar, ein Augustus, ein Titus, ein Trajan, ein Marc-Aurel, trotz einem gewissen Abscheu vielleicht, in diesem Punkte, dem blutdürstigen Thiere sich willfährig gezeigt und ihm ein solches Gericht vorgesetzt haben. Es war der Preis des Kaiserthums: die menschliche Weisheit reicht nicht aus, um den Menschen den Preis zu sagen, den sie nicht auf das Kaiserthum setzen konnten.

Das furchtbare Geheimniß liegt in der Abgestumpftheit jener Massen, die man heerdenweise herbeischleppte, um abgeschlachtet zu werden, und die sich in solcher Weise abschlachten ließen; denen man befahl, sich ohne Erbarmen unter einander niederzumetzeln und die sich wirklich ohne Erbarmen niedermetzelten; die, in der Lage, ihr Leben nicht retten zu können, nicht daran dachten, es wenigstens theuer zu verkaufen, und nicht den geringsten Versuch machten, sich zu rächen.

Man bildete aus jenen, die so sterben sollten, Schaaren von zehntausend und mehr. Eine große Anzahl davon war mit Waffen versehen, mit Körperstärke und Behendigkeit begabt, gewandt in jeder Art von Kampf; sie hatten oft auf den Schlachtfeldern den römischen Cohorten die Stirne geboten, sie zuweilen zum Weichen gebracht. Und dennoch ist es nicht ein einziges Mal vorgekommen, daß die Gladiatoren oder die Thierkämpfer den Versuch gemacht hätten, über die Zuschauer herzufallen, den Fürsten, den Senat, die Vestalinen und das Volk in den Circus zu schleudern und selbst dem Spiele zuzuschauen.

Welche seltsame Wirkung der Furcht, welche schauerliche Niederträchtigkeit des Menschen! Solche Schlachtopfer gaben keine Gnade, ergaben sich nicht, vertheidigten sich nicht. Noch mehr, sie fügten sich in das Ceremoniel der Spiele und starben, als ob sie sich damit eines Dienstes entledigten. Diejenigen, welche bestimmt waren, ohne zu kämpfen zerrissen zu werden, und nur die Blutgier der Thiere rege machen sollten, traten zuerst ein. Völlig nackt mußten sie zwischen zwei Reihen von Venatoren hindurchgehen, die mit Peitschen versehen waren und jedem von ihnen einen Schlag versetzten. Hierauf schritten sie um die Arena herum, machten endlich vor dem Kaiser Halt und riefen ihm die berüchtigten Worte zu: „Cäsar, die zu sterben bereit sind, grüßen Dich.“ Sie fügten sich pünktlich in das Ceremoniel.

Die Gladiatoren, welche ihren Einzug auf glänzend bemalten Wagen nahmen, riefen dem Kaiser denselben Gruß zu; denn diejenigen, welche mit dem Leben davon kommen konnten, wußten es nicht zum Voraus, andere wieder waren überzeugt, daß ihre letzte Stunde gekommen sei. Sie griffen sich alsdann an. Gingen sie etwas lässig dabei zu Werke, so schmollte das Volk, und die Gladiatorenhändler waren alsbald, die Peitsche schwingend und von Schimpfworten sprudelnd, an den Schranken der Arena zur Hand und zwangen die Unglücklichen, sich tiefere Wunden zu schlagen.

Aber dennoch durften diese Wunden nicht zu schnell tödtlich werden und das Vergnügen der Römer verkürzen. Wenn ein Gladiator es versuchte, den Kopf des Gegners zu treffen und so sich desselben zu entledigen und ihm rasch den Garaus zu machen, so wurde das Volk abermals gereizt. Außerdem mußte auch der Verwundete mit einer gewissen Anmuth fallen. Der Gladiator mußte es lernen, wie man morde und gemordet werde. Er lernte es; es war sein Geschäft, sein Leben konnte davon abhängen.

War der Kampf regelrecht verlaufen, gehörig und mit Geschmack verlängert, so fällt endlich einer der beiden Gladiatoren. Er beugt ein Knie und fleht um Gnade für sein Leben. Der Sieger läßt die Augen über das Amphitheater schweifen und erwartet den Ausspruch des Volkes. Das Volk hat manchmal die Laune, den Künstler zu erhalten. Aber die Dau-

men senken sich, das Volk will sehen, wie der Künstler zu sterben weiß. Der Besiegte soll die letzte Scene spielen. Man reicht ihm das Schwert; seine Ehre verlangt, daß er den Hals ausstrecke, das Schwert bei der Spitze nehme und sie selbst an die Stelle setze, die sie durchbohren soll. Er beobachtet diese Vorschrift des Festes, und zeigt sich zum letzten Male dem Volke gefällig. Dafür empfängt er seine Belohnung: das römische Volk beklatscht seinen letzten Seufzer.

Und dieses dauerte über fünf Jahrhunderte und ward immer schlimmer und häßlicher; die feige, wilde Rohheit verlangte immer nach Blut, und fand immer wieder eine wilde Rohheit, die noch feiger war, es anzubieten und zu vergießen. Solcher Circus gab es im ganzen Kaiserreiche; überall floß Blut; überall wurden die flüchtigen Sklaven, die Kriegsgefangenen, die Christen, Männer und Frauen, Kinder und Greise von den wilden Thieren zerrissen, und über fünfhundert Jahre lang thaten die heidnischen Staatsmänner und Moralisten Angesichts dieser ungeheuern Gräuel nur selten Einsprache, die indessen eben so frostig, als unnütz war.

Wenn man dem heidnischen Leben auf den Grund sieht, so erscheint es als eine große, dem Abgrunde entstiegene, Barbarei, als eine schmähliche Lüge auf die Civilisation, die Sittlichkeit und die Ehre. Aber zwei Laster treten dort, mächtiger als Alles, auf, vorherrschende Leidenschaften, welche bis zum Wahnsinne

gesteigert wurden: die Wollust und die Feigheit. Rom ist der Wollust und der Feigheit erlegen, besonders aber der Feigheit. Die feige Furcht war die Stärke und die Kunst seiner Regierung, sie wurde die thätigste Triebfeder zu seinem Verderben. Alles in Rom war grausam, weil Alles in feiger Furcht lebte. Die Furcht tödtete und tödtete sich selbst. Nachdem sie Rom zerstört hatte, würde sie auch die Welt zerstört haben. Das Christenthum, welches Keuschheit, Menschlichkeit und Muth in die Welt brachte, rettete sie.

Ja, ich möchte behaupten, daß der Muth, sogar der natürliche Muth, welcher dem Schmerze und dem Tode unverzagt in's Auge sieht und ihnen Trotz bietet, ein Geschenk ist, welches uns Christus gemacht hat. Coquelet, wäre er auch bekehrt, wird mich zwar anklagen, ich hätte dadurch behauptet, die römischen Soldaten seien Feiglinge, wie seine katholischen Voreltern uns der Absicht beschuldigt haben, Cicero und Virgil verbrennen zu wollen. Coquelet discutirt nach seiner Art, und der gesunde Menschenverstand würde den Mund nicht zu öffnen wagen, wofern er sich nicht gefallen ließ, der Zunft Coquelets einen Antheil auszuwerfen. Ich sage aber, daß es eine Vollkommenheit des menschlichen Muthes gibt, zu welcher die Hälfte der Menschheit sich erst aufschwingen konnte, nachdem sie das Christenthum empfangen hatte.

Auf dem, unablässig mit ihrem Blute getränkten, Circus waren die Christen die einzigen, welche nicht zitterten. Sie waren keine Gladiatoren und hatten

ihre Gründe, ihr Leben nicht schmählich feil zu bieten, noch den Versuch zu machen, es theuer zu verkaufen; aber sie verachteten jenes Ceremoniel und fürchteten nicht, dem Volke oder dem Kaiser zu mißfallen. Dem Volke gegenüber zeigten sie eine feste Haltung; vor dem Kaiser vorübergehend, änderten sie die Formel des Grußes, indem sie ihm ankündigten, daß er es mit Gott zu thun habe und daß einst die Märtyrer die Henker richten würden. Caesar, morituri te judicabunt!

Indem man die Gladiatoren die Peitsche fühlen ließ; indem man sie durch betäubenden Zuruf anseiferte und ihnen die Rettung des Lebens in Aussicht stellte, zwang man sie, sich einander zu ermorden, sich mit bedächtiger Gemächlichkeit abzuschlachten; mit der Hoffnung auf ein Beifallgeklatsche zwang man sie, daß sie mit Grazie zu Boden stürzten und mit gesuchten Manieren starben; man bedeckte irgend einen Unglücklichen mit einer geschwefelten Tunika, welche zwei Schergen anzuzünden bereit standen, und zwang ihn so, sich die Faust verbrennen zu lassen, um Mucius Scävola nachzuahmen.

Aber es gab keine Streiche, keine Gunstbezeugungen, keine Folter, keine Löwen, keine, in den Martern noch so erfahrnen, Henker, die es vermocht hätten, die Kinder und die Frauen unter den Christen dahin zu bringen, auch nur ein Korn Weihrauch vor den Götzen anzuzünden. So wurde der Muth angewöhnt, so ward zugleich auch die Furcht überwunden.

Durch das Beispiel und die Triumphe seiner Märtyrer hatte Christus endlich Besitz von der Menschheit genommen. Ohne Gott ist die Menschheit ein wildes Thier und ein feiges Thier. Wenn Christus die Menschheit wieder verlassen würde, so würde man neuerdings sehen, wie die Furcht die Henker erzeugt und die Menschheit Menschenfleisch verzehrt und Menschenblut trinkt. — O! wie ist doch dieses Colisäum, dieses große Grab, eine so große Wiege!

Am Kreuze des Colisäums hängen alle unsere Adelsbriefe. O du Zeichen unseres Heils, Denkmal unserer Ehre! Da der Kampf hier die Befreiung des Menschengeschlechts galt, so rief die Vorsehung die Helden von allen Seiten dahin, eine glorreiche, heilige Schaar jeden Geschlechts, jeden Alters, jeden Standes, aus allen Ländern. Welcher Christ könnte sich nicht sagen, daß einer seiner Voreltern dabei war? Wenn ich mich auf die Erde hier niederwerfe, so spüre ich mein eigen Blut in ihr erschauernd wallen.

VII.

St. Johann vom Lateran.

Vom Colisäum nach St. Johann im Lateran, vom großen Schauplatze des Blutbades bis zur großen

Kirche, das ist der Weg des lieben Gottes. Die breite und gerade Straße, welche beide Punkte vereinigt, führt den Namen von St. Johannes dem Täufer. Wir finden an derselben die Kirche des heiligen Papstes Clemens, ein unversehrtes Denkmal aus der christlichen Vorzeit. In dieser Kirche predigte der heilige Gregor der Große und man sieht noch den Stuhl, auf welchem er saß. Dort verehren wir unter andern ausgezeichneten Reliquien von Heiligen und Märtyrern das einzige Gebein des heiligen Ignatius, welches die Löwen übrig gelassen.

Jetzt stehen wir vor dem hohen Lateran, dem Geschenke Constantins und des Kaiserreiches, da sie zum Christenthume bekehrt worden waren. Constantin, der Besieger des Schwachkopfes Maxentius, ließ den heiligen Papst Sylvester, der sich auf den Berg Soracte geflüchtet hatte, aufsuchen. Der Papst glaubte sich dem Märtyrerthume nahe, der siegreiche Kaiser aber wies ihm seinen Sitz in seinem eigenen Pallaste an. Auch an dieser Stätte findet sich eine Erinnerung an Nero: Nero war der Mörder des Consuls Plantius Lateranus, des Gründers dieses Pallastes, der seinen Namen behielt und ihn unsterblich machte. Auf demselben Boden erhob sich rasch eine geräumige, prachtvolle Kirche, wie sie des Kaiserthumes würdig war, das sie erbaute. Man nannte sie die goldene Basilika.

Als erste officielle Wohnung der Päpste, als letzte der Kaiser, ist hier in Wahrheit der Ort, an

welchem Petrus, aus den Katakomben gestiegen, von seinem Königthume Besitz ergriff, das schon seit drei Jahrhunderten erworben war, und der Ort, wo das heidnische römische Kaiserthum thatsächlich endete. Hier packte Cäsar, der nun nicht mehr Cäsar war, das, von jetzt an bedeutungslose, Palladium zu seinem Reisegeräthe und zog nach Byzanz. Hierher wird nach vier Jahrhunderten Karl der Große kommen und auf den Knieen aus der Hand des Nachfolgers des heiligen Petrus eine andere Kaiserkrone empfangen, die gleichsam das Heiligthum sein wird, ohne welches in Zukunft die Kaiserreiche weder Kraftfülle, noch wahren Ruhm, noch Dauer haben werden.

Eine erhabene Stätte für Rom und für die ganze Welt! Elf Jahrhunderte hindurch war der Lateranensische Pallast die Wohnung der Statthalter Jesu Christi; sie wurden dort belagert, daraus verjagt, sind dahin zurückgekehrt und wurden wieder daraus entfernt, um in der Gefangenschaft und der Verbannung zu leben. Dieser Wohnsitz gehörte ihnen für immer. Allem, womit die Päpste in Berührung kommen, theilen sie den Charakter der Unvergänglichkeit mit. Die Kirche vom Lateran sah drei und dreißig Kirchenversammlungen: „Große Schlachten, große Siege der Wahrheit über den Irrthum, die das Evangelium verbreitet und die Civilisation gerettet haben!“

Sie wurde verwüstet, ausgeplündert, niedergerissen, verbrannt; die Hölle ist mehr als ein Mal

über sie hergefallen; mehr als ein Mal blieb von der goldnen Basilika nur die Asche übrig. Sie ist noch da, sie steht noch, reicher durch ihren Namen, ihre Würde, durch den Schmuck ihres Alters, als durch alle Schätze, mit welchen sie die Kaiser und die Völker in unablässiger Liebe begabt haben. Sie ist die eigentliche Kirche des Papstes, die Mutter- und Hauptkirche aller Kirchen. Ihre Mauern selbst rufen ihre Würde in jener Sprache einer Königin aus, die man nirgends wie hier spricht: Sacrosancta Lateranensis ecclesia, omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput. Und diese Worte würden dasselbe sagen, wenn sie auch mit Kreide auf eine Hütte von Brettern und Rohr geschrieben würden.

Wir traten in den majestätischen Bau des heiligen Johann vom Lateran ein. Es herrschte hier dieselbe Einsamkeit, wie in St. Peter, unsere Herzen fühlten denselben heiligen Schauer. Die Großartigkeit der Erinnerungen macht diese Hallen noch großartiger. In der Nähe des Hauptaltars angekommen, bemerkten wir in einer entlegeneren Ecke zwei französische Priester, welche in brüderlicher Eintracht ihr Brevier beteten. Wir wünschten zu wissen, was sie beteten. Einer von uns hatte ein Brevier, wir öffneten es. Es war der 16. Januar, das Fest des heiligen Papstes und Märtyrers Marcellus, desselben, der uns gestern auf dem Corso aufnahm, als ob er uns willkommen heißen wollte. Wir lasen seine glorreiche Legende nochmals und wiederholten mit der Kirche:

„Für das Gesetz Gottes kämpfte dieser Heilige bis zum Tode; und vor den Worten der Gottlosen zitterte er nicht, denn er stand begründet auf den festen Felsen. — Mit Ruhm und Ehre hast Du ihn gekrönt, o Herr, und ihn gesetzt über die Werke Deiner Hände!"

VIII.

Die adoptirten Römer.

An diesem ersten Tage besuchten wir noch die Scala santa, welche ganz nahe bei St. Johann im Lateran liegt, und die Kirche des heiligen Kreuzes von Jerusalem, eine ehrwürdige Basilika, welche die heilige Helena erbaute, um darin die Leidensreliquien des Erlösers aufzubewahren. Hierauf gelangten wir nach der Kirche Santa Maria Maggiore, mit welcher wir schließen wollten. Aber wie war es möglich, an Santa Prassede und Santa Pudentiana vorbei zu kommen, ohne einzusprechen?

Wir waren unermüdlich und ohne Mitleid für unsern Führer. Aber zwei Dinge hielten ihn aufrecht: seine Liebe für Rom, seine Zuneigung für uns. Unsere Begeisterung belebte die seinige, die ohnehin nicht leicht sank. Du kennst unsern Freund Enrico

nicht, den wir selbst gestern zum ersten Male gesehen haben, und der nun auch dein Freund ist, — eine französische Erscheinung, wie man sie nur zu Rom findet, die zugleich eine römische ist, wie sie nur von fremdem Hintergrund, und besonders dem französischen, sich abheben kann.

Er kam als Neugieriger nach Rom; aus dem Neugierigen wurde ein Pilger, und dieser erkannte bald, daß er zu Rom in seinem Vaterlande sei und es nie mehr verlassen könne, noch wolle. Ich will die Liebe der gebornen Römer zu ihrer hundertfach großen, hundertfach heiligen und hundertfach schönen Stadt nicht bestreiten. Aber ich habe die Liebe zu Rom nie so mächtig, so erleuchtet, so glühend gefunden, wie in dem Herzen dieser eingebürgerten Römer, die durch die Gnade Gottes wahre Römer geworden sind. Sie sind sehr zahlreich und bilden eine jener geheimnißvollen Gewalten Roms, die man nirgends sieht, aber überall fühlt.

Sie kennen Rom auswendig, studiren es unaufhörlich, lieben es immer mehr. Sie lieben diejenigen, die es lieben, und auf diese Liebe hin war uns Enrico längst in Freundschaft zugethan. Er hat seinen französischen Charakter ganz beibehalten; aber die Liebe zu Rom und das Christenthum haben ihn längst den stolzen Ausdruck der Ueberlegenheit ablegen lassen, den uns die allzu bewußte Kenntniß unserer Vorzüge so gerne einflößt. Er kennt die schwache Seite der italienischen und römischen Herzen; er kennt ihre

Originalität, ihre Grazie und ihren Ernst. Er hat etwas davon angenommen und all das macht aus ihm eines jener Wesen, die ganz dazu geschaffen sind, unsern Geist zu erfrischen und unser Herz zu laben.

Welch ein lieblicher Tag! Nach dem Essen wollten wir am Abend noch einen Ausflug machen. Wir sahen nochmals das Forum und das Colisäum. Die Nacht war klar und heiter und eine tiefe Stille herrschte. Wir hatten unsern Wagen zurückgelassen und wollten den Weg von dem Colisäum nach dem Capitolium zu Fuß machen. Plötzlich erhob sich ein kräftiger Chor italienischer Stimmen aus den Ruinen des Tempels des Friedens. Wir setzten uns, um ihn anzuhören, auf dem Gemäuer der Via Sacra, zwischen dem Bogen des Titus und der Kirche Santa Francisca Romana, nieder. Die Töne klangen mild und schön, wie die milde, schöne Nacht.

Keine andere Stadt kann so schön sein. Weder der Himmel, noch die Denkmäler, noch die Kunstwerke, und wären sie die nämlichen, können anderswo denselben Klang haben. Dieser Boden duftet einen Wohlgeruch aus, der ihm ganz eigenthümlich ist. So, wie sie Gott geschrieben, athmet man hier die Geschichte mit ihren Lehren, mit ihren Nutzanwendungen, die auf Jeden von uns passen. Es steigen Gedanken auf, die uns nur dort kommen können.

Ihre Schönheit ist keine spießbürgerliche — muß es aber nur eine spießbürgerliche Schönheit geben und hat der spießbürgerliche Geist nicht Platz genug

auf der übrigen Welt? Laßt uns doch eine Stadt, deren Straßen nicht nach der Schnur gezogen sind, laßt uns die verfallenen Gemäuer, die unregelmäßigen Plätze, die Häuser, die nach ihrer Laune dastehen; auf den großen, breiten und geraden Straßen gibt es keinen Platz für die Madonnen, keinen Raum für Gärten.

Keine Façade mit ihren hundert Fenstern, nicht einmal die der hochheiligen Casernen, sind so lieblich zu schauen, wie der Palmbaum, welcher die verwitterte Mauer des Klosters der Maroniten zu San Pietro in vincoli beschattet. Der Pallast des Louvre ist sehr bewundernswerth, auch der Boulevard von Sebastopol; aber in der Umgebung des Monte-Cavallo hängen in die krummen und öden Straßen die goldnen Früchte des Orangenbaums nieder.

Wie mag man doch denken, daß die Welt Jemanden gestatten werde, Rom hinwegzunehmen, und dulden könne, daß es nicht mehr der ganzen Welt angehöre? Es gehört nicht einmal den Römern an. Es ist das katholische Gut, das Familienfideicommiß, welches den Gesetzen der Theilung nicht unterworfen werden kann. Unsere Väter haben ihren Schweiß und ihre Steuern zu den Denkmälern des heidnischen Roms beigetragen; wir haben es mit dem Blute unserer Märtyrer erkauft; neue Opfergaben haben seine neuen Monumente aufgerichtet; die ganze Welt hat ihm Päpste, Vertheidiger, Künstler gegeben; unser ist es! —

V. Buch.

Die römische Frage.

Noah und Petrus.

Ich habe Fra Gaudenzio in seiner Zelle besucht. Er saß da, die Augen auf sein Buch geheftet, als ob er sich nie von der Stelle gerührt hätte, in einer wahren Ruhe, als ob er immer dort bleiben müßte. Ich bewunderte dieses Ordensleben, welches nicht einmal durch eine Reise an das Ende der Welt gestört werden konnte. „— Aber," sagte er zu mir, „nichts ist natürlicher. Wir Klostergeistliche haben den Hafen erreicht."

„Unsere Angelegenheiten sind in Ordnung, unser Leben hat die bestimmte Richtung, unser Glück steht auf seinem Höhepunkte. Eine Reise, eine Veränderung der Stellung, eine Krankheit, der Tod, sind nur unbedeutende Episoden, wie sie in dem Leben eines Rentners von reifem Alter eintreten können, der seine Ersparnisse gut angelegt und die Ueberzeugung hat, daß er nie

Wittwer, noch zu Grunde gerichtet, weder Soldat, noch Minister, noch Akademiker werden wird.

„Er macht eine Reise nach Versailles, und das gilt ihm nicht als ein Geschäft; ich mache eine nach Brasilien, das gilt mir noch weniger. Ich trete in Wirklichkeit nicht einmal aus meiner gewöhnlichen Gesellschaft und verrichte nur mein gewohntes Tagewerk, welches darin besteht, daß ich Gott vor Augen behalte. Wenn der Rentner sich auf seine Interessen versteht, so hat er weder mehr noch weniger zu thun, und das kann überall gethan werden."

Aber, sagte ich zu Fra Gaudenzio, indem ich ein altes Zeitungsblatt aus meiner Tasche zog, ich bin nicht hierher gekommen, Padre mio, um die Vortrefflichkeit des Klosterlebens zu bestreiten; ich habe das Weltleben viel zu genau mir angesehen, viel zu sehr darin gelebt. Ich komme, um Ihnen ein Vergnügen zu machen. Schenken Sie diesem Blatte Gehör, das ich aus Frankreich mitgebracht habe, als ob ich vorausgesehen hätte, daß ich es Ihnen vorlesen sollte.

Ich war einmal in der ehrwürdigen Kirche von St. Hilarius zu Poitiers. Der Bischof von Tulle predigte. Der Nachfolger des heiligen Hilarius war zugegen, der mit uns die Rede hörte. So schien mir die Kirche des heiligen Hilarius zu gleicher Zeit Ambrosius und Augustinus innerhalb ihrer Mauern zu haben.

Die Rede floß nach des Redners eigenthümlicher Weise, bald in ruhigen Wellen dahin, bald brauste

sie wie ein Waldstrom; sie war gewaltig und wieder mild und tief. Die Donner der heiligen Schrift rollten auf den Worten einher; die Sonne ihrer Wahrheit ging uns auf; es duftete uns aus der Rede der heilige Wohlgeruch ihrer Blumen entgegen. Der Gegenstand der Predigt war der Papst: daß er der Bischof im eminenten Sinne sei, das Oberhaupt der Hirten, der Mund, der für die Welt ausreicht, os orbi sufficiens.

Denen, welche sagen, daß der Papst nur ein Mensch sei, weil die Päpste endlich sterben, antwortete er: „Petrus stirbt nicht. Ihr seht nur den Simon, den hinfälligen Menschen; aber Christus hat zu ihm gesagt: du bist ein Fels; nicht aber: du wirst ein solcher genannt werden, du wirst ein solcher scheinen, sondern du bist ein Fels. Er schuf, er bearbeitete ihn zum Felse. So wird Simon über sich selbst erhoben, mit einem dauerhaften, unzerstörbaren Wesen.

„Auf diesen, durch Gottes Kraft dauerhaften, durch seine Wunder unzerstörbaren Fels hat Christus seine Kirche gegründet. Mögen sich daher auch die Pforten der Hölle um ihn öffnen und, was sonst der Finsterniß angehört, mit Sturm und Wetter ihn umbrausen, der Felsen bleibt. Wenn Christus diesen Fels geschaffen, damit er das ganze Gebäude trage, wird Er ihm nicht auch einen Platz anweisen?

„Wird er zu ihm sagen: Gehe hin, unstäter Stein, laufe durch die Welt; einmal wirst du dorthin geschleudert, ein andermal hierher, gehe auf diese Seite,

auf jene, du rollender Felsen, wie ein Stein, auf dem der Fluch lastet und der dem Fuße preisgegeben ist, der ihn anstößt, und der Woge, die ihn fortwälzt? Nein, nein, Christus hat einen Ort für ihn gewählt und er ist Rom. Dahin kömmt Petrus, dort richtet er seine gewaltigen Schultern empor, auf welchen die Kirche ruht.

„Dort kömmt er hin, dort wird er für immer bleiben, der lebendige, unsterbliche Fels, der sprechende und immer beredte Fels, die Marmorsäule, die unbewegliche, und doch eine Säule, die athmet, die lebt, columna spirans. Fest genug, um alle Stöße auszuhalten, fühlt sie die Streiche, die sie treffen, aber ihre Rache sind nur Seufzer.

„So sind sie da, diese Päpste. Es ist eine Hartnäckigkeit, die schon durch ihre Unwandelbarkeit allein genug lehrt, obstinatio magistra. Sie bleiben, die Hartnäckigen in Gott, obstinatio divina, diese Hartnäckigen, wie Gott selbst. Was gibt es Hartnäckigeres, als Gott? Man will seine Geduld ermüden, man wendet seine Geschenke dazu an und sagt ihm, er sei zu häufig um uns, er möge sich entfernen. Die göttliche Hartnäckigkeit bleibt aber; hartnäckig besteht sie darauf, uns zu retten."

So lautet der Eingang der Rede. Aber plötzlich geräth der Bischof, der Lehrer, ich möchte sagen, der Dichter, in jenem Schwunge des Geistes, welcher des Raumes und der Zeit spottet, auf das Geheimniß der

Auserwählung Roms, und vor unserm Blicke eröffnen sich unermessene Fernen.

„Wenn ich euch sagen soll, warum Petrus sich an den Ort von Rom mehr, als an einen andern bindet, so werde ich mich auf alte Ueberlieferungen berufen. Ich weiß, daß man sie geläugnet hat, man hat auch Homer geläugnet. Ich, meinerseits, glaube daran und sehe gerne Noah, den Retter des Menschengeschlechts, seinen alleinigen Stammvater nach der Sündfluth, Noah, den die christliche Vorzeit als den besten Zeugen des Ebenbildes Gottes, als den Zeugen des Wortes begrüßt, ô Noë, divinae imaginis melior assertor; ich sehe Noah gerne, den Vater der neugebornen Welt, wie er Besitz von Rom für Den ergreift, der da kommen sollte. Ich sehe ihn, wie er, einem priesterlichen Könige gleich, nach göttlichem Plane die Erde unter seine drei Söhne theilt, wie er nach Vertheilung der Welt das fürstliche Erbgut besucht, die Loose Sems, Chams und Japhets durcheilt und seine Gebeine dort zur Ruhe legt, wo Rom erstehen sollte.

„So wird Petrus, der Schiffer aus Galiläa an denselben Ort kommen, an welchen der alte ehrwürdige Schiffer, der Noah war, gekommen, und dort, wo in der Urzeit dessen Fahrzeug angebunden lag, dort wird Petrus sein ruhmreiches Schiff befestigen, um die Welt vor einer zweiten Sündfluth zu retten und ihr ein besseres Heil zu sichern.

„Noah pflanzte den Weinstock, dessen Saft des Menschen Herz erfreut; Petrus pflanzte das Kreuz, jene göttliche Weinrebe, von welcher der heilige botrus niederhängt mit seinen Beeren, denen Purpurwogen entströmen, die Traube, welcher der Wein entquillt, aus dem die Jungfrauen sprossen. Auch hat er den Waizen der Auserwählten gesäet und theilt das lebendige Brod aus, welches die Welt nährt.

„Wenn aber Noah ein vortrefflicher, erhabener Zeuge des Wortes, des Ebenbildes Gottes gewesen, welches ihn inmitten der Sünder als Gerechten bewahrte und ihm Geheimnisse anvertraute, welche den Riesen und Gewaltigen der Welt verborgen waren, so hat Petrus noch weit besser Zeugniß für das göttliche Bild abgelegt, für das im Fleische und Blute verborgene Geheimniß, ich meine die Gottheit Jesu Christi: o divinae imaginis melior assertor!

„Dieses Zeugniß begann schon am Pfingsttage. Petrus tritt empor vor der Menge, damit man ihn sehe; er erhebt laut die Stimme, damit man ihn in der Ferne verstehe; er öffnet inmitten der Elf den Mund, damit nach ihm Andere fortfahren: Stans Petrus cum undecim, levavit vocem suam. Petrus erhebt die Stimme und zeugt für das göttliche Ebenbild, den Herrn Jesum Christum.

„Er legt Zeugniß von ihm ab zu Jerusalem, zu Antiochien; er legt es ab zu Athen, in der Stadt der vielen Sprachen; linguata civitas, in den lärmenden

Herbergen aller Wissenschaften, ubi caupones scientiae. Zu Rom endlich legt er von ihm Zeugniß ab vor der Welt und den kommenden Jahrhunderten. O divinae imaginis melior assertor!

„Die Juden wußten diese Dinge; Daniel schaute sie, als er die Reihenfolge der großen Weltreiche beschrieb; ihre Bücher sprechen davon, und wenn in den Psalmen die Rede von der Stadt der Idumäer, der Stadt der großen Stürme, ist, so wußten die Gelehrten, wo sie lag. Sie glaubten, im Morgenlande die alte Stelle des irdischen Paradieses entdeckt zu haben, aber sie fanden den Cherub nicht mehr. Und es wurde ihnen gesagt: Dieser Cherub ist zu Rom; geht, dort werdet ihr ihn sehen, wie er von Weisheit leuchtet, im Purpur der Märtyrer erglänzt, mit Wunden und Narben bedeckt ist. Er trägt das Schwert und trägt die Schlüssel; er allein öffnet und er allein schließt die Pforten des wahren irdischen Paradieses.

„Als Cäsar ein Christ wurde, begriff er, daß dieselbe Stätte nicht den Mann der Gewalt und zugleich den glorreichen Gebieter des Geistes fassen könnte. Erhabenen Herzens führt er alsbald nach errungenem Siege seine Legionen, seinen Senat, seine Rostra, seine Gesetze hinweg und gründet ferne von Italien eine andere Hauptstadt für sein Kaiserreich.

„Rom ist die Stadt Petri und sie kann seiner nicht entbehren. Ich weiß nicht, wer jetzt dahin zu kommen gedenkt. Kommen sie aber dahin, was werden sie sagen? Mit wem werden sie sprechen und wer

wird sie anhören? Zu Rom bedarf man eines Mundes, den die Welt versteht, os orbi sufficiens: Petrus allein ist dieser Mund und dort allein kann er mit Würde sprechen und frei.

„Tertullian, unter den Andenken herum wandelnd, welche das Heidenthum in Rom zurückgelassen hat, spricht von den, im Grabe versiegelten, Namen, die der Vergessenheit anheimgefallen, von den Namen, welche Leichen sind, cadavera nominum. Er nennt andere, welche an solche Ruchlosigkeit oder knabenhafte Eitelkeit erinnern, daß man sie ohne Eckel nicht hören kann, nausea nominum.

„Rom verdankt es dem Petrus, daß es die Stadt ist, die nicht altert. Es nimmt Theil an dem Vorrechte der nicht alternden Kirche, Ecclesia insenescibilis, nach dem Ausdrucke der Väter. Wird Petrus hinweggenommen, so gibt es in Rom nur noch Leichennamen und Namenleichen, Fäulniß aushauchende, eckelerregende Namen. Werden wir je zugeben, daß Rom die Leiche eines Namens, ein verlorner, vergessener Name werde, ein unreines Echo?

„Nein, Rom wird nie ein gemeiner Name werden; es blos nennen, heißt schon etwas überaus Großes, Edles und Göttliches nennen. Der Name Roms klingt uns wie heilige Musik, er ist für uns die Dichtung zu einem brausenden Lobgesange, ein Klang mit wunderbarem Echo. Was will man daraus machen? Was würde man dort machen? Rom wird

Rom bleiben, weil Petrus dort weilt. Jeder Sieg gegen Rom wird nur einen Tag dauern.

„Jener unbedeutende König der Gothen, mit Namen Ataulph, bemächtigte sich Roms und erklärte es zur Hauptstadt des gothischen Reiches. Was ist aus diesem Königreiche geworden? Wer erinnert sich Ataulphs und wer kennt die Staaten, das Herrschergeschlecht desselben? Keiner noch hat solches unternommen, ohne daß ihm die Strafe auf dem Fuße folgte. Gott ist immer der rechtzeitige Rächer seiner Kirche, opportunus vindex.

„Man hat es an dem Tempel zu Jerusalem gesehen, der nicht so lange dauern sollte, als der zu Rom. Heliodor trat in den Tempel, aber schon ward die Rache Gottes in großer Augenscheinlichkeit kund und offenbar. Magnam fecit suae ostensionis evidentiam. Ihr wollt Gott nicht erkennen durch den Glauben, seine Schatten sind euch lästig; ihr wollt lichten Tag.

„Ja, ja, ihr müßt Augenscheinlichkeit haben! Gut, ihr sollt sie haben, ihr sollt sie sehen, fühlen, wie Heliodor. Ein Reiter, seine goldnen Waffen schwingend, stürzte sich auf ihn und warf ihn unter die ungestümmen Hufe seines Rosses, zwei Andere, mit Ruthen in den Händen, schlugen unablässig rechts und links auf ihn, magnam fecit suae ostensionis evidentiam.

Und der so mit Ruthen gestäupte und mit Schmach überhäufte Kriegsmann kehrte zurück und sagte seinem

Herrn: „Wenn du einen Feind hast, so schicke ihn in diesen Tempel; der große Gott, der im Himmel wohnt, sucht ihn heim und bewacht ihn. Er, sein Arm ist es, der schlägt und alle die verdirbt, welche dahin kommen, um Böses zu thun: Et venientes ad malefaciendum percutit ac perdit.

„Indessen seufzen wir mit dem Hohepriester und wir sollen seufzen. Nicht ein Einziger ist unter uns, der nicht sagen müßte: Ich leide in meinem edlen Haupte, Caput meum doleo. Uns Allen hat man Gewalt angethan, denn wir sind die Glieder Petri und man kann Petrus nicht frevelhaft antasten, ohne daß der Schmerz den ganzen Leib der Kirche, von den Füßen bis zu seinem mystischen Oberhaupte, durchdringt.

„Und zu gleicher Zeit, da wir leiden, leidet und seufzet mit uns jegliche Creatur. Denn die gesammte Schöpfung steht im Bezuge zu uns, wir zu Christus, Christus zu Gott. Nun aber, da Christus das Haupt und der Mittelpunkt von Allem ist, so besteht in gleicher Weise auch ein Band zwischen seinem Statthalter und der Welt, zwischen Petrus und allen geschaffenen Wesen.

„Dionysius, der Areopagite, und sein Gefährte Apollophanes befanden sich im Augenblicke des Todes Christi in Aegypten. Plötzlich verdunkelte sich die Sonne. Sie zogen die Berechnungen des Philippus Aridaus zu Rathe, fanden aber darin die Erklärung dieser Erscheinung nicht. Von einer tiefen Ahnung

erfaßt, rief Dionysius aus: Entweder leidet Gott selbst, oder er trauert über fremdes Leiden!

„Das ist ganz erklärlich; Jesus ist eine Sonne, welche das Weltall erleuchtet und durch dessen Räume sie ihre strahlenden Wunder versendet. Jesus ist der Mittelpunkt und der Inbegriff der Welt. Als Er an das Kreuz genagelt war, war es auch die Welt. Man konnte das Haupt des Weltalls nicht treffen, ohne daß das Weltall zugleich erschüttert wurde. In Stöhnen, Beben und Verfinsterung mußte sich diese Erschütterung verrathen.

„Petrus ist, wenn auch nicht in derselben Weise, wie Christus, auch ein Mittelpunkt. In ihm hat Christus alles Licht, alles Leben, alle Gnade, alle Liebe niedergelegt. Man kreuzige Petrus und es werden große Erschütterungen entstehen; frühzeitige Nächte, Finsterniß und Schrecken werden über die Erde hereinbrechen. Es ist das Gesetz aller Dinge, erschüttert zu werden, wenn die Ruhe ihres Mittelpunktes gewaltsam gestört wird, und dieses schon ist hinreichend, daß Gott auftrete als rechtzeitiger Rächer seiner Kirche, opportunus vindex.

„Richten wir das Gebet Esthers an Gott: Herr, ne tradas sceptrum tuum his, qui non sunt, gib Rom, das Scepter Deiner Macht, nicht denen, die nicht sind; gestatte diesen Kindern des Nichts die Freude nicht, uns auf den Altären ihres Hohns zu opfern und an der Stelle Deiner Tempel ihre öden oder mit Gespenstern angefüllten Mauern aufzuführen;

gib dich denen nicht Preis, welche sich den Anschein von Etwas geben, quasi quis, im Grunde ihres Herzens aber Nichts sind.

Ich denke doch, sagte Fra Gaudenzio, daß diese Worte nicht die Ehre gehabt haben, einen Widerspruch zu erwecken.

Nicht einen einzigen, mein Vater. Ich vermuthe, daß gewisse Wortführer der guten Partei, wenn sie dieselben gelesen, sie seltsam, übertrieben, vielleicht ungelegen, jedenfalls aber wenig praktisch gefunden haben. Man hat darüber geschwiegen. Auf der andern Seite, welche Wichtigkeit können die Nachtvögel, welche die öffentliche Meinung machen, solchen Gedanken beilegen?

Es ist ein wunderbares Ding, erwiederte Fra Gaudenzio, um den geringen sofortigen Nachklang, den jedes wahrhaft maßgebende, grundsätzliche Wort hat. Die Welt scheint unfähig, die Ideen, welchen sie doch folgt, zu erkennen, oder auch nur zu bemerken. So etwas muß zwanzig-, ja tausendmal in die Pfütze der Erläuterungen und Commentare getaucht werden.

Wenn man an die tausendste Auflösung gelangt, wenn der Urstoff unerfaßlich geworden ist und ihn die subtilste Analyse nicht wieder finden könnte, dann erst wird der Gedanke angenommen, dann erst fängt er an, überall zu wirken. Beschweren Sie sich nicht

über das Geschäft dieser populären Verwässerer, welche einen so reichen Schatz von Plattheiten dem Publikum breit schlagen!

Indem sie ihm die Wahrheit mittheilen, so gut sie dieselbe selbst verstehen, theilen sie ihm sie mit, wie sie seiner Fassungskraft entspricht. Das göttliche Atom, welches sie aus ihrer groben Mischung ausscheiden wollten, bleibt darin doch rückständig und rettet Alles. So groß ist die Kraft, welche Gott der Wahrheit verleiht, und so groß Sein Erbarmen mit unserer Schwäche.

Aber, fuhr der Pater fort, greifen wir die, von Ihrem ehrwürdigen Bischofe so schön wiedergegebene Sage von Noah wieder auf, welcher im Morgenrothe einer neugebornen Welt auf dem Boden Roms erscheint. Diese Idee ist mir nicht neu.

Es besteht eine alte Ueberlieferung in Italien, daß Janus nach Rom gekommen sei und dort dem Janiculus seinen Namen gegeben habe; auch schreibt man ihm die Gründung von Genua, Janua, zu. Die Sage setzt hinzu, er sei nach einer großen Ueberschwemmung dorthin gekommen.

Schon frühe hatten die Christen die Meinung, daß dieser fabelhafte Janus kein Anderer, als Noah sei. Wer sollte er auch sein können? Wie und

warum sollte man diesen göttlichen Wanderer erfunden haben, der nach der gewaltigen Fluth erschien?

Was bedeutet sein doppeltes Angesicht, mit welchem er die Zukunft und zugleich die Vergangenheit schaut? Alle Züge des Janus lassen sich auf Noah und nur auf ihn anwenden.

Er ist es, kein Anderer — Noah, der König der Erde nach der Sündfluth, der Priester, der Gotteskundige, der erhabene Zeuge der Gottheit.

Noah ist's, der zwei Welten zumal schaute, die Vergangenheit bis zu Adam, die Zukunft bis auf Jesum Christum, dessen prophetisches Vorbild er war und auf den er harrte.

Auf dem Berge Janiculus, an der Stelle, wo, wie Einige seit dem dreizehnten Jahrhunderte, jedoch ohne Grund, glaubten, der Leib des heiligen Petrus ruhen sollte, hat Bramante einen kleinen, mit Recht berühmten, Tempel erbaut und zur Erinnerung an die, von dem Christenthume erläuterte, Ueberlieferung dort eine Figur Noah's in Skulptur angebracht.

Petrus aber ist Janus und Noah zumal. Er kam zu Rom an, als die Sündfluth der kaiserlichen Willkür, der Macht Satans, die Welt überschwemmt hatte.

Petrus, der Sohn der Taube, trägt den Zweig der auf dem Calvarienberge gebrochen ward, als Verheißung, daß die Ueberschwemmung der Hölle zurücktrete und die Gewässer schon verlaufen.

Er ist der Schiffer der neuen Arche, der Arche, in welcher nicht blos einige Menschen, sondern alle Menschen gerettet wurden — die Allen geöffnete Arche, welche den Schiffbrüchigen entgegeneilt.

Er erhebt sich auf der Grenzscheide zweier Welten, die eine im Entstehen, die andere dem Untergange nahe. Sein Blick ist auf das erfüllte Gesetz gerichtet und sein Mund erklärt es.

Sein Blick ist wiederum nach dem neuen Himmel gerichtet und seine Lippen verkünden das neue Gesetz, und werden es erklären.

Wie viele Dinge erdenkt, begreift, weiß, glaubt und thut der Mensch nur, weil er nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen ist!

Ungeachtet der Sünde verbleibt unverwüstlich in dem Menschen ein gewisser dunkler Ueberrest jener vollkommenen Erkenntniß, welche Gott ihm gegeben hatte. Er erinnert sich an Dinge, die er nicht gelernt hat.

Selbst in der Seele, die nie von Eden sprechen hörte, dämmert eine Rückerinnerung daran auf, die Feierstille unserer Andacht ist eine solche Erinnerung.

Daher jener innere Zug, welchen wir zu gewissen geheimnißvollen Bezügen haben, wie sie in erhabener Weise in Gottes Planen liegen, und die uns auf die Spur verborgener Dinge leiten.

Wir wollen nichts Zerstücktes, wir begreifen das Unvorbereitete nicht, da wir überhaupt Nichts zu Stande bringen können, was vereinzelt dastünde. So oft wir auch mit uns selber darüber in Widerspruch gerathen, wollen wir die Einheit des Lebens, weil wir nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen sind, der Alles in Stätigkeit, mit Ordnung und Maß thut und von dessen Handlungen keine vom Ziele abirrt.

Die ganze Geschichte der Menschheit lag vor aller Schöpfung des Menschen vollständig in dem Geiste Gottes; um wie viel mehr wich die ganze Geschichte der Religion.

In Allem, was Gott thut, ist ein großartiger Zusammenhang. Wenn wir auch keine unumstößliche Sicherheit haben können, diesen ganzen Zusammenhang zu kennen, da er ihn uns nicht offenbaret, so wollen wir wenigstens jene großen Ueberlieferungen achten, die ihn uns ahnen lassen.

Von wem sollten sie ausersonnen, von wem zu Ansehen gebracht sein? Wer hält sie gegen die Menge von Widersprüchen in Kraft und richtet sie immer wieder unter Trümmern auf?

Ist sie eine blose Einbildung, jene Ueberlieferung, welche uns sagt, daß Adam nach Jerusalem gekommen sei, um zu sterben, und daß seine Gebeine ihre Ruhestätte dort gefunden haben, wo das Kreuz aufgepflanzt werden sollte?

Warum führte der Calvarienberg diesen Namen? und warum wurde dieser Ort der Schauplatz des

erhabensten Opfers der Versöhnung? Das Sonderbare würde sein, daß dem nicht so wäre.

Ich kann mir aber nicht denken, daß der Boden Roms lange vor Petrus, der die Stelle Jesu Christi vertritt, lange vor Romulus, der Cain so ähnlich ist — nein ich kann mir nicht denken, daß dieser Boden nicht der Gegenstand einer besondern geheimnißvollen Besitzergreifung, einer prophetischen Handlung gewesen sei, der die Erwartung des Menschengeschlechts vorbereitete.

Rom selbst ahnte das gleichsam. Einst, bei der Gründung der Stadt, wurde ein Menschenschädel gefunden und der prophetische Geist bemächtigte sich der Menschen, die diesen, sonst gewöhnlichen, Fund gemacht.

Der Ort, wo man diesen Schädel erhoben, wurde das Kapitol und das Kapitol der Calvarienberg des Menschengeschlechts bis auf den Tag, an welchem das erlösende Holz des Kreuzes, auf dem andern Calvarienberge aufgepflanzt, seine Aeste ausbreitete und die Welt beschattete.

II.

Nach einer Lesestunde.

Ich schließe mit dem Lesen verschiedener Schriften über das, was man die römische Frage nennt. Es ist das bekanntlich die Frage danach, ob die Kirche ein Werk Jesu Christi, und wenn man der Sache näher auf den Grund sieht, ob Jesus Christus Gott ist, und noch tiefer gefaßt, ob es einen Gott gibt; denn die bestimmenden Principien in diesem Kampfe gegen die weltliche Macht des Papstes sind der Protestantismus und Scepticismus, und zuletzt im Hintergrunde der Atheismus.

Ich las dafür und dagegen und bin in Wahrheit gedemüthigt. Der Verfall der Geister läßt diesen Streit auf ein Gebiet herabsinken, welches den Guten, wie den Schlechten keine Ehre verspricht. Mich dünkt, daß sich das Menschengeschlecht gegenwärtig auf dem Wege grenzenloser Feigheit und Verdummung verlaufen hat. Ich fürchte, Feuergluthen werden auflodern, Wetterstrahlen sich entladen, um diese Nacht zu lichten.

Im allgemeinen wird die römische Frage als eine Polizeisache behandelt. Man wird zu glauben versucht, der einzige Punkt hierin sei der, daß man entscheide, ob das Papstthum fähig sei, zwei oder drei Millionen weltlicher Unterthanen zu beherrschen oder nicht. Kann

es die Straßen unterhalten, die Gassen der Städte ausfegen, seinen Reichthum allein aus dem Boden ziehen? Kann seine Regierung sich bis zu den Tugenden und den Talenten erheben, welche die Russische, Hannövrische und andere auszeichnen?

Hundert Tagblattschreiber, Flugblattschreiber, Dintenthiere, denen Redlichkeit, eigene Anschauung und Reiseerfahrung, Belesenheit und Sprachkenntniß mangeln, verkündigen laut, daß ihr Frankreich, in welchem sie nicht Unterpräfekten werden könnten, nicht länger einen Theil der Menschheit unter der dummen und grausamen Faust der Cardinäle schmachten lassen dürfe.

Sie behaupten, daß der Boden des Kirchenstaats nicht cultivirt, die Bevölkerung nicht administrirt werde, daß es dort weder Gesetze, noch Justiz, noch Schulen gebe. Hier in Rom, in dieser verklärten Atmosphäre des Geistes, der Charitas und der Freiheit, welche uralt ist, und heute noch so jugendfrisch uns umleuchtet, wie vor Jahrhunderten, solches vorlaute Geschwätze lesen zu müssen, und den furchtbaren Einfluß zu überschlagen, welchen diese unberufenen Schwätzer ausüben, das ist ein Schmerz, der zu schneidend ist, als daß man ihn schildern könnte!

Ich bewundere den Eifer, die Geduld, die Wissenschaft der Vertheidiger der weltlichen Herrschaft des Papstes; aber es befinden sich unter ihnen auch solche — und leider zu viele —, die schwer zu genießen sind. Es gibt deren, die ausschließlich nur den

Nutzen hervorkehren, andere lassen sich sogar zur Beibringung mildernder Umstände herab, wieder andere greifen zu alltäglichen Spitzfindigkeiten und führen ermüdende Autoritäten an.

So habe ich zu Gunsten des Papstes gewisse Randglossen des Herrn So und so, eines Voltairianers, anführen hören; gewisse Worte, die Herr So und so, ein Skeptiker, die Gewogenheit hatte, auf der Treppe des Instituts fallen zu lassen; ich habe Apologieen gelesen, in welchen man der Hoffnung Raum gibt, daß der Papst seine Fehler ablegen werde; man gebe ihm nur Frist, und er wird alsdann schon sorgen, daß seine Regierung in die Bahn von 1789 einlenke!

Ich fühlte Schamröthe im Angesichte, als ich solche Erbärmlichkeiten las, die offenbar in guter Absicht verfaßt, dennoch aber mitunter einer Feder entflossen waren, die besser liegen geblieben wäre. Es gibt Lagen und Verhältnisse, welche verbieten, von Rom ohne Weiteres wie der Erste Beste zu sprechen, und über jene Stadt und über jenen Thron Betrachtungen anzustellen, ohne daß man zuvor dort Jesum Christum geschaut hat.

Wenn man so zu den Politikern, zu den Gelehrten, zu der Welt sprechen kann, wie bedauernswerth sind alsdann die armen Politiker, die armen Gelehrten, die arme Welt! Wie! das Papstthum wird seine Unabhängigkeit behalten oder verlieren müssen, je nachdem der Beweis geliefert werden wird, daß seine Straßenwärter, seine Einnehmer und andere Leute

aus der Schreibstube ihre Geschäfte nach französischem Zuschnitte verrichten oder nicht? Die Politik, die Wissenschaft, die Welt läßt solches zu?

Gott sei es gedankt, wir, die Katholiken, fühlen uns durch dergleichen apologetische Schülerarbeiten nicht beschimpft. Unsere Bischöfe geben uns erhabenen Unterricht. Sie zeigen uns in der weltlichen Macht des Papstthums das Recht, das Wunder und die Wohlthat Christi, ein Recht, das nicht untergehen, ein Wunder, das erneut, eine Wohlthat, die aufrecht erhalten werden wird.

Sie entschleiern uns die Rathschlüsse der Vorsehung in dem langen Bestande dieses großen Werkes und wie die ganze Welt dazu beitragen müßte: weil es der Pfeiler jeder menschlichen Gesellschaft, die Quelle aller Civilisation, die Fackel sei, die alle Finsterniß verscheucht und die man gegen jeden Sturm und jeden Verrath schirmen müsse.

Dabei verschmähen sie nicht, jene verläumderischen und dummen Lügen zu widerlegen. Wie! Das kostbarste Gut der Völker, zugleich dasjenige, welches ihnen am schwersten zu verschaffen ist, ist der Friede? Und die Regierung, welche ihrem Volke den Frieden schenkt und die Regierung des Friedens selbst ist, sollte nicht auch die andern Güter gewähren können? Leider weiß man nicht mehr, daß Rom, die Heimath des Friedens, auch die Heimath der Wissenschaften und der Künste ist!

Leider weiß man nicht mehr, daß diese Regierung des Friedens, der Wissenschaften und der Künste in noch höherem Grade die Regierung der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit ist! Man läugnet die Barmherzigkeit Menschen ab, welche die Last der Regierung von sich weisen würden, wenn sie in anderer Weise die Unabhängigkeit der Kirche schützen könnten, und deren Hauptaufgabe es ist, das Opfer darzubringen, welches der Welt Sünden trägt!

Zu gleicher Zeit aber, während man ihre Barmherzigkeit bestreitet, macht man ihnen Schwäche zum Vorwurfe. Ach! allerdings sind sie schwach; sie wollen es sein. Welches Bedürfniß haben sie, stark zu sein, wie man es bei euch ist? Ihr Verlangen steht dahin, kein Heer, keine Flotte und, wo möglich, keine Polizei zu besitzen. Ihr Wunsch ist, ein Volk von Ackersleuten und Gewerbtreibenden ohne alle jene Mittel der Staatskunst und ohne Peitsche zu leiten.

Ihr Trachten geht auf kein Blutvergießen, auf keine auswärtigen, noch auf Bürgerkriege hinaus, sie wollen selbst im Angesichte des Aufruhrs waffenlos erscheinen, lieber allmählig und auf dem Wege der Verständigung die Ruhe wieder herstellen, als sie unmittelbar durch das Schwert erzwingen. Ihre Industrie soll keine ausgedehnte sein, weil sie nur so dem heillosen Verderben und den furchtbaren Opfern entgehen können, welche das Fabrikwesen im Gefolge hat.

Warum sollten sie euch um den Ruhm der Manufakturen, der Bergwerke und Alles dessen beneiden,

was ihr industrielle Heere nennt? Um die Zucht in dem industriellen Heere zu handhaben, bedarf es der Zucht des stehenden Heeres. Zwischen beiden liegt die Freiheit röchelnd im Todeskampfe.

Vor den Eingang des seitdem geschlossenen Paradieses stellte der Zorn Gottes einen Engel mit gezücktem Schwerte, um dem sündigen Menschen zu sagen: Du sollst nicht mehr hineintreten! Wenn ihr irgendwo ein Bergwerk angelegt oder eine Manufaktur erbaut habt, so stürzt sich ein ganzes Volk hinein und ihr stellt eine zahlreiche Wache davor, um diesem Volke zu sagen: Du sollst nicht mehr heraustreten!

Der Papst will nicht, daß sein Volk den milden Anblick des Tages verliere. Er überläßt ihm die Bebauung der Felder, den Betrieb der Künste, die freie und reine häusliche Werkstätte, wohin die Luft dringt, wo die Kinder singen und spielen, wo die Gattin und die Tochter ihre Schamhaftigkeit bewahren, und welche die Freiheit im Namen Gottes an jedem Sonntage schließt.

Warum sollte die päpstliche Regierung ihre Unterthanen zur Zwangsarbeit im Bergwerke und in der Fabrik verdammen? warum sollte sie dieselben nöthigen, die Kohlen aus der Erde zu schaffen und den Staub der Baumwolle einzuathmen, weil es Engländer und Franzosen, Protestanten und Aufgeklärte genug gibt, welche dieses thun, um Branntwein zu trinken?

Wenn aber selbst die Unterthanen des Papstes ein großes Verlangen trügen nach solchen schönen Sachen — man trifft ihrer wirklich, die sie für die Andern wollten, keinen aber, der sie für sich selbst wollte — ; wenn sie selbst vor Begierde brennten, ein Heer zu haben und mit der Polizei beglückt zu werden; wenn sie selbst dieser, für die Wohlfahrt des Leibes väterlich gesinnten und um das Heil der Seele treu besorgten, Regierung übersatt wären; wenn sie sogar eine andere wünschten, die das Säbelregiment führte, ihnen, statt Priester, Polizei-Commissäre gäbe, statt der Kirche das Bergwerk, die Manufaktur, die Caserne und die Kneipe öffnete — was kümmert den gesunden Verstand und das gute Recht Europa's dieser Wunsch von Thoren, dem nur auf Kosten des Friedens und der Freiheit der Welt Genüge geschehen kann? Europa darf sich nur mit Rom befassen, um dort die Ordnung durch die Gewalt wieder herzustellen, wenn diese Thorheit es wagen wird, Gewalt zur Erreichung ihres Zweckes anzuwenden.

Wenn irgend ein kleines Volk alleiniger Besitzer einer Pflanze wäre, deren das Menschengeschlecht nothwendig bedürfte, und diese Pflanze unter dem Vorwande, daß der Boden ihm angehöre und es auf demselben etwas Anderes zu bauen vorziehe, vertilgen wollte, so würde man dieses Volk selbst von diesem Boden entfernen müssen. Man würde es thun, ehe man diesen Frevel gestattete, und würde recht daran thun.

Der Papst, der Hüter der Wahrheit Jesu Christi, ist dem Menschengeschlechte nothwendiger, als irgend eine Frucht der Erde und als irgend ein anderer Segen des Himmels. Er ist die größte Segnung des Himmels, weil er das Licht ist, welches zu Gott führt. Er ist das Licht und die Freiheit. Nehmt Petrus von der Welt und Nacht tritt ein, und in dieser Nacht entsteht, wächst und herrscht Nero.

Unter all' dem, was ich gelesen, drückt mich Eins am meisten nieder. Es ist eine jener Stylübungen, welche man „diplomatische Dokumente" nennt; eine ministerielle Circularnote, die gegen ein Rundschreiben des heiligen Vaters an alle Bischöfe der katholischen Welt gerichtet ist, gerade gegen jenes Rundschreiben, welches ich, Gott sei Dank! zuerst in Frankreich und auf meine Kosten veröffentlicht habe.

Der Minister will dem heiligen Vater die Verantwortlichkeit für die Ereignisse aufbürden, welche in einem Theile des Kirchenstaates während und seit dem letzten Kriege vorgekommen sind. Die Regierung Pius IX. wird darin der Schwäche, der Unvorsichtigkeit, der Halsstarrigkeit, des Undanks beschuldigt! Man legt ihr auch Unwissenheit hinsichtlich der Wünsche der, ihrer Herrschaft entzogenen, Bevölkerungen zur Last.

Man dringt in ihn, sich in das zu fügen, was die Vernunft und die Religion selbst von ihm erheischten, um seinerzeitigem größerem Unglücke vorzubeugen und sich dadurch Schutz von gewisser Seite her zu sichern, der ihn retten kann. Wie oft haben wir das alles in den Rescripten von Byzanz, in den Manifesten der deutschen Kaiser, in den Noten der Regierungen aller Jahrhunderte gelesen!

Die heutigen Bedingungen sind wieder die, welche immer vorgeschlagen wurden, und die der Papst immer zurückgewiesen hat. Er soll abtreten, was ihm nicht gehört, was er nur unter dem Schwure, es seinem Nachfolger zu überliefern, besitzt; er soll, unter Verzichtleistung auf das, was man ihm entrissen hat, das, was man ihm gelassen, auf das Spiel setzen und mit demselben Schlage den Rechten der anderen Fürsten durch ein Präjudiz zu nahe treten, welches nicht mehr gebessert werden könnte.

Der Minister legt kein Gewicht auf diesen Hauptpunkt. Seiner Meinung nach ist er mystisch, das heißt einfältig. „Wenn," sagt er, „der heilige Stuhl sich endlich entschlösse, die mystischen Regionen zu verlassen, in welche die Frage wirklich nicht gehöre, und das Gebiet des zeitlichen Interesses zu betreten, um welches sich die Debatten allein drehen; wenn derselbe mit der Einsicht in die Lage Mäßigung in seinem Verhalten verbände, so würde er vielleicht, obschon es ziemlich spät sei, eine günstige Wendung

in seiner Sache herbeiführen." Großer Gott! Und unser Frankreich ist es, das eine solche Sprache führt!

Im Kampfe für die Unantastbarkeit seines weltlichen Gebiets vertheidigt der heilige Vater das Eigenthum der katholischen Welt, ein Eigenthum, welches das christliche Volk als Bürgschaft der, der Religion des christlichen Volkes nothwendigen, Unabhängigkeit gestiftet hat. Einzig von diesem hohen Gesichtspunkte aus betrachtet, ist die Frage eine Frage des materiellen Interesses, aber dann die erste von allen. So wie es der Minister ansieht, verdiente das materielle Interesse nicht erörtert zu werden.

Man findet für gut, den Fehlern der päpstlichen Regierung auch den Aufruhr, den Verrath und den Einfall der Bewohner der Romagna beizuzählen. Warum thut man so dem öffentlichen Bewußtsein Gewalt an? Welchen Nutzen erwartet man davon? Ungeachtet der Sophismen, die es irre leiten, und der Fesseln, in die es geschlagen, erklärt sich das öffentliche Bewußtsein für die Regierung des Papstes; selbst in ihrem Triumphe beunruhigt dasselbe die übermächtig gewordenen Feinde.

Um dem vorgeblichen Unrechte und der Hartnäckigkeit der römischen Curie einen Anstrich von Alter und Verjährung zu geben, führt man an, daß seit dem Jahre 1831 verschiedene Regierungen in dieselbe drangen, Reformen vorzunehmen. Wenn dieses ein Argument ist, so könnte man ihm ein noch höheres Alter verschaffen! Mehrere jener Regierungen,

den Parteien zum Raube, welche verlangten, daß sie selbst Reformen vornehmen sollten, sind zu Grunde gegangen ohne Reformen, oder sie haben sich bemüht, Reformen auszuführen, die nicht für hinreichend erachtet wurden und sie nichts weniger als befestigten.

Das schwankende Wort „Reformen" ist die Hauptmacht der Revolution in Italien und im Kirchenstaate. Pius IX. wollte der Aufrichtigkeit der Verschwörer Glauben schenken, welche heuchelten, als ob es ihnen nur um Reformen zu thun sei, und die Welt erinnert sich ihres Verraths. Die päpstliche Regierung bietet unaufhörlich Reformen an, die mit ihrem Bestehen verträglich sind, man verlangt aber immer solche, die mit ihrem Untergange enden würden.

Dieses Drängen auf Reformen hat die Revolution ermuthigt und die Besetzung mit fremden Truppen nothwendig gemacht. Da die Revolution die Regierungen mit sich im Einverständnisse sah, so war es natürlich, daß sie ihre Anstrengungen im Kirchenstaate verdoppelte, wo, wie sie vollkommen erkennt, die Quelle jener Prinzipien, die sie vernichten will, zu suchen ist. Sie arbeitete seit 1831 unablässig, und fand fast offene Stütze in den Mächten. Das Jahr 1859 hat den Erfolg dieser beharrlichen Arbeit gesehen.

Als sich Oestreich aus der Romagna zurückgezogen hatte, haben sich die dortigen Provinzen, sagt der Minister, unabhängig gemacht oder vielmehr unabhängig befunden. Er setzt hinzu, daß hierin die Ereignisse die „Wünsche" des Kaisers der Franzosen

„getäuscht" haben. Ein solches Geständniß legt man ab und macht in demselben Athemzuge der päpstlichen Regierung den Vorwurf, der Revolution nicht zuvorgekommen zu sein oder sie nicht besiegt zu haben!

Stärker als der Wunsch des Kaisers der Franzosen, hat sich die Revolution natürlich auch stärker gefühlt, als das Recht des Papstes. Aber mit der Verletzung des päpstlichen Rechts ist noch lange nicht das Gewissen des Papstes vergewaltigt. Dieser letzte Gegner bleibt ihr noch zu überwinden und er ist noch nicht einmal erschüttert. Er protestirt gegen das verübte Unrecht, und wartet ab, bis Gott mit seiner Gerechtigkeit einschreitet.

Der Minister betrachtet den Aufstand in den Provinzen der Romagna als eine freiwillige Bewegung der Völkerschaften, die keine Aufreizung von Innen oder von Außen hervorgerufen habe. Das ist eine Illusion, der Niemand in Italien, von keiner Seite, Glauben schenkt. Zu Bologna, wie zu Rom, glaubt man, daß, wenn die Piemontesen sich zurückzögen, jedes, der Wiedereinsetzung der gesetzlichen Gewalt entgegenstehende, Hinderniß gehoben sein würde.

Thatsächlich stehen die Unruhen in der Romagna unter fremdem Protektorate. Der Geist unserer Zeit hat sich die Aufgabe gesetzt, sogar das Falsche zu verfälschen! Man stellt ein angebliches Prinzip der Nichtintervention auf und, kaum aufgestellt, verletzt man es. Es ist eine Wahrheit, daß man es einzig

und allein gegen das Recht aufgestellt hat und daß man es ausschließlich zu Gunsten der Ungerechtigkeit verletzt. Das arme menschliche Gewissen soll sich keinen Augenblick der Täuschung zu erfreuen haben, daß man es noch achte. — Ja, ich bin die Lüge, und ich bin stärker als du, und ich beleidige und verhöhne dich, wie es mir gefällt!

Diese Theorie der Nichtintervention ist übrigens dem allgemeinen Interesse der Völker ganz entgegen. Die Rechte des Fürsten erscheinen als allein bedroht; aber in der christlichen Staatsfamilie vertritt das Recht des Fürsten die Gesetze, die Ueberlieferungen, die Sitten, das Eigenthum, kurz die ganze gesetzliche Ordnung. Die Fürsten haben Verbündete, um diese Güter gegen die Feinde im Innern und nach Außen zu vertheidigen; ihre Verbündete sind auch die des Volks. Das Prinzip der Nichtintervention würde sonach die Völker in die Lage versetzen, keine Verbündete zu haben, oder sie nur gegen sich selbst zu haben.

Dieses System ist aber insbesondere bezüglich Roms unzulässig. Der Papst hat, kann und will keinen Militärstaat haben, der das Volk unter den furchtsamen und mechanischen Gehorsam beugt. Er regiert mit Weisheit, mit Milde, mit dem geheiligten Herkommen mehr noch, als durch das Gesetz. Bei ihm gibt es keine Majorität und keine Minorität, auch keinen Ehrgeiz, der nach den Waffen greifen könnte; er braucht seine Unterthanen nicht gegen

einander zu bewaffnen, da sie vor Allem seine Kinder sind.

Da er aber auf der andern Seite der gemeinschaftliche Vater der Gläubigen ist, so sind die Verbündeten, die er ruft, genau genommen, keine Fremdlinge. Sie kommen nicht als Eroberer, noch um sich einzulagern, nicht um Brandschatzung zu erheben, noch dem Volke seinen Namen, seinen Herd, seine Altäre, seine Gebräuche zu nehmen. Im Gegentheile, sie kommen, um die Ordnung zu handhaben, das Gesetz aufrecht zu erhalten, der Gerechtigkeit Geltung zu verschaffen. Und durch all dieses sichern sie sich als Kinder der Kirche einen Theil ihres eigenen und rechtmäßigen Erbes.

Denn die Ordnung im Kirchenstaate, das heißt die Unabhängigkeit des Oberhaupts der katholischen Kirche, ist ein Gemeingut aller getauften Völker; und wenn der heilige Vater ein christliches Volk zu seiner Vertheidigung auffordert, so verlangt er im Grunde nur von diesem Volke, das zu vertheidigen, was demselben angehört. Das Erbgut des heiligen Petrus ist der Markstein jeden Erbes. Wird es geraubt, so ist kein König seiner Krone mehr sicher, kein Eigenthümer kann mehr darauf zählen, sich sein Grundstück zu erhalten, die Todten selbst werden nicht mehr Eigenthümer ihrer Gräber sein.

Der heilige Vater sieht vollkommen ein, daß seine Weigerung, die „vollendete Thatsache“ anzuerkennen, heute nichts gegen die Gewalt vermag,

aber er weiß auch vollkommen, daß die Gewalt nichts heiligt. Die Zustimmung, die man von ihm verlangt, würde Alles heiligen und einen Rechtsanspruch für alle Zeiten begründen. Dann wäre in Wahrheit die Thatsache vollendet und die Sache abgethan.

Das sind die Erwägungen, welche die päpstliche Regierung in den „mystischen Regionen" schöpft. Solche Worte aus der amtlichen Feder sind von schlimmer Wirkung. Die Depeschen Pombals und Choiseuls strotzen von solchen Worten.

Endlich aber bleibt es wahr, daß der heilige Vater, welcher vor Allem der Statthalter Jesu Christi ist, und nur in dieser Eigenschaft weltlicher Fürst zu sein verlangt, seine politischen Verhaltungs-Regeln aus der göttlichen Quelle seines Rechts und seiner Pflichten schöpft. Man wird ihn nicht dahin bringen, sie anderswo zu suchen.

Das ist, meines Erachtens, der Kern der römischen Frage und der Werth der Vorwürfe, womit man die päpstliche Regierung zu überwältigen gedenkt. Einer ist noch übrig, der überraschender ist, als als die übrigen, der Vorwurf der Undankbarkeit! Seit zehn Jahren hört die Welt Pius IX. von seiner Dankbarkeit gegen Frankreich sprechen!

Zu allen Zeiten haben die Staatsmänner, diese vollkommenen Muster der Treue und des Zartgefühls,

die Kirche der Undankbarkeit beschuldigt. Es war dies auch eine der Thesen Friedrichs II. Aber es ist in der That schwer zu begreifen, durch welche Logik sie darauf kommen.

Welche Idee machen sie sich von der Kirche? Entweder ist Letztere für sie, was sie für alle Gläubigen ist, das Werk Gottes, die Mutter der Völker — und sie sind alsdann die Kinder, welche ihre Mutter der Undankbarkeit anklagen, weil sie sich ihren ungerechten, unsinnigen Forderungen, die oft zu muttermörderischen Plänen werden, nicht fügen will; oder sie betrachten die Kirche als eine rein menschliche Anstalt, die, schwächer als sie, dennoch unabhängig ist, und mit welcher sie daher zu unterhandeln gezwungen sind; dann aber sind dieses Geschäftsbeziehungen und Verhältnisse, welche ihre Erledigung außer dem Bereiche des Gefühls zu suchen haben.

Den Schutz, den sie mit großmüthigen Worten angedeihen lassen, verkaufen sie; was sie eine Wohlthat nennen, ist eine politische Operation. Sie haben ein Recht auf den stipulirten Preis, auf nichts weiter. Lassen sie sich einfallen, ihn selbst bestimmen zu wollen, oder übersetzen sie ihn, so kann man ihn bestreiten. Mögen sie also von Unredlichkeit, nicht aber von Undank sprechen!

In jenen hohen Regionen, in den „mystischen Regionen", wo der Geist der Statthalter Christi in der Gegenwart Gottes lebt, lernt man keinen Undank. Stets hat sich der heilige Stuhl dankbar gegen seine

Beschützer gezeigt. Er hat nie gemäckelt mit dem Ausdrucke seiner Dankbarkeit. Der Geist des Aufruhrs ist ja gewohnt, den heiligen Stuhl der Wohldienerei gegen die Könige zu beschuldigen.

Das Königthum ist in den Augen der Kirche eine erhabene Sache; es ist eine hohe Würde, eine schwere Bürde. Wenn die Kirche glauben könnte, daß es Menschen gäbe, die über ihre Kräfte versucht sind, so müßte sie es von den Königen glauben. Sie ist milde gegen solche gebrechliche und überladene Menschen; sie bedauert sie und bittet Gott, ihnen Vieles zu verzeihen. Sie ist erkenntlich für den guten Willen, für eine einfache Vergünstigung, selbst für eine zurückgenommene Wohlthat.

Als Napoleon **I.** fiel, war der Fürst, welcher das meiste Mitleid mit ihm hatte, gerade der, den er am meisten verfolgt. Der Gefangene auf St. Helena fand Gnade in dem Herzen des Gefangenen zu Fontainebleau. Er fand bei ihm Barmherzigkeit für seine Seele, Barmherzigkeit für sein Geschlecht. Pius VII. verzieh nicht blos, er erinnerte sich auch. Er sah an dem Verbannten noch die Hand, die einst aufgehoben war, um das Schisma niederzuschlagen, nicht mehr die Hand, welche sich so weit verirrt hatte, hinter dem Oberhaupte der Kirche die Riegel vorzuschieben.

Pius IX. hat keine Veranlassung gegeben, anzunehmen, er verkenne, was Kaiser Napoleon III. für die Religion gethan hat. Er hat mit lautem Lobe

anerkannt, daß derselbe bei der Wiederherstellung der päpstlichen Herrschaft vorangegangen ist, daß er den Frieden in Rom erhalten und die Freiheit der Kirche geachtet hat. Alles dieses ist urkundlich in den Schreiben Pius IX. unter Kundgabe des Dankes verzeichnet, all' das als eine Hauptursache der Macht bezeichnet, zu welcher der Herrscher der Franzosen gelangt ist; und wenn Pius IX. wünscht, daß Napoleon III. von dieser Richtschnur nicht abweiche, so wünscht er dadurch nur, er möge von der Bahn seines Glücks und seines Ruhms nicht abweichen.

Was kann die Dankbarkeit mehr thun und was verlangt man, daß sie gethan hätte? Wie! weil man einen Mann gegen Räuber vertheidigt hat, soll demselben die Dankbarkeit die Pflicht auferlegen, seinem Beschützer sein Haus zu überlassen, damit derselbe jeden Beliebigen, selbst die Räuber dort einführe, die er verjagt hat?

III.

Gedanken über ein piemontesisches Gespräch.

Ihren kleinen Combinationen läßt sich eine gewisse Klugheit nicht absprechen. Sie sagen sich: „Nur

nicht zu viel thun! Wir dürfen nicht auf den schlimmen Einfall gerathen, den Papst zu tödten — er steht wieder auf; noch ihn wegzuführen — er kehrt zurück; wir dürfen ihn auch nicht in's Gefängnißwerfen — er wird darin nur um so erhabener. Wir müssen ihn in die Lage eines einfachen Privatmanns versetzen, der den gewöhnlichen Polizeigesetzen unterworfen ist.

„Wir wollen das Christenthum nicht abschwören; dieses würde uns nöthigen, eine andere Religion zu schaffen, und mit einem Trauerspiele und einer Posse endigen. Behalten wir die „hehre Religion unserer Väter" bei, ohne ihr etwas Anderes zu nehmen, als ihr Haupt; das heißt, wir nehmen ihr nach und nach das Gehirn aus. Die äußere Gestalt lassen wir ihr. Die Völker werden so keine Veränderung gewahr, und dieses Caput mortuum wird ohne weitern Schaden, ohne Geräusch, von selbst fallen.

„Die Tollköpfe, welche alles niederreißen, sengen und brennen und in den Wind streuen wollen, kauern später größtentheils an dem Beichtstuhle. Ihr Haß ist zu heftig, als daß sie nicht dem Beten nahe stehen sollten; sie haben irgend einen Gott in der Tasche, irgend einen Altar, welchen sie auf jenen bauen, den sie umstürzen wollen. Lassen wir sie immerhin heulen! Aber wir müssen die zitternde katholische Heerde vor ihnen schützen.

„Richten wir unsere Augen auf Rußland; das ist ein religiöses Land. Das heilige Rußland! Dort gibt es Priester, Bischöfe, Mönche, Sakramente, Kirchen,

worin man die Messe liest, worin man singt, worin man predigt — und für Niemanden etwas Lästiges und fast nichts, was abzuändern wäre. Das ist unser Ideal — ein Dienst zum Reinigen der Seelen, wie es einen Dienst zum Reinigen der Straßen gibt . . . Beide zur Competenz der Polizei gehörig!

„Gehen wir klug zu Werke und wir gelangen zum Ziele. Wir müssen Rom nach und nach einnehmen. Ist Rom dem Papste entzogen, so gibt es kein weltliches Papstthum mehr, und von da an wird das geistliche Papstthum wenig Geräusch mehr machen; es wird der Schwengel einer Glocke sein, den man mit Stroh umwickelt hat. Dennoch sollen die Katholiken nicht ohne Trost bleiben. Sie dürfen hoffen, daß das Geistliche das Zeitliche wieder herstellen, daß die Kraft des Schwengels dem Stroh den Klang des Erzes geben werde.

„Indessen wird die Stimme Roms schweigen; die Katholiken werden sich entwöhnen, sie zu hören, sie werden sich auch entwöhnen, zu hoffen. Alsdann wollen wir mit Erörterungen auf sie losrücken. Versteht die Gewalt zu erörtern, dann wehe den Grundsätzen, die sie bestreitet! Ihre Gegner reden verblümt aus Angst, daß man ihnen das Wort abschneide; drittere Parteien bilden sich und werden mächtige Verbündete gegen jene Principien! Wenn endlich die Gewalt die Gemüther hinlänglich vorbereitet sieht, entscheidet sie. Einige sind mürbe, andere verwirrt; sie haben allgemach die Plane der Gewalt errathen

und der Schrecken davor hat sie zum Voraus schon erschöpft."

Keine übeln Folgerungen und gefolgert nach den herrschenden Zeitverhältnissen! Tausend Fragen der Vergangenheit und der Zukunft bleiben unbeantwortet. Aber die, welche sie stellen, verdienen vielleicht, daß man sie zum Besten habe; sie sind zu unbedeutend, als daß eine Verbindlichkeit bestehen könnte, ihnen zu antworten. Es sind Mystiker! Wenn die Thatsache nun vollendet ist, wenn man die Gegenwart in der Hand hält, was kümmern da die Fragen der Gegenwart und die der Zukunft? Die Vergangenheit ist abgeschlossen; die Zukunft wird man machen, oder sie wird sich selbst machen, und das Menschengeschlecht mag sich aus der Geschichte ziehen, so gut es kann. Die neue Zeit macht sich geringe Sorgen wegen der Zukunft. Ihre Erben werden Bastarde sein; sie fürchtet weniger die Schande, ihnen Schulden zu hinterlassen, als die Sorge, ihnen Wohnstätten zu bereiten.

Von solcher Beschaffenheit ist das unfruchtbare und gewaltthätige Wesen des modernen Geistes. Er sprudelt über von Phrasen über die Rechte der Intelligenz, über die Rechte der Freiheit, über die Rechte der Menschheit. Er versteht, sich selbst zu belügen! Er ist in Wirklichkeit unwissend, zerstörerisch, sklavisch. Seine Unwissenheit zerstört das Land, um die Stadt

zu vergrößern, zerstört den Ackersmann, um den Gewerbsmann, den Gewerbsmann, um den Lohnarbeiter, den Lohnarbeiter, um die Maschine, den Verein, um das Individuum, das Individuum, um das Heer, die Kirche, um die Caserne zu schaffen. Voll Begier, diese Zerstörungen und Schöpfungen in logischer Weise zur Vollendung zu führen, macht er sich daran, das Papstthum zu stürzen, dessen Fall die Autorität zerstören würde; und die Schöpfung, welche an deren Stelle träte, wäre die Tyrannei.

Es ist nun die Frage, ob die Vorsehung, welche die Welt durch Gerechtigkeit und Barmherzigkeit regiert, der Welt gestatten wird, das Maß ihrer Thorheit voll zu machen? Denn daß man glaube, die Welt thue, was sie will, und gehe, so weit sie will, ist ein Irrthum der Welt.

Es gibt zwei Mächte in der Welt, welche in Wirklichkeit zwei verschiedene Welten bilden. Es gibt die Macht oder die Welt des Bösen, und die Macht oder die Welt des Guten. Sie sind beständig im Kampfe mit einander, der beständig ein ungleicher, beständig wechselvoll ist. Die Welt des Bösen ist stark, aber Gott hält sie im Zaum; die Welt des Guten ist schwach, aber Gott schützt sie. Die Welt des Bösen scheint alle Siege davon zu tragen, aber

am Ende ist die Welt des Guten überall Siegerin; ihre Gegner selbst sind nur ihrethalben da.

Nichts scheint in diesem Augenblicke der Macht des Bösen das Gegengewicht zu halten, und ihre Werke, wie ihre Entwürfe, verdienen gewiß, daß die Gerechtigkeit Gottes ihr einen jener Triumphe zu Theil werden läßt, welche die härteste Strafe menschlicher Undankbarkeit sind. Unterdessen ruft die Welt des Guten unabläßig die Barmherzigkeit an, und die Barmherzigkeit vermag die Gerechtigkeit zu überwinden; sie vermag die Prüfung abzukürzen, wenn es nothwendig ist, daß die Gerechtigkeit ihren Lauf habe. Die Gerechtigkeit wird an den Menschen dadurch geübt werden, daß sie dieselben der Tyrannei überläßt; die Barmherzigkeit wird sie vor der Tyrannei behüten oder von derselben befreien, indem sie auf's Neue das kostbare Geschenk der gesetzlichen Gewalt befestigt.

Das Problem steht zum Verzweifeln, wenn man außerhalb Roms darüber Studien macht. Es scheint unmöglich, daß das alte Gebäude der weltlichen Macht des Papstthums lange widerstehen, oder, daß es sich, wenn einmal zerstört, je wieder aufrichten könne. Zu Rom verändert sich der Gesichtspunkt.

Freilich bedarf gegen diese Mauern ohne Feuerschlünde der Stürmende der modernen Erfindungen nicht; die Armbrust der Vorzeit würde genügen. Keine Waffen, keine Vertheidiger! Aber die Macht Gottes macht sich fühlbar. Es ist kein Stein an dieser Stadt, der nicht sagte, was Gott hier schon gethan hat, der

nicht von Gott hierher gebracht, nicht auf ein ewiges Fundament gelegt wäre. Kurz, man sah hier schon den Feind eben so mächtig, das Recht eben so verkannt, Gott und die Menschheit eben so eingeschlummert. Gott aber ist erwacht; Gedanken und Grundsätze, die man überwunden, verworfen und erstorben wähnte, sind unter den Menschen wieder aufgetaucht, und der Papst, im vollen Besitze seines Rechtes und Amtes, das man schon als verfallen erklärt hatte, setzte das Werk fort, für welches er in diese Welt gestellt ist.

Weder der Papst, noch die frommen und weisen Männer, die ihn umgeben, glauben, daß die Geschicke des Papstthums zu Ende gehen. Das politische Europa verachtete vornehm, was man die römische Curie und die Congregationen nennt, ohne eigentlich genau zu wissen, was sie sind. Man würde unsere Journalisten und selbst bescheidenere Verdienste in Verwunderung setzen, wenn man ihnen sagte, daß es dort erleuchtetere Geister und muthigere Herzen gebe, als man deren in dem übrigen Theile der Welt findet. Aber das Staunen der Unwissenheit und das Leugnen des Stolzes verhindern nicht, daß die Wissenschaft wisse, die Frömmigkeit hoffe, der Glaube ausharre.

Der weltliche Fürst zu Rom und seine Räthe wissen Vieles, was fast der ganzen Menge der Feinde unbekannt ist. Sie kennen ihr Recht, sie kennen ihre Pflichten; und eine der hauptsächlichsten dieser Pflichten ist, eher den Tod zu erleiden, als an ihrem Rechte zum Verräther zu werden. Hiermit kömmt man in der

Welt sehr weit. Der Papst hat die alten Gegner vor sich und ist entwaffnet, wie er es immer war. Aber das Gebet bleibt ihm, Gott bleibt ihm; wenn die Gerechtigkeit und die Vernunft zu seiner Vertheidigung auszureichen vermögen, so sprechen die Vernunft und die Gerechtigkeit für ihn; bedarf es der Gewalt, so hat die gezogene Kanone bis jetzt sich noch nicht dem Blitzstrahle überlegen gezeigt.

An seinen Schmerzensthron gefesselt, der sich wie ein lebendiges Bild des Kreuzes erhebt, umgeben von der Wache der heiligen Reliquien, steht der Papst ruhig da, die Stirne den Stürmen der Zeit bietend, den Fuß auf dem ewigen Felse.

IV.

Karl der Große.

In einem der Gemächer des Vatikan, auf dessen Decke das Kreuz abgebildet ist, wie es sich auf einem Säulenfuße an der Stelle eines zerschmetterten Götzenbildes erhebt — ein Argument für Abbé Gaume gegen den heidnisch klassischen Unterricht — sah ich das Bildniß Karls des Großen mit folgender Inschrift: Carolus magnus, Romanae ecclesiae ensis clypeusque: Schwert und Schild der römischen Kirche,

der Kirche Jesu Christi! — Ich kann sagen, daß diese, in einem Winkel des Vatikan an die Wand gemalte, Inschrift, mir einen Begriff von Ruhm beigebracht hat.

Kehren wir noch einmal zu Karl dem Großen zurück. Zu Rom und gerade in der Gegenwart tritt er uns sehr lebendig entgegen. Die Beziehungen, in welchen Karl der Große zu den Päpsten Adrian und Leo, besonders zu dem Ersten, stand, bilden eine herrliche Episode der Geschichte. Sie geben den rechten Maßstab für Karl den Großen, weil sie das ganze Wesen seiner Demuth offenbaren. Ein Held, ein Eroberer, ein Kaiser und dazu demüthig, das geht gänzlich über die gewöhnlichen menschlichen Verhältnisse hinaus.

Napoleon I., gewiß eine große Persönlichkeit, ließ sich gerne als den modernen Karl den Großen betrachten. Er wußte, was wahre Größe sei. Dennoch erinnert er mehr an Alexander, oder Cäsar, oder an Friedrich von Preußen. Der Unterschied wird besonders durch die Art seines Verfahrens gegen das Papstthum bemerklich. Karl der Große hatte die Longobarden geschlagen und dem heiligen Petrus sein Gebiet wieder überantwortet. Als er so vor den Thoren Roms ankam, bat er den Papst um die Erlaubniß, in die Stadt einziehen zu dürfen.

Der Vertrag von Tolentino hält mit diesem ersten Auftreten Karls des Großen nicht gleichen Schritt, und das spätere Verhalten Napoleon's in derselben Angelegenheit stimmt mit jenem Karls des

Großen nicht überein. Die Briefe Napoleons an den so verträglichen, so milden, so wehrlosen Papst Pius VII. sind hart, gebieterisch, sogar beleidigend und drohend. Die Drohung blieb nicht ohne Erfolg.

Der Zwischenfall jener Heirath des Bruders Hieronymus mit einer Amerikanerin war schrecklich genug. Napoleon verlangt die Scheidung. Der Papst erkennt sie als unzuläßig. Der Kaiser geräth in Zorn, bestürmt den Oberhirten, ja er geht weiter, er löst die Ehe auf und verheirathet seinen Bruder wieder. Karl der Große, da er acht und zwanzig Jahre zählte, glaubte seine Gemahlin Himiltrude gesetzlich verstoßen zu können. Der Papst, als Wächter der Kirchengesetze, befiehlt ihm, die Concubine fortzuschicken und die Gemahlin wieder aufzunehmen, und Karl der Große gehorchte.

Diejenigen, welchen dieser Gehorsam als eine Herabwürdigung erscheinen möchte, überlegen offenbar nicht. Gerechten Gesetzen zu gehorchen, ist immer ehrenwerth, um so ehrenwerther aber, wenn man die Macht hat, sie zu übertreten. Es ist dieß außerdem das Klügste; denn am Ende muß der Mensch doch gehorchen, und wer dem Gesetze gehorcht, braucht der Gewalt nicht zu gehorchen. Karl der Große hatte die Demuth, dem Papste zu gehorchen und es ward ihm so die Demüthigung erspart, den Sachsen zu gehorchen.

Karl der Große ist nicht nur frömmer, als Napoleon, in seinem Glauben erleuchteter, großartiger

in seinen Anschauungen und Unternehmungen — er hat auch ohne Vergleich viel mehr feine Lebensart, als dieser, er ist civilisirter. Seine Briefe an den Papst zeugen von dem feinsten Gefühle für Anstand. Er selbst war besorgt, die Formen und die Sprache festzustellen, deren sich seine Gesandten, dem Statthalter Jesu Christi gegenüber, zu bedienen hatten.

Zuerst sollten sie den Papst im Namen seines Sohnes, Königs Karl, und im Namen seiner Tochter, der Königin Fastrade; im Namen der Söhne und Töchter des Königs und des königlichen Hauses, im Namen der Priester, Bischöfe, Aebte und Mönche und endlich im Namen des gesammten Volkes der Franken grüßen — eine homerische Aufzählung voller Ehrerbietung und Würde. Aber Karl der Große ist wahrhaftiger, als alle Helden Homers.

Hierauf mußten die Gesandten Seiner Heiligkeit für die Botschaft an den König danken; denn „der König betrachte es als Freude, Glück und Heil, gewürdigt zu werden, gute Nachrichten über Euere, Euch von Gott erhaltene, Gesundheit und über den guten Zustand Eueres Volkes, populi vestri, zu erhalten.“ Napoleon schrieb an Pius VII.: „Euere Heiligkeit sind Fürst von Rom, ich aber bin dort Kaiser.“ Er behauptete diesen Titel von Karl dem Großen ererbt zu haben.

Alsdann mußten die Gesandten im Namen des Königs dem Papste vielmal danken für dessen heilige Gebete zum Frommen seiner Völker und seines Reiches

Wohlfahrt, der heiligen Kirche und der lebenden und abgestorbenen Gläubigen; sie mußten Seiner Heiligkeit sagen, daß der König, ihr Sohn, diese Gnade vollkommen vergelten zu können wünsche

Nach diesem sollten sie sagen: „Euer Sohn, unser Herr, hat uns abgesendet, weil, Gott sei es gedankt! Euere guten Gebete ihm, seiner Gemahlin, Euerer Tochter, der, unserm Herrn von Gott geschenkten, Familie, seinem ganzen Hause und allen seinen Getreuen Glück gebracht haben!"

Hierauf hatten sie den Brief des Königs unter folgenden Worten zu überreichen: „Unser Herr, Euer Sohn, schickt Euch gegenwärtigen Brief und bittet Euere Heiligkeit, ihn gütig aufzunehmen."

Endlich mußten sie sagen: „Unser Herr, Euer Sohn, hat Euch jetzt Geschenke geschickt, so wie er sie in Sachsen zusammenbringen konnte, und, wenn es Euerer Heiligkeit gefällt, so werden wir sie darbieten. Unser Herr, Euer Sohn, hat diese kleinen Geschenke für Euch, als seinen Vater, bestimmt, bittet jedoch um einstweilige Nachsicht, bis er im Stande ist, bessere zu senden."

Man wünscht zu wissen, worin die „kleinen Geschenke" bestanden, welche der König Karl aus Sachsen an den Papst Adrian schickte. Einmal waren es kostbare Gegenstände, welche von Attila der römischen Kirche geraubt worden waren. Ein ander Mal bestand das Geschenk in Baumstämmen zum Bau einer Kirche.

Wenn wir aber auch bezüglich dieser Geschenke in Unwissenheit sind, so wissen wir doch, welcher Art die Bitten waren. Gewöhnlich bat Karl um Gebete für sein Volk und sich. Wahrscheinlich war dies auch der Gegenstand des Briefes, den jene Gesandten überbrachten, deren Instruktionen wir eben gelesen haben. Wir besitzen die Antwort, welche ihnen gegeben wurde, eine glorreiche Antwort für den Frankenkönig und das Frankenreich. Sie lautet:

„An den erlauchtesten Herrn, unsern geistigen Sohn und Gevatter, Karl, König der Franken und der Longobarden, römischen Patrizier, der Papst Adrian.

„Wir haben Euer königliches, von uns erwartetes und sehnlich verlangtes, Schreiben empfangen. Daraus entnehmen Wir die vollkommene Wohlfahrt Euerer Hoheit, Euerer Gattin, Euerer Söhne und Euerer vornehmsten Getreuen, die auch die Unserigen sind: Wir danken dafür dem Erlöser der Welt. Ueber Alles preisen Wir Gott, so oft Wir die Siege erfahren, die er Euch zu Theil werden läßt, und wenn Wir gewahr werden, wie grausame und feindliche Völker von Euch dem wahren Glauben der katholischen Kirche zugeführt werden. Durch die Hilfe Gottes und die Fürbitte der heiligen Apostel Petrus und Paulus sind die Fürsten in Botmäßigkeit gebracht, die Anführer unterworfen, und die göttliche Eingebung und Euere Hoheit geleiten das ganze sächsische Volk zum geheiligten Borne der Taufe.

„Immer dankbarer preisen Wir daher die göttliche Milde, daß unter Euerer Regierung und der Unsern heidnische Völker zur wahren und großen Religion und zum vollkommenen Glauben gelangen und zugleich Euch unterworfen werden. Das ist die Stütze Euerer, von Gott gegründeten, Macht. Getreu den Versprechungen, die Ihr Euerm Beschützer, dem heiligen Petrus, und Uns gemacht habt, und sie mit reinem und ergebenem Herzen erfüllend, habt Ihr, unter dem Beistande von Oben, die größten und tapfersten jener Völker zu Boden geworfen. Sie werden in Zukunft gefügig sein; sie werden von selbst Euerer königlichen Herrschaft sich unterwerfen. In dieser Weise werdet Ihr mit dem Heile ihrer Seelen am Tage des Gerichts, vor dem Richterstuhle Christi, höchst würdige Opfer darbringen und Euch für Euere Liebe zu den Seelen im himmlischen Königreiche unendliche Verdienste erwerben.

„Zur Belohnung für das, was Ihr gethan, und damit Euere Beharrlichkeit Siegerin bleibe, verlangt Ihr, erlauchter Herr, daß Wir öffentliche Dankgebete an Gott richten und an einem oder zweien Tagen feierliche Litaneien veranstalten. Ein solches Verlangen ist Uns höchst genehm. Demzufolge haben Wir in alle Lande, die Euerer geistigen Mutter, der heiligen römischen Kirche, unterworfen sind, den apostolischen Befehl ergehen lassen, daß man mit Uns, unter dem Beistande Gottes, am drei und zwanzigsten, sechs und zwanzigsten und acht und zwanzigsten Tage des Monats

Juni, welche Tage auf die Vigil des heiligen Johannes des Täufers, auf das Fest der heiligen Märtyrer und auf die Vigil des heiligen Petrus fallen, bete. In dieser Weise möge Euere königliche Hoheit in allen Ländern und Provinzen jenseits des Meeres, wo ein christliches Volk wohnt, Weisung ergehen lassen, damit diese dreitägigen Litaneien auch dort gefeiert werden. So haben Wir diese Zeitfrist bestimmt in Rücksicht auf die fernen christlichen Länder, welche außer Euerm Reiche gelegen sind.

„Was Uns betrifft, so haben Wir die Feier dieser wenigen Tage des Gebets nicht allein auf Euern Wunsch hin angeordnet, sondern wie Wir es gewöhnt sind, da Wir ohne Unterlaß für Euere Hoheit zu beten wünschen, auch beschlossen, Loblieder auf den Erlöser der Welt verfassen und singen zu lassen, damit die Völker, welche durch Euere Schlachten dem Glauben zugeführt wurden, unter Euerm Schutze denselben treu bleiben mögen und Gott von Euern und Unsern Besitzungen Krankheiten und Pest fern halte; dergestalt daß zu Euern und Unsern Lebzeiten das uns anvertraute Volk in Wohlstand, Freude und Glück lebe, Ihr, König, selbst aber, Euere Königin und edlen Kinder hienieden lange herrschet und des ewigen Reiches in den himmlischen Wohnungen theilhaftig werdet. Und möge durch Euere mühevollen Kämpfe Euere geistige Mutter, die heilige römische Kirche, immer mehr erhöhet werden.

„Die Gnade von Oben bewahre Euere Hoheit in Gesundheit und Heil.“

So schrieben der große König und der große Papst; und die Siege Karls des Großen und des fränkischen Volkes waren die Veranlassung der Dankgebete aller Christen auf der Erde. Der Papst ordnete Gebete für den König Karl selbst bei den Völkern an, die nicht unter dessen Herrschaft standen. Denn in Wirklichkeit war der Held der Kirche der Befreier Aller. Seine Gesetze, von Christo eingegeben, erlösten die Leiber von dem Drucke der Knechtschaft, die Seelen von der Last des Irrthums, und sein Schwert, welches die Götzenbilder niederschmetterte, schützte weithin die Völker, die ihm nicht angehörten.

Mabillon hat in seiner Sammlung eine Litanei aufgenommen, die man die Carolinische nennt und die dem Papste Hadrian zugeschrieben wird. Sie ist wahrscheinlich dieselbe, von welcher in dem vorstehenden Briefe an Karl den Großen die Rede ist; sie hat aber einen etwas verdorbenen Styl und Zusätze von unbekannter Hand. Ich übersetze hier jenen Theil dieses langen Gebetes, den man den politischen nennen kann.

„Ungeachtet unserer Unwürdigkeit, o Christus, höre uns!

„Für das gesammte katholische Volk bitten wir Dich, erhöre uns!

„Sohn Gottes, Lamm Gottes . . . . erbarme Dich unser!

„Christus ist Herrscher, Christus ist König, Christus ist Sieger!

„Verleihe dem obersten und allgemeinen Hirten, Papst Hadrian, ein langes Leben!

„Erlöser der Welt, eil' ihm zu Hilfe!

„Heiliger Petrus, steh' ihm bei!

„Dem erlauchten, von Gott gekrönten Karl, dem großen und friedbringenden Könige der Franken und der Longobarden und römischen Patrizier, verleihe Leben und Sieg!

„Heiland der Welt, eil' ihm zu Hilfe!

„Heiliger Johannes, stehe ihm bei!

„O Christus, erhöre uns!

„Pipin und Karl, seinen edlen Söhnen, verleihe ein langes Leben!

„Der Königin Fastrada Heil und langes Leben!

„Allen Richtern und dem ganzen Heere der Franken gib Leben und Sieg!

„Heiliger Remigius, stehe ihnen bei!

„Christus ist Herrscher, Christus ist König, Christus ist Sieger!

„Deine Gnade, o Herr!

„Freude und Frieden, o Herr!

„Leben und Gesundheit, o Herr!

„Schütze uns gegen unsere Feinde, o Herr!

„Vergib uns unsere Sünden, o Herr!"

Als der heilige Papst Hadrian in ein besseres Leben hinüberging, wünschte König Karl seine Grabschrift zu verfertigen, und verfaßte ein kleines Gedicht

in Versen, welches auf den Grabstein geschrieben und in der Basilika des Apostel-Fürsten aufbewahrt wurde.

Der merkwürdige Stein ward nicht in die Krypten der neu aufgeführten Basilika mit den übrigen Resten des alten Baues hinabverwiesen. Er ist in der Vorhalle, nahe bei der Pforte der linken Seite, nicht weit von dem Standbilde des Kaisers, angebracht.

Wir lassen hier diese dichterischen Zeilen folgen, aus welchen ein großes und doch so zartfühlendes Herz uns entgegenschlägt, in welchen die Demuth und der Glaube die rührendste Sprache führen, und der Freundschaft aufrichtige Thräne fließt.

„Hadrian fand, der selige Papst, Roms herrlichste Zierde,
Vater der christlichen Kirch', hier die ersehnte Ruh!
Frömmigkeit war ihm Gesetz, Gott Leben und Christus sein Ehrgeiz,
Ein apostolischer Hirt', immer zum Guten bereit.
Adlig bereits durch die Eltern, entstammt von edlem Geschlechte,
Doch weit adliger noch wegen des eignen Verdienst's.
Der ausschmückte als Hirt' die Gott geweiheten Tempel,
Immer und überall eifrig mit frommem Gemüth
Ziert mit Geschenken die Kirchen, das Volk mit heiligen Lehren
Rüstet er aus und bahnt Allen zum Himmel den Weg.
Spendend den Armen mit Lust, nachstehend an Bildung und Sanftmuth

Keinem, und stets für das Volk wachsam in frommem Gebet.
Der mit verschwendrischer Pracht ließ deine Palläste erbauen,
Du, der Welt Hauptstadt, ewiges, herrliches Rom.
Dem Nichts schadet der Tod, den Christus im Tod überwunden,
Sondern der Tod war ihm nur Pforte zum besseren Sein.
Dieses Gedicht schrieb Karl, den Tod des Papstes beklagend.
Dich, mir theuerster Freund, Vater, beweine ich jetzt;
Meiner gedenk' du stets, mein Geist wird immer dir folgen;
Wohne, mit Christus vereint, dort in der Seligen Reich.
Dich umfaßte das Volk und der Clerus mit inniger Liebe,
Du warst, gütigster Papst, sämmtlichen theuer und werth.
Theuerster Freund, ich verein' die Namen und unsere Würden:
Karl ich, König, und du, Hadrian, Vater zu Rom.
Wer du auch lies'st nur dieses Gedicht, demüthigen Herzens
Sprich mit liebendem Sinn: Beider erbarme dich, Gott!
Jetzt mag ewige Ruh', mein Bester, den Körper bewahren,
Während die Seele sich meng' unter der Heilgen Chor.
Wenn die letzte Posaun' durchdringend dir schallt in die Ohren,
Stehe mit Petrus auf, Gottes Gesicht zu beschau'n.
Du wirst hören, ich weiß es, die tröstliche Stimme des Richters:
Gehe sofort du ein jetzt in die Freuden des Herrn.
Aber gedenk' dann auch, ich bitte, o Vater, des Sohnes;
Sprich: auch dieser, mein Sohn', geh' mit dem Vater zugleich.
Geh' in Christi himmlisches Reich ein, glücklicher Vater,

Daß du der Heerde von da nützest mit deinem Gebet.
Immer, so lange erglänzt von der feurigen Axe die Sonne,
Bleibt auf dem Erdkreis stets, heiliger Vater, dein Lob.

Kaiser Karl hatte den guten Herzog Wilhelm von Aquitanien, den Enkel Karl Martels, einen seiner Kämpen und Pairs, die in seinem Reiche fast Könige waren, an seinen Hof entboten. Wilhelm hatte in zwanzig Gefechten die Sarazenen geschlagen; er hatte ihnen Orange wieder entrissen und herrschte in Reichthum, Glanz und Ruhm zu Toulouse, geehrt vom Volke, dem Kaiser werth und ein Liebling Gottes. Bei seiner Ankunft überhäufte ihn der Kaiser mit Schmeichelworten und Lobsprüchen; und da man sich im Hause Karls des Großen liebte, so war Jedermann darüber erfreut. Doch des guten Herzogs Wilhelm Herz war beklommen. Einst trat er zitternd vor den Kaiser und sagte: „Gnädiger Herr Karl, mein Vater, hört Euern Kriegsgenossen an:

„Ihr wißt, gnädiger Herr, wie sehr ich Euch liebe und welche Dienste ich Euch geleistet habe. Ihr seid mir theuerer, als das Leben und das Licht. Ich stand in den Schlachten an Euerer Seite und überall, wo ich Gefahr für Euere Person gewahrte, machte ich Euch mit meinem Leibe einen Wall. Jetzt aber ist die Zeit der Schlachten vorüber und ich bitte Euch um die Erlaubniß, in Zukunft dem ewigen Könige

dienen zu dürfen. Laßt mich daher ziehen, gnädiger Kaiser, Freund und Vater; denn seit langer Zeit sehnt sich mein Herz, die Welt zu verlassen und in das Kloster zu treten, welches ich Euch zu Liebe in der Wildniß erbaut habe."

Ueberrascht wechselte der gute Kaiser die Farbe und war einige Augenblicke sprachlos. Endlich sagte er, einen tiefen Seufzer ausstoßend, mit Thränen in den Augen: „Herzog Wilhelm, Ihr durchbohrt mir das Herz. Hättet Ihr mir irgend einen König oder Kaiser vorgezogen, so würde ich es wahrhaftig für einen Schimpf genommen und die ganze Welt gegen ihn aufgeboten haben. Euch aber abzuhalten, meinen Heerbann zu verlassen, um ein Streiter des Königs der Engel zu werden, das vermag ich nicht. Ich lasse Euch daher ziehen und verlange nur Eins von Euch: Ihr sollt nämlich ein Geschenk von mir annehmen, um Euch unserer Freundschaft zu erinnern." Nach diesen Worten warf er sich dem Herzog Wilhelm um den Hals und weinte bitterlich. Auch der Herzog Wilhelm, der seinen König weinen sah, zerfloß in Thränen.

Seine Kräfte aber zusammenraffend, sagte er: „Euere Hoheit wolle wegen ihres Dieners nicht so weinen. Wenn ich diese Thränen vorausgesehen hätte — ich bekenne meinen Fehler — so würde ich die Flucht ergriffen und Euere Majestät weder zu Rath gezogen, noch begrüßt haben. Jetzt aber, gnädiger Herr, machet zu meinem und Euerm größten Wohl

selbst den Anfang; verabschiedet mich nicht mit Traurigkeit, sondern mit christlicher Freude, und laßt mich in den Dienst unseres gemeinsamen Herrn treten. Was die Schätze betrifft, die Ihr mir anbietet, so lasse ich ja um der Armuth Unsers Herrn Willen Alles, was ich besitze, zurück — wie sollte ich also annehmen dürfen, was Euch angehört? Wenn Ihr jedoch durchaus Gefallen daran findet, in meiner Person Gott etwas anzubieten, so bitte ich Euch um jenes Stückchen heiligen Holzes vom Kreuze, welches Ihr einst in meiner Gegenwart von Jerusalem bekommen habt."

Und der gute Kaiser Karl, obgleich ihm diese heilige Reliquie unendlich theuer war, gab sie ohne Zögern dem guten Herzoge Wilhelm zum Zeugniß ewiger Freundschaft, die dauerhafter, als das Leben, stärker, als der Tod war. Und als sie, sich in den Armen liegend, nochmals ihren Thränen den Lauf gelassen hatten, trennten sie sich, um sich erst im Himmel wieder zu sehen. Der Herzog Wilhelm, nun ein demüthiger Mönch in grober Kutte, brachte, auf einem Esel oder einem armseligen Maulthiere reitend, den auf den Feldern zerstreuten Arbeitern des Klosters den Imbiß. Er ward der heilige Wilhelm von Gellona. — Wenn man sich nun eine Unterhaltung zwischen dem modernen Eroberer Siciliens und seinem Könige, der Rom wegnehmen, das heißt sich schenken lassen will, denken kann, so wird man ungefähr einen

Begriff von dem Unterschiede zwischen Menschen und Zeiten bekommen.

Das Reich Karls des Großen umfaßte Frankreich, Catalonien, Navarra und Arragonien; Flandern, Holland und Friesland; die Provinzen Westphalen und Sachsen bis an die Elbe; Franken, Schwaben, Thüringen und die Schweiz; die beiden Pannonien, nämlich Oestreich und Ungarn, Dacien, Böhmen, Istrien, Liburinen, Dalmatien bis nach Slavonien; endlich ganz Italien bis zu dem untern Calabrien. „Ein so großer Kaiser, sagen die Breviere der Kirchen Deutschlands, welche sein Fest bewahrt haben, ging in einem Kleide einher, welches ihn kaum vom Volke unterschied; fast immer trug er das Cilicium, und nur an den Hauptfesten Jesu Christi und der Heiligen schimmerte Gold an seinem Gewande; er bewirthete die Armen und Pilger sowohl in seinem eigenen Pallaste, als auch an andern Orten durch Almosen, die er dorthin schickte.

Im acht und sechszigsten Jahre seines Alters, nachdem er seinen Sohn Ludwig zum Könige hatte krönen lassen, widmete er sich ganz dem Gebete und den Werken der Frömmigkeit. Gewöhnlich ging er des Morgens und des Abends in die Kirche, oft sogar in den Stunden der Nacht, da er an dem gregorianischen Gesange, den er zuerst in Frankreich

und Deutschland einführte, seine Freude fand. Er trug Sorge dafür, allerwärts Abschriften der Hymnen der Kirche anfertigen zu lassen. Er lebte immer sehr nüchtern, und pflegte gegen Krankheiten Fasten anzuwenden, die er manchmal auf sieben Tage ausdehnte. Endlich, zwei und siebenzig Jahre alt, und nachdem er die heilige Wegzehr empfangen und selbst über jedes seiner Glieder das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, sagte er: In manus tuas . . . in deine Hände, o Herr! Und reich an Verdiensten übergab er Gott seine Seele.

Ich sagte, daß Karl der Große der vollkommene Gegensatz von Nero war. Vergleiche man sie in Allem, in der Person, in den Thaten, im Leben, im Tode — überall springt der Contrast in die Augen. Ebenso ist auch das Reich Karls des Großen der vollendete Gegensatz jener Anschauung und Ordnung der Dinge, die man den Cäsarismus nennt, wie er im Reiche Nero's verkörpert war. Karl der Große regierte für Gott; er ist das Oberhaupt des christlichen Volkes und war bemüht, es dem Lichte, der Gerechtigkeit und dem Frieden des christlichen Gesetzes zuzuführen. Für Gott kämpfte er, strafte er, verzieh er, studirte er, baute er, that er Alles. Er ist im vollen Sinne des Wortes, wie er sich selbst benannte, „König und Regent durch die Gnade Gottes und das

„Geschenk seiner Barmherzigkeit, frommer Vertheidiger „der Kirche Gottes und ihr demüthiger Kämpe."

So ist sein Andenken in Segen geblieben unter den Völkern. Er wurde in der Basilika zu Aachen — seinem goldenen Hause — beerdigt, welche er erbaut und mit Reliquien der Heiligen reich ausgestattet hatte. „Die Pilger strömen dort von allen Seiten heran mit einer Frömmigkeit, die unaufhörlich durch die Gnaden belebt wird, welche Gott seiner Fürsprache bewilligt. Sein Fest wird seit dem Pontificate Alexanders III. in den meisten Diöcesen Deutschlands, mit Einwilligung der Kirche, als das des Hauptverbreiters des Glaubens im Norden, gefeiert." So spricht die Lection der Breviere, welche in dem liturgischen Jahre des gelehrten Abts von Solesmes angeführt sind.

Die Kirche zu Aachen aber singt vor seinem glorreichen Grabe:

Er ist Christi starker Krieger.
Bricht, als Herzog tapferer Sieger,
Vieler Führer Trotz und Macht:

Heiden viel hat er bekehret,
Götzentempel viel zerstöret,
Götzen viel zu nicht gemacht:

Dämpfend stolzer Kön'ge Schalten,
Hat durch heil'ger Satzung Walten
Er viel Völkern Heil gebracht.

König, den der Siegskranz ehret,
Der mit Christo herrscht verkläret,
Fleh' für's Volk, das dich verehret,
Vater Karl, o Heil'ger, du.

Daß der Sünden Bann entnommen,
Einst, wann wir an's Ziel gekommen,
Wir, dein Volk, mit allen Frommen
Eingehn in des Himmels Ruh.

Das war der Kaiser, den der Papst gemacht hatte und den allein der Papst machen konnte. Wenn es keinen unabhängigen Papst mehr gäbe, könnte es geschehen, daß die Völker Christi abermals jene Alexander, Cäsare und Attila's zu sehen bekämen, aber keinen Karl den Großen mehr. Und das ist ein Punkt, der bei der Tragweite der römischen Frage wohl zu beherzigen ist.

V.

Die freie Kirche im freien Staate.

Ich habe noch nicht von meinem Freunde Ercole, dem Adler der Romagnolen, gesprochen. Er ist ein

italienischer und katholischer Coquelet. Er glaubt an Gott und an ein „einiges und freies Italien; er bekennt die Kirche und Piemont;" er erwartet Alles vom Papste und vom Könige Emanuel.

Als Patriot will er die römischen Lande, sein Vaterland und Rom selbst in dem, nach Piemont zugeschnittenen, Italien aufgehen lassen. Als Katholik will er die Kirche in die Luft zwischen Himmel und Erde stellen, damit sie der Fesseln der Welt ledig sei und die Welt ihrer und Alles wohl gehe.

Aber er bleibt dennoch ein Christ und ein rechtschaffener Mann, darum ermangelt er nicht, in dem Ziele, das er sich gesteckt, Schwierigkeiten zu finden. Seine Logik ist in der Klemme, sein Gewissen ist in der Klemme. Sein christliches Gefühl auf der einen und auf der andern Seite, sein Ruf als liberaler Katholik, die glorreiche Errungenschaft unsäglicher Anstrengungen sind in der Klemme.

Er kommt häufig zu mir und meint mir die Lösung des Problems darlegen zu können, und jedesmal geht er wieder, ziemlich sicher, sie nicht gefunden zu haben. Aber er ist auch überzeugt, daß, wenn er sie endlich gefunden, das Reich Gottes auf Erden verwirklicht würde. Das lohnt wohl der Mühe des Suchens!

Das einige Italien wird die Königin der Welt sein, so wie es in dem Primato Gioberti's bewiesen wird; und Alles, was das Gegentheil beweist, beweist nichts. Anlangend die katholische Religion, so soll

dieselbe von ihrem weltlichen Besitze befreit werden und sie wird sogleich alle Herzen erobern. Ercole zweifelt hieran nicht.

Ich suche die Begegnung meiner beiden Coquelets zu verhindern. Wenn sie zusammenstießen, so würde diese Reibung sie in Flammen setzen und das wenige Hirn, das sie noch haben, in Rauch aufgehen. Coquelet aus Italien würde ein Heide, Coquelet aus Frankreich ein schlechter Katholik.

Ercole kam diesen Morgen triumphirend. — „Ha!" rief er aus, indem er mir ein Journal zeigte, „ecco! Was ich seit so langer Zeit suche, ich habe es jetzt! Ich habe die Formel meiner langjährigen heißen Wünsche." Und er las: Die freie Kirche im freien Staate!

„Da ist sie ja," fuhr er fort, „die Uebereinstimmung der Kirche mit der Freiheit; da ist sie! Der freie Staat vor der Kirche, die freie Kirche im Staate; keine Beziehungen zwischen beiden, außer durch die Freiheit, kein Zusammenstoß, keine Fesseln mehr. Endlich begrüßen wir den Frieden der Welt!"

Ich stand stumm. Ercole begann wieder: „Begreifen Sie nicht oder suchen Sie nach Sophismen, um sich nicht ergeben zu müssen? Sie werden wohl Sophismen finden können, die Sie fesseln, aber keine, die den menschlichen Geist einkerkern.

„Wenn Sie die Vereinbarung zurückweisen, so werden Sie den Krieg haben; und der Krieg ist für Sie Niederlage, Unterdrückung, Tod. Der Staat will

frei sein, er wird es sein. Nein, ihr werdet über die Menschheit nicht triumphiren! Um die Freiheit herzustellen, wird die Menschheit eher die Kirche unterdrücken!"

Aber, sagte ich alsdann sehr demüthig, — denn dieser verwünschte Ercole jagt mir immer die Furcht ein, er möchte seiner Beredsamkeit ganz und gar die Zügel schießen lassen, wo es dann kein Mittel gibt, auch nur mit dem geringsten Einwurfe zu Worte zu kommen; — aber, Ercole mio, wenn ich nicht einmal mehr überlegen darf, welche Freiheit lassen Sie mir denn? Und welches wird die Freiheit der Kirche sein, die größere Ansprüche macht, als die meinige? Und welchen Begriff soll ich mir von einer Freiheit machen, welche die Kirche vernichtet, und welchen machen Sie sich davon?

Ich ehre Sie, Ercole. Sie sind ein schrecklicher, aber rechtschaffener Geselle. Sie wollen das Gute, Sie lieben aufrichtig die Freiheit des Staates, Sie lieben aufrichtig die Freiheit der Kirche. Aber unglücklicher Weise sind diese beiden Freiheiten nicht dieselbe Freiheit!

„Wie!" sagte er. — Bitte, Herkules, legen Sie dort Ihre Keule ab. Vielleicht finde ich mich bereit, mich zu ergeben. Ich sage, daß die Freiheit der Kirche und die Freiheit des Staates nicht eine und dieselbe Freiheit sind, wie die Virtus und Omphale nicht dieselbe Dame, nicht dieselbe Schönheit sind.

Zu Anfang folgten Sie der Virtus, die Ihnen allein schön erschien. Wenn Sie erlauben, das war die Freiheit der Kirche... treten wir etwas zurück, wenn ich bitten darf: ich sehe jene Keule nicht gerne in dem Bereiche Ihrer Hand, wenn ich discutire. —

Später, als sich die Virtus geweigert hatte, ich weiß nicht unter welchem Lorbeerbaume sich niederzulassen, und sie mit strenger gewordenem Angesichte ihren Weg fortsetzte, obgleich Sie vielleicht ein wenig müde waren, begegneten Sie auf weichem und blühendem Grase, am Ufer eines Flusses, auf welchem lustige Barken schwammen, jener Omphale mit ihrem niedlichen Gesichtchen. Anfänglich zeigte sie einige Sprödigkeit; dann fing sie zu lächeln an....

Ich stelle Omphalens Verdienste nicht in Abrede: sie ist eine große Königin! sie ist wenigstens die Königin eines zahlreichen Volkes. Sie ist mächtig, sie verleiht Ruhm, und eine Schwäche macht einem Helden noch keine Schande. So sieht endlich Omphale Sie zu ihren Füßen.

Ihre Keule, jene, sogar ihren Freunden gefährliche, Keule, wickelte sie in Flachs ein, und in der seltsamen Gesellschaft von Schelmen und Eunuchen sah man Herkules spinnen. So groß ist die Macht der Reize Omphalens... Mit Ihrer Erlaubniß, Omphale ist die Freiheit des Staats.

Sie haben es verstanden oder es geglaubt, arci-carissimo mio, sich mit der Virtus in Uebereinstimmung zu setzen, weil sie Ihnen immer theuer ist,

und mit Omphale, weil Sie immer verliebt sind. Aber sind Omphale, das heißt die Freiheit des Staates, und die Virtus, das ist die Freiheit der Kirche, mit einander im Einklange? Und wenn beide es wären, sind sie es mit Ihnen?

Omphale, die Freiheit des Staates, führt zweideutige Reden gegen die Virtus; sie ermuthigt wiederum zu Reden, die nur zu klar sind. Hören Sie das Gequicke der Eunuchen und das verteufelte Geschrei der Schelme? Sie sprechen nur vom Einschränken, vom Fesseln, vom Vernichten jener anmaßenden, lästigen Virtus.

„Ja," sagen sie, „sie soll frei sein; aber ihre Freiheit soll die unserige nicht mehr belästigen dürfen! Selbst ihr Stillschweigen soll uns nicht verdammen! Nicht einmal ihr Anblick darf uns Unmuth machen! Ihre frostigen, verschlossenen Häuser sollen die Physiognomie unserer Städte nicht stören!

„Was! wir sollten ihre Processionen ansehen, ihre Glocken hören, ihren Trauergewändern begegnen müssen? Noch mehr, sie sollte von Rechtswegen ihre verhaßten Schulen beibehalten, welche die Jugend verderben und so viele hübsche Dirnen abhalten, in das Ballet-Corps einzutreten?

Was! sie sollte Gesetze haben, die wir nicht abschaffen könnten? Sie sollte ungestraft ihre freche Stimme gegen Alles, was wir lieben, erheben und ihre Bischöfe so laut sprechen dürfen, wie Grandguillot und Bédollière?

„Was! in einem Lande der Freiheit und unter „dem Vorwande der Freiheit sollten wir Menschen „in Freiheit leben, reden, denken lassen, welche die „Freiheit nicht lieben, verstehen, üben wie wir. „Hält man uns für Dummköpfe? Ist uns die „Schwierigkeit, diesen Leuten zu antworten, nicht „bekannt?

„Die freie Kirche im freien Staate, gewiß! Wenn „aber der Staat der Kirche keine Vorschriften mehr „machen kann, wenn er den Schlüssel zu ihren Schulen, „die Aufsicht über die Sakristeien, die Polizei in den „Seminarien nicht hat; wenn er nicht die Gewalt „hat, der Kirche den Mund zu schließen — und selbst „zu öffnen — alsdann ist der Staat nicht mehr frei „und die Kirche ist ein Staat im Staate!“

Sie kennen diese Sprache, Ercole, und wissen, daß man noch viele andere derlei Reden führt; Sie wissen auch, daß selbst die Schamlosesten nicht alles zu sagen sich erkühnen, was sie zu denken wagen. Ich setze hinzu, daß die Schamlosesten nicht alles zu denken wagen, was sie zu thun im Stande sind.

Hören sie jetzt, was Ihnen die Virtus sagt: „Mein Sohn, was räthst du mir, und was hoffst „du? Weißt du nicht, daß ich ihnen zur Last bin „und daß ich nur darum noch auf der Erde wohne, „weil mir Gott die Unsterblichkeit verliehen hat?

„Weißt du nicht, daß ich ihnen widersprechen „muß, und daß sie es nicht wollen? Weißt du nicht, „daß ich Worte auszusprechen und Werke zu ver-

„richten habe, die ihnen ein Abscheu sind? Weißt „du nicht, daß ich die Königin bin und sie die „Empörer?

„Wenn ich mich sogar zu schweigen bequemen „könnte, so würden sie mich nicht dulden. Es genügt „nicht, daß ich die Wahrheit zu verkündigen aufhöre, „sie verlangen von mir, daß ich verkündige, die Wahr„heit sei ein Irrthum. Verlangst du, daß ich nicht „thue, was mir zu thun obliegt, und daß ich nicht „das sei, was ich bin?

„Was würde ich, was würde die Welt dabei ge„winnen? Die Welt ist nur meinethalben da, damit „ich sie mit dem Lichte Gottes erfülle. Nun aber „haben sie die Freiheit, sich und die Welt zu über„reden, daß es einen andern Gott gebe, als Gott.

„Meine Freiheit ist heilig und fleckenlos. Sie „hat die menschliche Gesellschaft nach den erhabensten „Begriffen der Liebe auf den klarsten Grundlagen „der Pflicht aufgebaut. Durch meine Freiheit habe „ich die Ordnung unter den Menschen geschaffen „und gehandhabt; durch sie habe ich die Seelen zu „Gott geführt.

„Ich kann Gewalt über mich ergehen lassen, „Ketten tragen, mit Schmach mich ersättigen. Gott „hat mich für solche Prüfungen gebildet und ich gehe „vor seinen Blicken um so würdiger daraus hervor. „Aber es gibt keine Gewalt, die mich zwingen könnte, „die Wahrheit zu verläugnen, und ich erkenne keine

„Freiheit als gesetzlich an, die gegen meine Freiheit „gerichtet ist."

Herkules, mein theuerster Freund, Omphale zieht in ihrer Art richtige Schlüsse, aber die Virtus hat Recht. Sehen Sie dem, was man Staat nennt, auf den Grund und sie werden ohne Mühe erkennen, daß der Staat sich an die Stelle Gottes setzt. Nun aber sind die Rechte der Freiheit eines Gottes die Rechte der Gottheit.

Sagen Sie mir doch, was wird wohl aus der Freiheit der Kirche, den Rechten des vergötterten Staates gegenüber? Ihre Formel war in guter Absicht aufgestellt; aber sie ist einer der schönen Gemeinplätze, wie sie die Ströme Utopiens in Fülle mit sich schwemmen.

Wenn Sie sagen würden: „die freie Kirche unter einem freien Volke," so würde ich Sie begreifen und es Ihnen nachsprechen. Nur würde ich Sie einmal bei Seite nehmen, weit weg von dem spöttischen Echo, und dann mit leiser Stimme zu Ihnen sagen: Ercolino! Thun Sie mir den Gefallen und theilen Sie mir mit, wie Sie sich eine Kirche — ich meine die wahre Kirche — denken, welche inmitten eines freien Volkes eine Sklavin wäre? oder eine freie Kirche und um sie herum ein Volk ohne Freiheit?

Die Freiheit des Volkes und die Freiheit der Kirche lassen sich nicht trennen. Kirche und Volk sind zu gleicher Zeit frei oder unfrei. Wenn Sie mir aber London oder Paris einwenden, so überlegen Sie

wohl: Sie müssen einsehen, daß Sie mir dann als Beweis Bürger vorführen, die nicht mehr wissen, ob sie eine Seele besitzen, oder die nicht mehr das Recht haben, sie zu retten.

Herkules, Herkules, verschließen wir unser Auge nicht dem Sonnenlichte, es ist höchste Zeit! Die schöne, aus dem Strome Utopiens gefischte, Losung, die freie Kirche im freien Staate, hat eine sehr ehrenhafte Stimme höchst unschuldiger Weise in Frankreich verkündet; aber hören Sie das Echo, wie es uns aus Piemont zurückschallt.

Der Mann aus Piemont sagt auch: die freie Kirche im freien Staate! Aber der Mann aus Piemont weiß wohl, was er will, und will wohl, daß man es wisse. Die Lüge ist für ihn nur noch ein Zierrath, ein höhnender Schleier, den er vorhält, aus Gnade für sein Gewissen, das auf rechtswidrigen Vergleich drängt.

Er geht unverhüllt auf seinem wahren Wege dem Ziele zu, das er sich längst gesteckt hat. Aber Sie, Herkules, scheinen Ihr Ziel in die Wolken gesetzt zu haben. Sie betreiben eine unmögliche Versöhnung und so schlagen Sie Wege ein, deren Sie nicht gewiß sind.

Man sagt Ihnen, daß sich an den Seiten dieser Wege Abgründe öffnen. Vergeblich läugnen Sie es, vergeblich unterlassen Sie, Ihre Straße genau zu prüfen oder auch nur anzuschauen, die Abgründe sind nichts desto weniger vorhanden. Oeffnen Sie daher

die Augen und lassen Sie sich von keiner kindischen Furcht abhalten, umzukehren.

Sie wollen die Einheit Ihres Lebens, wie Sie sagen, nicht zerstören, die immer die Mittel aufgesucht hat, das Unvereinbare zu vereinigen. — Herkules, der Mensch, der behauptet, er sei dem Irrthume nicht unterworfen, wird vergeblich seinen Eigensinn in dieses stolze Selbstgefühl setzen: er wird keine Einheit in sein Leben bringen.

Ihr Leben und jedes Menschenleben kann dem Himmel und der Erde keine andere und schönere Einheit bieten, als sich dem Triumphe der Wahrheit getreu, muthig und demüthig geweiht zu haben. Opfern Sie nicht Ihrem Starrsinne diesen Ruhm; es ist der einzige, der dauern wird.

Ercole hielt es unter seiner Würde, mir zu antworten, und ich sah, daß er, voll Mitleid mit mir, fortging. O guter Engel der Heiden, halte Coquelet von diesem Diener Gottes ferne!

VI.

Der Subalpine.

Seien wir gegen Jedermann gerecht: der Subalpine ermangelt nicht gewisser hervorragender Eigenschaften.

Er besitzt Keckheit, Keckheit und noch einmal Keckheit. Das war einst das Laster der Lackeien; aber wir sind demokratisirt.

Demokratisirt, entchristlicht sind wir, unser Französisch selbst demoralisirt. Keckheit klingt unserm Ohr, wie sonst der Muth.

Der Subalpine ist keck. Ein Mann von Muth, ein Mann von Herz war der, welcher der Gefahr Trotz bot, der in das Feuer der Schlachten drang, der der Flamme des Aufruhrs die Stirne bot, der die Gluthen der Versuchung bändigte, der alle Gefahren verachtete und sie alle heraus forderte, sie alle überwand, um seine Pflicht zu erfüllen.

Der Mann von Herz fürchtete drei Dinge: am Wenigsten das Urtheil rechtschaffener Menschen, mehr das Urtheil seines Gewissens, unendlich das Urtheil Gottes.

Der Kecke bekennt sich nur zu einer Pflicht: über den rechtschaffenen Mann, sein Gewissen, über Gott selbst zu triumphiren. Er fürchtet nur den Pöbel.

Er fürchtet ihn mit sklavischer Furcht. Er betet ihn an, so lange es dessen Laune will; er täuscht

ihn, so lange er kann; er schmeichelt ihm immer. Man kann viele Keckheit besitzen und keinen Muth, keine Faser von Herz. — Wir sagen daher, der Subalpine ist keck!

Er besteht hartnäckig auf seinen verkehrten Gedanken: er nimmt sie immer wieder auf, er spinnt sie fort; nichts bringt ihn davon ab. Diese Tugend hieß sonst Eigensinn.

Der beharrliche Mann, der versichert ist, daß er auf das zugehe, was groß und gerecht ist, läßt sich durch kein Hinderniß hemmen.

Lieber, als er zurückwiche, sinkt er vor dem Unübersteiglichen nieder; er stirbt dort, damit er denen zur Staffel diene, die nach ihm kommen werden, und damit sich eine Treppe aus Gebeinen und Leichen erhebe, die endlich das Hinderniß überragt.

So häuften sich die Märtyrer an dem Fuße der Berge aufeinander; sie füllten die Schluchten und die Abgründe, und dem Menschengeschlechte war der Weg zu Gott gebahnt.

Der Eigensinnige läßt Menschen sterben, um sein selbstsüchtiges Ziel, seinen Ruhm, den Ruhm seiner armseligen Person und seines elenden Namens, zu erreichen.

„Auf einer Treppe von Leichen werde ich den Berg erklimmen, ich werde dort die Denksäule meines

Ruhms aufstellen, und man soll sagen, daß ich es bin und daß ich dieses gemacht habe!“

„Auf Faschinen aus Menschengebeinen werde ich über den Abgrund setzen. Ist der Abgrund breit, um so besser: man soll erfahren, daß ich hinüber gesetzt bin, ich!“

„So habe ich mich über den gemeinsamen Haufen emporgeschwungen und die Augen der Welt auf mich gezogen! . . .“

Ja, Excellenz, und welches Geheimniß ist dabei! Nach so vielen Mühseligkeiten und Siegen sind Sie dennoch und werden immer nur ein Schurke sein!

Aber der ärmste, der unbekannteste der Sterblichen, welcher gegen die Gebrechlichkeiten seiner Seele kämpft, und, wenn er sie auch nicht besiegt, bis an's Ende in diesem Kampfe beharrt, um sie zu besiegen, — er bleibt groß sogar vor den Menschen und wird ein Heiliger vor Gott.

Eine andere schöne Seite des Subalpinen: er kennt wohl die Laster seiner Zeit. Wie er sie kennt! Er sagt zu den Menschen: „Ihr werdet Götter sein!“

„Ich werde euch die Königreiche der Erde schenken, ihr sollt sie regieren und aufzehren, und alle angenehmen Tugenden sollen naturgemäß in denselben herrschen.“

Er hat dies nicht erfunden; aber er sagt zu ihnen, das seien neue Wahrheiten, der Höhe würdig, auf welchen der menschliche Geist endlich angelangt sei.

Das nennt man die Feinheiten des politischen Geistes. Man sagt, der Lehrmeister sei Machiavel. Weit gefehlt! Der Lehrer ist Sir Pandarus von Troja.

Das Christenthum erzeigt den Menschen die Ehre, ihnen Tugenden vorzuschlagen; der Subalpine weiß, daß sie es besser leiden, wenn man ihnen die Schmach anthut, ihre Laster zu hätscheln.

Er hat Fassung. — Gnädiger Herr, die Stadt ist bombardirt worden; hier sind die Schlüssel. — Gut! — Den andern Morgen erhält er eine Ohrfeige: — Was verschlägt's?

Er ist Allen Alles, nicht stolz. Er fährt nicht zusammen, wenn er die Hand des Einen berührt, noch wenn er von der Hand des Andern berührt wird.

Er scherzt mit Liborio, er schließt ihn in seine Arme, er gibt ihm sein Ehrenwort, er küßt ihn in's Angesicht. Liborio fürchtet Verrath.

Das ist heutzutage die Kaltblütigkeit, die Gewandtheit, die Klugheit des Staatsmanns. Sonst war es die niederträchtige Unverschämtheit des niederträchtigen Ehrgeizes.

Solcher Art sind die Lichtseiten des Subalpinen. Um in kurzen Worten Alles zusammenzufassen, so besitzt er zwei Vorzüge, die den vollkommenen Politiker aus ihm machen.

Erster Vorzug: er glaubt nicht an Gott. Zweiter Vorzug: er hat keine Ehre. Das sind keine seltenen Eigenschaften mehr: aber der Subalpine besitzt sie in einem mehr als eminenten Grade, besonders die zweite. Dadurch ist er der Mann seiner Zeit, der neuen Zeit. Das Uebrige ist noch bestreitbar. Ich könnte einstimmen, wenn man sagte, er ist nur, wie andere Mächtige, der Spielball gegebener Verhältnisse; er ist nur ein Strohhalm, ein Kork, ein bunter Lappen; er schwimmt oben und ist zu schwach, um sich der Strömung zu entziehen, zu leicht, um unterzusinken.

Es gibt eine Art Schaum, welcher lange von der Woge getragen wird, ohne daß sie ihn verschlingt. Endlich schleudert sie ihn in den trägen Schlamm am Ufer.

Man darf annehmen, daß das Gewissen des Subalpinen beunruhigt ist, und daß er bei Nacht von Furcht befallen wird, wo er sich im geheimsten Grunde seiner Seele Dinge sagt, die er nicht gesteht.

Was aber den alten Begriff von Ehre betrifft, so hat er sich augenscheinlich dessen ganz entledigt; und die ganze Welt sagt und bezeugt, daß er ein Lügner ist.

Sein Aeußeres würde mich, wenn er mein Held wäre, verdrießen. Welche Art von Vorzügen soll sich wohl unter dieser Art von Gestalt bergen?

Das Land, welches ihn erzeugt und so hoch erhoben hat, wird wohl dem Schicksal nicht entgehen können, sein Standbild zu tragen. Es gibt also doch eine Gerechtigkeit! Welche Beine, welcher Rumpf, welcher Brustkasten, welche Kinnbacken!

Gerade deßhalb mußte sich der faule Realismus und die photographische Seuche einstellen. Es ist ganz recht, daß von allen diesen Menschen das gut getroffene Conterfei der Nachwelt überliefert werde.

Wohlan, mein Realist! Conterfeie alle diese Gesichter nach dem Leben auf riesige Leinwandlappen ab!

Fürwahr, du kommst gerade recht, um den Apelles dieser Alexander abzugeben.[1])

[1]) Dieses Portrait war gezeichnet, als ein plötzlicher Tod das Modell hinwegraffte. Ich hatte es gemalt, um es auszustellen; ich stelle es nun aus, sowie ich es gemalt hatte. Möge der Mensch Zeit gefunden haben, um Gnade zu bitten, und Gott ihm verziehen haben, ich wünsche es. Aber ich habe ein Recht auf seinen Charakter und seine Thaten, ich gebrauche mein Recht. Die Mitschuldigen, die Anhänger, die Apologisten sind Schuld daran, wenn die Wahrheit vor dem Grabmale nicht schweigen kann, das sie als einen Triumphbogen errichten.

VII.

Vor dem Lateran.

Um den Lateran ist die Wüste, die reizende Wüste Roms. Ein weiter, aber unregelmäßiger Platz, das Entsetzen Coquelets: wenige Vorübergehende, keine Bude, einige kleine Bäume, einige große, öde Palläste, einige Ruinen, einige Gebäude, welche dem Einsturze nahe zu sein scheinen. Fragt man aber nach den Namen dieser Gebäude, so füllt sich diese Einöde mit Geschichte an; Unsterblichkeit verklärt, wie mit einer Glorie, diese wankenden Mauern.

Dort unten, wo man eine Palme sieht, steht die Basilika des heiligen Kreuzes von Jerusalem, welche von der heiligen Helena und Constantin erbaut wurde, um die Reliquien der Passion des Erlösers aufzunehmen, die sich noch immer dort befinden. Näher steht ein Gebäude, welches ein mehr weltliches, als kirchliches Gepräge trägt; es birgt die Scala santa, die Treppe des Prätoriums, welche Jesus Christus hinaufstieg, als er vor Pilatus erscheinen sollte. Ganz nahe gewahrt man ein Mauerwerk, welches eine noch immer glänzende Mosaik enthält; es sind die Reste des Tricliniums, das der heilige Papst Leo III. zum Empfange des Kaisers Karls des Großen erbaut hatte!

Welch eine Umgebung für die Kirche, welche die Mutter und Lehrerin aller Kirchen heißt, welche Wache

vor ihren geheiligten Mauern! Constantin, Karl der Große, Pilatus, der Calvarienberg und das Kaiserreich! Die Marmortreppe, welche Pilatus hinan- und hinabstieg im Vollgefühle der römischen Macht, und die er später manches Mal hinan- und hinabsteigen und sich dabei verwundern mochte, daß er an der Spitze einer Provinz, eine so hochgestellte Persönlichkeit, einige Unruhe darüber fühlen konnte, daß er jenen Träumer, den man Jesum von Nazareth nannte, dem Hochgerichte überliefert habe. Quid est veritas? O Pilatus! Du weißt es jetzt und vielleicht wußtest Du es damals schon!

Ich liebe diesen Platz des Lateran. Ich gehe oft allein dahin; diesen Morgen habe ich Coquelet dahin geführt. Ich hoffe noch immer, daß endlich seine Augen und sein Herz sich öffnen werden. Unfähig, die Schönheit zu begreifen, fühlt er sie vielleicht zuletzt; sind doch so viele Schaaren von Engeln hier, um Gnade zu spenden und den guten Willen zu lohnen!

Außer den Wächtern, von welchen ich eben sprach, hat der Lateran auch Zeugen, welche in allen seinen Wechselfällen all seinen Glanz gesehen haben.

Von dem Atrium aus sieht man die grünen, dunkeln Berge Sabiniens, die ihre von Schnee und Sonnenschein schimmernden Kämme in den blauen Himmel erheben. Ja, wenn es mir manchmal bangt, da ringsum sich nur Gegenstände der Besorgniß dem Blicke darbieten, so hat es doch damit gute Wege; denn ich kann mich nun einmal nicht überreden, daß

dieser verlassene, so oft aus seinen Trümmern neu erstandene, Lateran minder fest stehen soll, als jene Berge, die seit vierzehn hundert Jahren auf ihn herabschauen. Und sie sehen in ihm ihren Besieger, und auch sie sind seine Hüter und Schildwachen. Das Kreuz hat vom Lateran aus seinen Siegesflug begonnen, über alle jene stolzen Gipfel sich empor geschwungen und sie erobert.

In jenem Schnee und auf jenen Felsen hat Gott seine Wohnung genommen; Kirchen haben sich erhoben; der Glaube, der sich dieser Berge bemächtigte, hat aus ihren Kuppen und Pyramiden Ostensorien geschaffen, aus welchen das heilige Sakrament herabstrahlt. Fällt all' dieses, so werden noch andere Dinge fallen.

Wir werden nicht allein fallen und Jemand wird uns folgen!

Vor der Kirche, zwischen dem Atrium und dem Triclinium, exercirten junge französische Truppen. Eine Gruppe Italiener sah zu, Leute von ziemlich schlechtem Aussehen, wie man ihnen jetzt häufiger in Rom begegnet. Man konnte ihnen fast auf den Gesichtern lesen, daß sie der Meinung waren, nach Allem seien diese Franzosen nicht so vieler Rede werth, und Italia, wenn es den Willen dazu hätte, könne ihnen leicht den Garaus machen. Coquelet dachte dieses, wie ich. — „Aber," setzte er hinzu, „Italiener, nehmt euch in Acht; es gibt noch mehr!"

Fahren wir fort, Coquelet. Diese kleine Schaar kleiner Leute, die einen so kleinen Begriff von Frankreich geben würden, wenn man sie allein betrachtete, und jede Geographie und Politik bei Seite setzte, sinnbilden die weltliche Stellung der Kirche in diesem Augenblicke. — Sie scheinen mir Recht zu haben, sagte Coquelet. — Man sieht wenig Gläubige, fuhr er fort; sie sind klein, Novizen, und es läßt sich nicht bestreiten, daß es außerordentlich leicht sein müßte, das Alles zu verschlingen. — Gewiß, erwiederte Coquelet, und ich glaube es Ihnen oft genug schon gesagt zu haben. — Ja, Coquelet; aber es gibt noch mehr!

Wo denn? — Ich weiß das selbst durchaus nicht, mein Freund. — Ich mache mich verbindlich, Ihnen zu beweisen, entgegnete Coquelet, daß sie nirgends sind. — Unnütz, Coquelet, ich stimme Ihnen von Vornherein bei, daß man sie nicht sieht und daß sie nicht einmal vorhanden sind. Aber ich füge sogleich hinzu, daß dieses nichts zur Sache macht. Sie sind, Gott weiß wo, sie werden sein, wo Gott will und werden kommen, wenn Gott sie rufen wird. — In diesem Falle, sagte Coquelet, gehe ich auf keine Erörterung mehr ein. — Sie können nichts Klügeres thun, Coquelet.

Als der heilige Petrus das Schwert zog und das Ohr einem aus der Schaar abhieb, welche gekommen war, um seinen Herrn zu ergreifen, befahl ihm der Herr, das Schwert einzustecken, denn die Worte der heiligen Schrift sollten erfüllt werden.

Zugleich aber sagte er zu ihm: „Meinest du, ich könnte meinen Vater nicht bitten, und er würde mir jetzt nicht mehr als zwölf Legionen Engel zu Hilfe senden?“ Ich glaube nicht, daß diese Worte absichtslos ausgesprochen, noch absichtslos an Petrus selbst gerichtet worden seien.

Ich denke nicht, daß Petrus es vergessen habe und daß auch wir — was auch entstehen mag — vergessen sollten, wie schon mehr, als einmal, die Legionen gesendet worden sind; nach den Wünschen der Gläubigen, freilich spät, immer aber zur rechten Zeit. Gott ist nicht gezwungen, sich nach unsern Stunden zu richten! Jenen Legionen ist Maxentius nicht weit von hier begegnet, als die Stunde zum Baue dieser Kirche schlug: den Tag vorher waren sie noch nicht vorhanden. Die nämlichen Legionen, im Nu gebildet, vernichteten die longobardische Macht und führten Karl den Großen und mit ihm das Kaiserreich auf diese Schwelle des Laterans.

Wie oft hat man sie sonst gesehen! und ich wiederhole es, sie waren entweder nicht vorhanden, oder man kannte sie nicht. Wenn daher zwölf Legionen nothwendig werden, so wird man sie bekommen; bedarf man ihrer aber zwölfmal zwölf, so werden auch sie dasein. Und wenn die Feuer und Flammen speiende Italia Alles verschlingt, so werden noch mehr erscheinen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, es sei nothwendig, daß diese Heere doch wenigstens das Zeichen des Kreuzes zu machen verstehen. Manch-

mal gefällt es Gott, Söldlinge zu gebrauchen. Bei dem Baue des Lateran und von St. Peter hat ohne Zweifel mehr als ein Maurer gelästert.

Ich kenne alle Ihre Gründe, Coquelet; ich kenne den ganzen Buloz und den ganzen Havin auswendig. Gott weiß es, daß ich sie nicht verachte. Havin und Buloz sind zwei kräftige Sturmböcke und fähig, gut gehandhabt, viele Mauern zu zertrümmern: aber die Mauern des Lateran — aber die Mauern von St. Peter — aber die Mauern Gottes bestehen aus Quadern, die immer härter werden, je mehr Stöße sie aushalten; das Blut, das man dabei vergießt, wird sogleich zum Mauerkitte — zum römischen Kitte, Coquelet!

Welche ernstliche Beweggründe habe ich, zu glauben, daß am Ende das Wort, welches Buloz zusoufflirt wird, daß der Mechanismus, welchen Havin's Hand in Bewegung setzt, den Sieg über das Wort und die Hand Jesu Christi davon tragen werden? Warum soll ich euch überreden, daß die Verheißungen Jesu Christi endlich zu Schanden werden, daß dagegen die Prophezeihungen von Buloz und Havin alsbald in Erfüllung gehen? Die geschichtlichen Beweise und Bürgschaften stehen für das Werk Jesu Christi.

Ich las gestern in einem „bulozophischen" Denker — er ist, wie ich glaube, etwas italienisch — daß „die Kirche eine der mächtigsten Institutionen sei, welche die Geschichte aufweist". Dieses Geständniß machte mir Freude. Der Bulozophe setzte in seiner

bulozophischen Sprache hinzu: „Keine Religion besitzt „einen reichern und mannigfaltigern Symbolismus, „als der Katholicismus, kein Cultus hat der Kunst „und dem Gefühle für das Schöne ein großartigeres „Feld geboten, als jener der römischen Kirche.“ Das ist Etwas, was ich nicht von der „Revue des Deux-Mondes“ sagen könnte! Der Bulozophe fährt aber weiter fort, und ich habe seine Phrase in meinem Taschenbuch notirt; hören Sie also Coquelet:

„Die Kirche hat sechzehn hundert Jahre (warum „nicht achtzehn?) lang ein Ideal verfolgt, welches „das höchste ist, das eine menschliche Institution „sich zum Ziele zu setzen vermag: sie wollte das Leben „in den Schacht ihrer Doctrin bannen, und ein für „alle Male den ewigen Bedürfnissen der Seele neben „denen der Vernunft Rechnung tragen. Es konnte „ihr das nicht gelingen; wenn aber die Kirche endlich „der freien Forschung und dem menschlichen Gedanken „unterlegen ist, so hat sie dennoch in der Weltgeschichte „die unzerstörbare Spur ihrer Größe und ihrer mächtigen Lebenskraft zurückgelassen.“

Mein guter Coquelet, das ist für Sie geschrieben und scheint sogar von Ihnen geschrieben zu sein Glauben Sie nicht, sich selbst zu hören? Und wenn Sie sich in dieser Weise hören, fühlen Sie nicht in Ihrem Innern ein Etwas, welches Sie wiederlegt und welches Aufklärung verlangt? Glauben Sie einer jener Denker bleiben zu können, welche sich die Kirche als eine menschliche Anstalt erklären, und

die sich so mehr Wunder schaffen, als selbst der Glaube anzunehmen verlangt? Wird sich Ihr Gewissen an die Gesellschaft jener Weisen ketten lassen, welche einen Mißklang zwischen „den ewigen Bedürfnissen der Seele und jenen der Vernunft“ finden und wollen, und welche verlangen, daß man sie getrennt behandle?

Wenn Sie sich entschlossen haben, in dieser alten Taverne von Babel, wo die Doktoren ihren eigenen Schwulst nicht verstehen und sich selbst über ihre eigene Ungläubigkeit keine Rechenschaft geben — sitzen zu bleiben, um so schlimmer für Sie! Aber ich fürchte durchaus nicht, daß das Menschengeschlecht sie nicht verlasse. Das Menschengeschlecht ist wohl zu einem recht armen Gesellen geworden; dennoch wird es von dort aufbrechen, weil es etwas zu thun hat, was es dort nicht thun kann. Seine Trunkenheit selbst wird es anderswo hinführen; es wird Arbeiten für dasselbe geben, welche ihm den Rausch vertreiben.

Schon mehrmals hat es sich in jenem erbärmlichen Getränke berauscht, und mehr als einmal kam es wieder zum Erbrechen. So zahlreich die Tavernen der Afterwissenschaft zu Paris sind, so zahlreich waren sie in Athen und Rom; das Menschengeschlecht hat sich dort bethören lassen, ist dort betäubt eingeschlafen, ist wieder erwacht. Es hat sogar die Fensterscheiben eingeschlagen, und die Wirthe haben ihr Gewerb eingestellt, einige freiwillig, andere auf Befehl der Polizei — jener Polizei, welche, wie Sie wissen, die Legionen schickt. Wir werden dieses wieder erleben.

Was der Kirche die Gewalt und, wie der Bulozophe sagt, „ihre mächtige Lebenskraft“ gibt, ist nicht allein das, was der Bulozophe nicht sieht, noch das, was er sieht, es ist auch das, was er schlecht sieht. Er sieht einen Cultus — ich behalte seine Ausdrücke bei — dessen Mannigfaltigkeit, Prunk und Tiefe nichts gleich kömmt. Dieser Cultus versteht, selbst für die Augen durch prachtvolle Gebräuche, alle Geheimnisse seines Dogma's zu übertragen. Er versteht sie also jeglicher Erkenntniß zugänglich zu machen. Dieser Cultus versteht, in erhabener Sprache die mannigfaltigsten Zustände und die verschiedensten Anlagen der Seele auszudrücken: er befriedigt daher die Seele, jede Seele, wie er den Geist, jeden Geist, befriedigt. Dieser Cultus eröffnet der Kunst und dem Gefühle für das Schöne einen Wirkungskreis, den sie von keiner andern Religion empfangen haben. So wie er also den Geist und die Seele, jedes für sich, zufrieden gestellt hat, so stellt er sie auch jetzt zufrieden und füllt sie aus in ihrer Vereinigung und Harmonie.

Solcher Art war dieser Cultus seit achtzehn hundert Jahren, denn der Bulozophe verkürzt uns umsonst um zwei Jahrhunderte. Die katholische Kirche, deren Ursprung wir bis auf den ersten Menschen und noch höher hinauf leiten, beginnt, wenigstens für die Bulozophen, mit der Apostelgeschichte. So war dieser Cultus, so ist er noch. Wir

kennen seinen Weg, den er durch die lange Reihe der Jahrhunderte machte, wir kennen die Feinde, die ihm entgegen traten und deren Denkmale wir hier sehen, und der Bulozophe sieht nicht, daß dieser Cultus göttlichen Ursprungs ist, nennt die Kirche eine menschliche Institution und meint, das Menschengeschlecht werde es glauben, weil der gute Buloz es glaubt; und er schmeichelt sich, dieser Cultus werde absterben, weil es Buloz zu seinen Abonnenten gesagt hat und Bulozens Abonnenten es glauben!

Absterben, an was? Warum absterben? Man hat eine neue Mixtur aus Ingredienzen verfertigt, welche im Laufe der Jahrhunderte Heliogabal, Porphyr, Julian, Arius, Mahomet, Luther lieferten; Alles das hat vortrefflich Platz gefunden in dem Kopfe des guten Buloz und ergießt sich von da aus über das Menschengeschlecht. So etwas ist lästig, beklagenswerth, gefährlich; aber ich fühle vollkommen, daß es weder in mir, noch in Ihnen, noch in Buloz das Christenthum weggeschwemmt hat. Diese Bulozophie-Ueberschwemmung wird verrinnen wie alle ärgerlichen Strömungen verronnen sind, aus denen sie zusammengeflossen, und die Personen, die auf diesen Fluthen treiben, werden als Denkmale dieser Sündfluth, als Denkmale des Sieges und der Gnade Gottes auf dem Trocknen zurückbleiben.

Ist die Kirche nicht von Gott, so erklären Sie doch ihre Gründung und ihre Dauer. Ist sie von Gott, so glauben Sie an ihren Fall, wie Sie es

können. Wollen Sie uns und sich selbst die Schmach anthun, uns einen neuen Gott in Vorschlag zu bringen, der etwas gethan hat, und dann andern Sinnes wird; der seine Maße schlecht genommen, und nun ein anderes Gebäude auf andern Fundamenten aufzuführen gedenkt? Einige Bulozophen huldigen wohl solcher Ungereimtheit. Aber sie verdienen, nur ausgelacht zu werden. Wir kennen ihren Moses und ihren Josua; wir wissen, in welcher Schenke sie ihren Wein trinken.

Diese Leute werden nie einen Ritus schaffen, der von ihren Dogmen Rechenschaft gibt, obwohl ihre Dogmen nichts weniger als tief sind; sie werden nie die manchfaltigsten Zustände und die verschiedensten Anlagen der Seele in erhabener Sprache auseinander setzen; sie werden dem Gefühle für das Schöne keinen genügenden Wirkungskreis gewähren; sie werden nicht eine der mächtigsten Anstalten schaffen, die uns die Geschichte vor Augen stellt; sie werden nicht „sechszehnhundert Jahre" lang das glorreiche Ideal aufrecht erhalten, welches das Leben in den Schacht der Doctrin bannen und die ewigen Bedürfnisse der Seele und die der Vernunft ein für allemal befriedigen soll, die getrennt zu behandeln sind!

Was einmal aus Gott ist, bleibt immer aus Gott. Was achtzehnhundert Jahre lang, inmitten der unaufhörlichen Unbeständigkeit des Menschen und des Wechsels irdischen Daseins, Wahrheit war, bleibt für immer Wahrheit. Um einen andern Cultus zu

schaffen, oder die menschliche Gesellschaft ohne irgend einen Cultus zu erhalten, müßte Gott — oder Buloz — nicht die katholische Kirche, sondern den Menschen selbst anders machen. Der Mensch, Adam, er, Coquelet, ist die Voraussetzung der Kirche, er die Ursache ihrer geistigen Macht. Die Kirche ist eine übernatürliche Anstalt, an welche Gott das Schicksal des einzelnen Menschen und des ganzen Menschengeschlechts geknüpft hat. In diesem Sinne könnte der Bulozophe, wenn es ihm wieder einfällt, die Kirche eine menschliche Anstalt zu nennen, seine Phrase erklären; er würde beinahe genau sprechen, wenn er die „menschliche Anstalt" sagte. Sie und ich, Buloz und wir, haben ein Bedürfniß nach Gott, wir werden Söhne haben, die ein Bedürfniß nach Gott haben, und wir werden wider unsern Willen uns an die Kirche wenden, und unsere Kinder werden wider unsern Willen vor uns oder nach uns wider ihren Willen in dieselbe eintreten, weil die Kirche von Gott eingesetzt ist, um Gott dem Menschen zu geben, der von Gott erschaffen ist, um Gott zu suchen.

Dieser gebieterische Trieb im Menschen, dieses innige, unvertilgbare, unersättliche Bedürfniß, dieses Wunder der Natur, dieser tiefliegende und über so viele andere Neigungen siegreiche Widerspruch ist es, welcher die „mächtige Lebenskraft" der Kirche erklärt und der als natürliches Licht dient, uns das Uebernatürliche in der Gründung und der Dauer der Anstalt dieser Kirche erkennen und erfassen zu lassen.

Der Mensch hat ein Bedürfniß nach Gott, er will Gott besitzen, die Kirche gibt ihm Gott. So ist diese, durch den Willen und die Gnade Gottes in's Leben getretene, Anstalt eine menschliche, d. h. eine dem menschlichen Bedürfnisse entsprechende, auf den Menschen berechnete. Wir wissen das, wir Katholiken, und weil wir es wissen, haben wir nicht nöthig, mehr zu wissen. Wir können kämpfen und wir kämpfen, so gut wir können, in Zeiten, wo wir nichts sind; wir können sterben, ohne uns besiegt zu glauben, und wir sind nicht besiegt: es gibt noch mehr!

Es gibt noch mehr, es wird so viel geben, als nöthig sind. Uebrigens bedarf es so Vieler nicht. Sehen Sie diese kleine Schaar junger Soldaten, deren Anblick uns zu diesem Gespräche veranlaßt hat? Kurz, diese Handvoll Leute bewachen den Lateran gegen alle garibaldischen Bajonette, gegen alle mazzinistischen Dolche, und — was unglaublich scheint — gegen alle bulozophischen und havinianischen Phrasen sehr gut. Ich gestehe Ihnen, daß mir dieses wunderbar scheint. — Nennen Sie also dieses eine Macht, sagte Coquelet, und halten Sie dieselbe für zuverlässig?

Es ist die Macht, welche für heute nothwendig ist, für heute ausreicht; sie ist um so sicherer und zuverlässiger, je unbedeutender, unerklärlicher sie ist. — Und wenn sie sich dennoch zurückzieht und am Ende keine andere kömmt? — Was können wir dabei thun, mein Freund? Gott wird es eben für gut

finden, daß dasjenige, dessen Gelingen er jetzt verhindert, ein anderes Mal gelinge und sich in's Werk setze. Ich meine das Werk Gottes; denn die Menschen verrichten kein anderes. Die Stunde des Einsturzes mag gekommen sein, die Stunde des Wiederaufbauens wird auch wieder kommen. Wir werden Zeugen sein, wir werden harren, wir werden beten. Weil einige Banditen eine Sakristei ausplündern und einige Vandalen ein Gebäude niederreißen, soll ich glauben, daß die Banditen auch Gott in ihre Räuberhöhle entführen, und daß die Vandalen, die so Vieles wieder aufgebaut haben, nie mehr versucht werden sollten, wieder aufzubauen?

Wir beide, mein theurer Freund, wissen Vieles nicht; aber wir wissen von nichts so wenig, als von den Dingen, die Gott heutzutage verrichtet. Wir wissen selbst nichts davon, wann er unsere eigenen Hände dazu gebraucht. Die Geschichte ist in dem Augenblicke, in dem sie spielt, nicht sichtbar, noch denen alsdann bekannt, welche dabei thätig sind. In der Vergangenheit liegen Elemente, die nicht gekannt waren, und mächtig auf die Gegenwart einwirken; auch die Gegenwart ist ein Feld voll unbekannter Keime, welche in der Zukunft aufgehen müssen. Gott weiß Alles, ordnet Alles, lenkt Alles als Herr; der Mensch aber bleibt ohnmächtig vor den Folgen seines eigenen Werkes stehen und hat nur die Verantwortlichkeit, das Böse, oder das Verdienst, das Gute gewollt zu haben.

Was aber werden diese Dinge, die in der Hand des Menschen in dem Augenblicke, in welchem er daran arbeitet, so gering und nach ihrer Vollendung gar nichts mehr sind, in der Hand Gottes werden? Welchen Erfolg wird ihnen die Allmacht verleihen? Einen Erfolg, den wir nicht zu fürchten brauchen, den wir gewissermaßen voraussehen können. Nicht so verborgen, wie die Gegenwart, ist uns die Zukunft. Die Plane der Bösen werden zu Schanden werden, das ist die Zukunft; wir aber sind die Bösen nicht.

VIII.

Der Papst und die Welt.

Wie stand es um die Welt vor dem Papste? — Warum, mit welchem Recht und auf welche Vollmacht hin ist der Papst in die Welt gekommen? — Welches waren die Werke des Papstes inmitten dieser Welt? — Wie hat sich die Welt von dem Papste getrennt? — Was wird die Welt ohne den Papst sein? — Wird der Papst aufs Neue die Welt erlangen?

Auf diese Fragen hat bereits die Geschichte geantwortet. Dennoch kennt die große Anzahl derer, die sie in Anregung bringen, und noch mehr derer,

die sie zu lösen gedenken, weder ihre Einfachheit, noch bemessen sie die Tiefe derselben. Das ist ein schlimmes Zeichen des Verfalls; das sind unheillvolle Vorboten langwierigen Elends.

Wie stand es um die Welt vor dem Papste? Schon bei dieser Frage beginnt die Unwissenheit. Nur auf den Lippen des Glaubens ist die Geschichte eine Lehre.

Die Welt vor dem Papste war das Reich Nero's. Begreift man das? begreift man, was es war mit jener Menschheit, die in Last- und in Raubthiere zerfiel, wo der eine Theil gewissenlos verschlang, der andere Theil widerstandslos verschlungen wurde, wo die gesammte Gesellschaft einem gewissen Verderben entgegen ging, gleichviel, ob durch Krieg oder Frieden? Als eine freiwillige Sklavin des Fürsten der Finsterniß, dessen, der von Anbeginn ein Menschenmörder war, hatte sich die Menschheit unter seine Tyrannei gebeugt.

Endlich, als es mit der armen Heerde zum Aeußersten gekommen war, sandte die göttliche Barmherzigkeit ihr einen Hirten, eine Hand, um sie zu entfesseln, ein Licht, um sie aus der Irre zurückzuführen und auf den Weg zu geleiten, der zu Gott führt.

Die Wahrheit mangelte der Welt. Pilatus hatte das letzte Wort der Wissenschaft und Weisheit der Meister dieser Erde ausgesprochen. Quid est veritas? Man glaubte nicht einmal mehr, daß es eine Wahrheit gebe! — Warum kam der Papst in die Welt? Er kam, um unaufhörlich die Wahrheit zu lehren.

Edle, selbst christliche, aber von einem sonderbaren Irrthum befangene Geister verkündigen es laut, daß der Mensch geschaffen sei, die Wahrheit frei zu suchen, das ist wahr. Aber sie verstehen darunter, daß sie den Führer zurückweisen und obendrein verachten dürfen. Die heidnische Welt hatte die Wahrheit gesucht; voll Ueberdruß verzichtete sie darauf, sie zu finden: Quid est veritas? Pilatus kreuzigte den Unschuldigen, um einer Verlegenheit zu entgehen. Man scheute eine Verlegenheit, und nur das machte Gewissensbisse, daß man das Glück verfehlt.

Wir sind geschaffen, um die Wahrheit zu suchen und zu erkennen. Es ist Sache der Gnade und der Gerechtigkeit Gottes, sie uns zu gewähren, und Sache unserer Vernunft und unserer Pflicht, ihr zu folgen, und das Joch zu tragen, das sie uns auferlegt. Sie anzunehmen, sie zu verbreiten, für sie zu sterben, erfordert in solcher Weise nicht geringe Anstrengung und bringt nicht geringe Ehre. Um aber diese Anstrengung zu versuchen und sich dieser Ehre zu unterziehen, ist es nothwendig zu wissen, daß die Wahrheit von Gott sei.

Der Papst kam daher, um die Welt die Wahrheit zu lehren, zum Zwecke der Erlösung und des Heiles der Welt. Aber mit welchem Recht, mit welcher Vollmacht? In der Eigenschaft eines Vertreters, eines „Statthalters" Dessen, der die Wahrheit selbst ist: im Himmel Gott, einziger und ewiger Sohn Gottes, dem Vater gleich und eines Wesens mit ihm; auf der Erde durch ein unaussprechliches Geheimniß ein Mensch, ein Sohn Adams, das Oberhaupt und der Erstgeborne des menschlichen Geschlechts, zweifach ein Lehrer, zweifach ein König.

Man hat gelehrte Werke über den Ursprung der weltlichen Macht der Päpste geschrieben! Was aber die Gelehrtesten am Besten beweisen, ist, daß diese Macht keinen Anfang genommen hat. Der heilige Petrus, der erste Papst, war damit bekleidet. Er übte in seiner ganzen Fülle das höchste Vorrecht des Fürsten in der bürgerlichen Gesellschaft, das eines obersten Richters. Die Sache des Ananias und der Sapphira war keine rein geistliche Sache, und die Schuldigen wurden nicht allein von der Kirche ausgeschlossen, sondern auch am Leben gestraft. Die Christen besaßen daher in Petrus einen Hohenpriester und einen König. Inmitten des heidnischen Staates, dessen politische Gesetze sie sonst beobachteten, erkauften sie sich durch das Martyrium das Recht, jenem wahren Oberhaupte zu gehorchen, welches sie von Jesus Christus erhalten hatten. Aber das Alterthum der weltlichen Macht des Papstes reicht noch höher hinauf.

Jesus Christus, primogenitus mortuorum et princeps regum terrae, qui dilexit nos et lavit nos a peccatis nostris in sanguine suo. In Ihm, dem Erstgebornen, dem Fürsten der Könige der Erde, und dem Ueberwinder der Sünde, hat die weltliche Macht des Papstthums ihren Ursprung.

Das erste Kapitel des ersten Evangeliums enthält die Genealogie Unsers Herrn, die Grundlage seiner Rechte als Sohn des Menschen. Zorobabel, Erstgeborner Adams im 53. und Davids im 20. Grade war zugleich der väterliche Ahnherr Josephs durch Abiud und der Maria's durch Reza. Als Joseph seine Verwandte Maria ehelichte, vereinigten die beiden Gatten die beiden Zweige der königlichen Familie.

Jesus Christus nimmt den Namen des Menschensohnes an, um seine Vereinigung mit dem Menschengeschlechte zu bezeichnen. Er ist das Erstgeborne der Kinder Adams, das Oberhaupt des Geschlechts, der Erbe der Gewalt und Macht des Vaters über die Familie. Er nimmt den Titel eines Königs an, weil er der natürliche König aller Völker ist, ewiger König und ewiger Priester.

Seine Rechte wurden auf Petrus übertragen, und Jahrhunderte lang hat tausendmal das menschliche Geschlecht diese Uebertragung feierlich kund gegeben und anerkannt. Heute noch wiederholen zwei hundert Millionen Menschen, daß Petrus, der Statthalter Jesu Christi, das Oberhaupt der menschlichen Familie ist.

Als Gott sein Königthum und seine Oberherrlichkeit über diese Erde, deren Schöpfer er ist, festzustellen gedachte, wollte er sich dort nur einen kleinen Raum als Eigenthum vorbehalten, wie er als Opfergaben nur gleichsam ein Sinnbild aller jener Güter verlangt, die er die Erde verschwenderisch hervorbringen läßt, und zu Priestern nur eine kleine Anzahl von den Menschen allen sich erwählt, die er hienieden ernährt.

Aber zu seinem Antheile hat er Rom gewählt, weil Rom die königliche Stadt, die Veste des Feindes war. Er hat sie Petrus geschenkt, nicht damit er dort sogleich in Frieden regiere, sondern um sie zu besiegen, sie zu erobern und sich dort durch das außerordentlichste, nie endende Wunder zu behaupten. Der Zug Israels in der Wüste war nur ein flüchtiges Bild der Mühen, welche der neue Moses und das neue Volk ertragen sollten, bevor sie in das neue Land der Verheißung eintreten konnten. Von dem heiligen Petrus bis zum heiligen Sylvester, vom heiligen Sylvester bis zum heiligen Gregor dem Großen, vom heiligen Gregor dem Großen bis zum heiligen Hadrian I., von Nero bis auf Karl den Großen — furchtbare Wanderzüge! — wird jeder Tag durch Wunder bezeichnet.

Aber das Wunder ist nicht das permanente Gesetz dieser Welt. Durch das Wunder selbst führt Gott Alles zur gewöhnlichen Ordnung zurück. Die Wunder des Auszugs aus Aegypten hörten auf, als der Tempel erbaut und das Gesetz in die Herzen eingeprägt war. Nach dreihundertjährigem Martyrerthume, nach achthundertjährigen wilden Kämpfen, nachdem die Kaiser von Rom und die von Byzanz und die Barbaren vorüber gegangen waren; nachdem Rom mehrmals durch Feuer, Schwert und Hungersnoth verheert, mehrmals verwüstet und zerstört und von der Hand seiner Oberhirten mehrmals wieder aufgebaut worden war, erhielt das große Werk seine äußere Vollendung durch einen Helden, der erweckt wurde, um das edle Bild eines Fürsten nach dem Herzen Gottes zu sein. Das neue Menschengeschlecht, das von den Päpsten erzogen war, verdiente einen Karl den Großen, wie das von dem Heidenthume gestaltete oder vielfach verunstaltete Menschengeschlecht einen Nero verdient hatte. Die gesetzliche Gewalt tritt jetzt an die Stelle der Tyrannei; die Könige empfangen von der Kirche die Charta magna der Rechte Gottes, welche zugleich die wahrhaften Rechte des Menschen enthalten, und man sah auf der Erde jenes zweifache und unvergleichliche Wunder: zu Rom ein geistiges Königreich, welches allein durch die Eroberungen auf geistigem Gebiete gestiftet wurde, und dessen Gründer kein anderes Blut vergossen haben, als das ihrer eigenen Adern; im Abendlande ein

neues Kaiserreich, dessen Oberhaupt sich als den frommen Verbündeten des väterlichen Königs der Seelen zu erkennen gibt, und die Sendung hat, die Menschen auf der Bahn der Gerechtigkeit und des Friedens zu Gott zu führen.

Und wenn man jetzt fragt, welches waren die Werke des Papstes in der Welt, so habe ich sie eben genannt. Nach achthundert Jahren hatte er Karl den Großen an Nero's Stelle gesetzt. Zehn Jahrhunderte lang hat er die Tyrannen verhindert, sich des Kaiserreiches wieder zu bemächtigen. Man würde in Verlegenheit gerathen, sollte man irgend eine unbestritten gute Sache, ein Werk segenvollen Gedeihens und Heiles bezeichnen, welches die Päpste nicht in Vorschlag gebracht, unterstützt und vollendet hätten. Betrachten wir nur einen Augenblick eine einzige Thatsache, jene der Begründung und der Aufrechthaltung der Autorität in der christlichen Gesellschaft.

Es war im Jahre 58 oder 59 nach Christus, unter der Regierung Nero's, als der heilige Paulus den Gläubigen zu Rom in einem Briefe den Gehorsam gegen die Fürsten empfahl. Die neugetauften Juden, die immer noch hie und da nach dem Messias der Synagoge umschauten, waren zum Aufruhr geneigt und ihr Geist konnte leicht den übrigen Gläubigen gefährlich werden. Mit gotterleuchteter Voraussicht, angesichts der wahnsinnigen Wuth der Tyrannei, blutend unter ihren Streichen, setzte das

Christenthum den Begriff der gesetzlichen Gewalt, der Autorität, fest. Die Kirche nahm jene irdisch gesinnten Gebieter an, die nach der Reihe Meuterei, Meineid, Verkäuflichkeit, Meuchelmord auf den Thron hoben. Sie erwählte keinen, sie bestritt keinen, sie verehrte keinen als Gott, sie beweinte keinen. Sie befahl, dem Kaiser zu gehorchen, sie verbot, ihn anzubeten. Das war genug, um das Recht der Macht zu achten, und genug, um das Saamenkorn zur künftigen Freiheit in die Tiefe zu senken. Einst sollten die Tyrannen, wie die Götter, fallen und der wahre Gott sollte wahre Könige schaffen. Wenn daher damals der Kaiser Steuer verlangte, so zahlte man ihm Steuer, verlangte er Dienste, so leistete man ihm Dienste; verlangte er Weihrauch, so gab man ihm zur Antwort: „Es ist besser, Gott zu gehorchen, als den Menschen; du kannst den Leib tödten, wir fürchten den, welcher die Seele tödten könnte.“ Und die Tyrannei tödtete und war dabei erstaunt, immer wieder sich gegenüber Seelen zu finden, und sehen zu müssen, daß sie selbst es war, die zu Grunde ging.

Als die Kirche die Fürsten zu weihen begann, da erst nahm die Anhänglichkeit an das königliche Geblüt ihren Anfang. Ein christliches Herrschergeschlecht erschien jetzt als ein erhabenes Werkzeug des Heils und als eine große Bürgschaft für jegliches Recht. Der König war der bewaffnete Schutzherr der Gerechtigkeit und der Kirche, der Wächter über die Eintracht, der Vertheidiger der Unterdrückten,

die Stütze der Schwachen, endlich der Bischof nach Außen, durch die heiligsten Schwüre verpflichtet, die göttlichen Gesetze zu beobachten. Wurde er meineidig, so war das Volk nicht ohne Hilfe. Es gab eine Obrigkeit, einen friedlichen Richter, der aber einen gewaltigen Einfluß auf das menschliche Gewissen besaß, weil nie ein Richter legitimer war, nie einer feierlichere Verbindlichkeiten der Gerechtigkeit gegenüber hatte, nie einer strenger angehalten war, besonnen und gerade zu sein. Dieser Richter zeigte dem Könige die Grenze, die er nicht überschreiten durfte. Waren Könige, in dieser Weise eingesetzt und überwacht, dasselbe, was ein Caracalla, Domitian, ein Decius und Maxentius, was die so schnell entarteten Nachfolger Constantins waren? Bei Karl dem Großen sahen wir, welches die Pflichten waren, die das karolingische Königthum übernahm und anerkannte. Es steht kein Leuchtthurm in der Geschichte, der in hellerm Lichte zeigte, was die Päpste in der Welt gewirkt haben.

Man macht der Kirche bald ihre Anhänglichkeit an die Könige und die Dynastieen, bald ihre Gleichgültigkeit gegen dieselben zum Vorwurfe. Die Kirche hatte die Gesinnungen, die sie, nach dem Charakter der Gewalten, unter denen sie lebte, haben mußte. Die moderne Macht ist nicht ihr Werk. Dieser stolz auf sie herabsehenden Gewalt gegenüber, die sie kaum als eine Thatsache anerkennt, die sie den „andern religiösen Institutionen“ gleichstellt, die ihr, wie den

andern Brod und den Befehl zuwirft, zu beten und zu gehorchen, zieht sich die Kirche in ihre Gleichgültigkeit zurück. Sie gehorcht, da gehorchen ihre Pflicht, sie lehrt und schreibt den pflichtschuldigen Gehorsam vor, verweigert, was sie verweigern muß, fordert, was ihr gehört, und betet demüthig Gott in seinen ewigen Absichten an. Die Macht wird wieder einfach eine Thatsache und eine Thatsache, die Gott wollte: Omnis anima potestatibus sublimioribus subdita est: non enim potestas nisi a Deo; quae autem sunt, a Deo ordinatae sunt. Die Kirche ändert nichts am Texte des heiligen Paulus und wird ihn nie anders auslegen, als sie es immer that. Die Thatsache geht vorüber; die Thatsache zertritt sie. Sie sieht sie vorübergehen, sie läßt sich zertreten. Sie zertretend, geht die Thatsache vorüber; aber sie ist unsterblich. Weder der Begriff von der Autorität, noch der Begriff von der Freiheit werden in der Kirche je untergehen.

Indessen hat sich die Welt von dem Papste getrennt! Ist es wohl wahr? So sagt man von allen Seiten, und auf allen Seiten eifern die List, die Lüge, die Gewalt, wie verrückt, dem Papstthume diese Welt zu entreißen, welche sich, wie man behauptet, von ihm losgewunden hat. In einem, für die Kronen so unheilvollen, Jahrhunderte sitzt, seltsamer Weise,

diese Krone noch immer fest auf der verhöhnten Stirne. Um sie herunter zu reißen, genügen keine gewöhnlichen Mittel. Sobald die Könige — wir wissen durch wen — verjagt und gleichsam von der Gemeinschaft mit ihren Völkern excommunicirt sind, so lösen sich alsbald die Heere auf, die Beamten werden zu Verräthern, der Adel unterhandelt und liefert die Festungen aus; Niemand wird mehr getreu sein, als die Geistlichkeit, die man einkerkert, und das Volk, das man hinschlachtet. Zuletzt wird der excommunicirte Fürst „in legaler Weise" abgesetzt gemäß einer allgemeinen Abstimmung des Volkes, das für ihn stirbt. Das ist der Charakter unserer Zeit. Und der Papst, noch mehr excommunicirt, als jeder andere Fürst, bleibt in seiner Stadt und auf seinem Throne.

Man macht den Einwand, daß eine mächtige Hand ihn stütze. Warum stützt ihn diese mächtige Hand? Wahrscheinlich weil die Welt noch nicht von ihm losgerissen ist. Bemerken wir wohl! Bei allen Gefahren des Papstthums fand sich ein mächtiger Arm in irgend einer Form von Intervention, worüber die Politik nicht immer in der besten Weise Aufklärung gegeben hat, wenn nicht dadurch, daß sie sagte, es sei eben die allgemeine Stimmung für den Papst. Die, so geschickt gegen den Papst bearbeitete, öffentliche Meinung, die öffentliche Meinung, die nicht spricht, die kaum hin und wieder die edelmüthige Schwachherzigkeit aufregte, sie ist heute noch, wie immer, für den Papst eine Gewalt, welcher die Ge-

walt Rechnung tragen muß! So oft das Papstthum bedroht ist, geräth die Welt auf die abschüssige Bahn der Katastrophen und fällt zurück unter das Gesetz der Wunder.

Schauen wir indessen dem Feinde in's Angesicht. Ja, die Welt, der geschäftige und lärmende Theil der Welt, hat sich vom Papste getrennt. Die Politik, die Wissenschaft, die Kunst, der Gassenhauer, die Kneipe schreien gegen das Papstthum. Es hat nicht verstanden, sagen sie, mit dem modernen Geiste gleichen Schritt zu halten. Vor diesem Argumente beugen sich sogar viele von jenen, welche finden, daß der moderne Geist sich verrannt hat. Aber dieses Argument bringt dem Papstthume Ruhe.

Das Papstthum hat nicht verstanden, mit dem modernen Geiste, dem sehr alten Geiste, Schritt zu halten, weil es im Irrthume nicht voranzuschreiten versteht. Die Kirche ist nicht auf der Erde, um von dem Geiste des Menschen die Richtung zu erhalten, sondern um, im Gegentheile, den Gang des menschlichen Geistes zu regeln und zu lenken nach den unverrückbaren Anleitungen des göttlichen Geistes. Das große Elend unserer Tage ist die intellektuelle und moralische Erschlaffung der Katholiken, welche zugeben, daß man sagt, die Kirche habe gefehlt, indem sie sich dem modernen Geiste nicht überließ — als ob irgend eine katholische Wahrheit ein Irrthum, oder ein, früher als solcher von ihr bezeichneter, Irrthum eine Wahrheit geworden wäre! Gott ist die einzige

Wahrheit und die katholische Kirche ist die einzige Kirche Gottes. Sie hat die ganze Wahrheit verkündet allen Widersprüchen gegenüber. Unser Heiland hatte vorausgesehen, daß sein Evangelium für Viele ein Stein des Anstoßes werden würde. Schon zur Zeit des heiligen Paulus begann man, nur Thorheit darin zu erblicken, und jedes Jahrhundert, jede Generation suchte etwas davon zu beseitigen. „Dennoch", sagt Pater Faber, „hat es Gott nicht für geeignet gehalten, jedem Jahrhunderte und jeder Generation ein neues Gesetz zu geben; er wollte jenem gemeinen Haufen, der sich unter dem Namen des modernen Geistes in der Geschichte brüstet, diese Ehre nicht anthun.

Dieselben Menschen, welche im Tone eines geheimen Triumphes die Frage stellen, wie sich die Welt von dem Papste losgemacht habe, gestehen eben so mit schlecht verhülltem Schrecken, daß die Welt sich zugleich auch von der Autorität losgewunden habe, und man sieht zur Genüge, daß sie kein Hilfsmittel dagegen kennen. Und doch ist die politische Gewalt nicht wie das Papstthum verfahren; sie ist mit dem modernen Geiste gegangen. Sie ist es, welche, nachdem die freie Forschung als berechtigt ausgerufen war, ihn zu den Untersuchungen ermächtigte, die mit der brennenden Fackel in der Faust betrieben wurden. Sie hat die Früchte davon ein-

geerntet: sie waren für sie und für die Welt bitter, sie haben seltsame Fieberseuchen erzeugt! Im Qualme der Feuersbrünste wird man die Mauern der Civilisation wanken sehen. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die letzten Apostel der freien Forschung, die Erben ihrer gesammten Eroberungen, furchtbare narkotische Mittel dem menschlichen Geiste beibringen.

Das wird die Welt ohne den Papst sein, eine Weltlage, die jener vor dem Papste ziemlich vergleichbar ist, wo ein Repräsentant jenes stolzen römischen Staates, welchen seine Triumphe, seine Prunksucht und seine Wissenschaft unter die Diktatur eines Tiberius zu flüchten gezwungen hatten, mit Uebermuth fragte: Was ist Wahrheit? und, ohne die Antwort abzuwarten, sogleich das Blut des Gerechten vergoß. Heute mag diese Folgerung übertrieben erscheinen. Unter den Völkern gibt es noch zu vielen christlichen Sinn und die Throne verklärt noch der letzte Widerschein des alten christlichen Königthums. Aber man warte nur bis der letzte Flimmer durch die Gaukler weggeblasen ist, und die kalte Verachtung gegen das menschliche Geschlecht wird den Circus wieder eröffnen.

Soll „die Welt ohne den Papst“ heißen, daß das Papstthum gänzlich verschwinden werde? Nein, wenn der Papst, mit andern Worten, wenn das

Christenthum fort muß, so wird es nicht die Civilisation allein, es wird das Menschengeschlecht mitnehmen. Wenn die Menschheit Jesum Christum nicht mehr kennt, ihm weder Heilige, noch Märtyrer mehr zuführt, weder Opfer noch Gebete widmet, so wird sie auch kein Recht zu ihrem Bestehen mehr haben.

Manche fromme Gemüther sind zu denken geneigt, daß wir nicht weit mehr von da weg sind, daß wir an den letzten Zeiten stehen, daß die Welt jenem großen Abfalle raschen Schrittes zueilt, wo die Tyrannei jene Höhe erreichen und die Verführung so furchtbar sein wird, daß der Menschensohn sich bestimmt sehen wird, ihre Dauer abzukürzen, wenn er noch Glauben auf der Erde finden will. Man will verschiedene jener vorausgesagten Zeichen gewahren. Die Christen befreunden sich mit den Häresieen, die Bösen bedrücken den Clerus und die Gerechtigkeit, die Geister sind sehr tief, die Herzen noch tiefer gesunken, und die Welt, in jeder Hinsicht verkommen, wird bald in eine einzige gewaltige Hand gerathen. Wo sollte die Kirche vor dieser eisernen, überall gegenwärtigen, Hand eine Zuflucht finden? Wo werden die Katakomben sein?

Aber diese Umstände sind örtlich und gehören zum großen Theile allen Zeiten an. Man müßte vor Allem wissen, welches Gewicht ein einziger Tropfen Blut, der für die Wahrheit vergossen, in der göttlichen Wagschale hat. Die Gewalt, welche sich bildet und die, von einer Seite betrachtet, unwiderstehlich erscheint,

ist zugleich auch sehr hinfällig und beständig vom Schlagflusse bedroht. Es kann sein, daß sie plötzlich zu Grunde geht, indem sie Alles in eine gewaltsame, verwüstende Anarchie hinabreißt.

Es widerstrebt uns, zu glauben, die Geschichte des Evangeliums stehe an ihrem Ende und das Afterkirchenthum, dessen schlimme Thaten heute das Christenthum büßt, werde den, von den Händen Christi gelegten, Fels von seiner Stelle rütteln. Ich glaube nicht, daß Gott die Absicht hat, die menschliche Vernunft so tief zu demüthigen. Wir bedürfen dieser Schande nicht, um zu wissen, wie wenig wir sind und welche armselige Feinde uns vernichten können. Diese würden schlimmer sein, als die Mücke und die abscheuliche Heuschrecke, die wenigstens stumme Landplagen waren. [1])

Erwarten wir Züchtigung, nicht aber den Tod. Jede Uebertretung wird gerächt, jeder Undank bestraft werden; die Welt, unter der Last ihrer Irrthümer keuchend, in Schweiß, Blut und Thränen gebadet, wird durch tiefe Finsterniß wandern, und um Licht, gesetzliche Ordnung und Freiheit flehen. Und gerade

---

[1]) Was auch über die heutige Zeit kommen mag, so wird endlich die Kirche doch dem Antichriste erliegen. Datum est illi bellum facere cum sanctis et vincere eos. (Apoc. XIII, 7.) Es liegt daher schon im Glauben, daß wir besiegt werden. Dann wird Christus wieder kommen, die Gerechtigkeit walten lassen und damit endigen.

in dieser Prüfung, wo unser Geseufze Gott bitten wird um Abkürzung solchen Elends, wird der Papst die Welt, oder vielmehr wird die Welt Gott wieder erlangen. Alsdann wird sich die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der Kirche offenbaren: ihren alten Wahrheiten werden neue Kräfte und neue Wunder entsprießen und sie wird ihr Werk fortführen, welches darin besteht, daß sie Jesum Christum in den Besitz der ganzen Erde und die ganze Erde in den Besitz Jesu Christi setzt.

Das sind die richtigen Gedanken über Rom. Die Polemik, welche man gegen die päpstliche Regierung führt, ist platt, kleinlich, schimpflich für die öffentliche Meinung: bestreben wir uns, sie von diesem erbärmlichen Standpunkte abzubringen; suchen wir unsere Gegner zur Betrachtung der Frage vom wahren Gesichtspunkte aus und in ihrem wahren Lichte zu führen. Machen wir es ihnen klar, daß sie ein Werk Gottes, das für die Welt nothwendigste Werk, zu zerstören beabsichtigen. Rom ist das Königreich, welches Jesu Christo eigenthümlich gehört, der Theil, den er sich von der Erde in der barmherzigen Absicht vorbehalten hat, dort die Quelle des geistigen und übernatürlichen Lebens strömen zu lassen.

Immer gab es in der Welt eine Partei, welche diese Wohlthat läugnete, und mehr als einmal war

diese Partei so mächtig geworden, daß sie die ganze Welt zu sein schien. Dennoch hat seit achtzehn Jahrhunderten, gezwungen durch die Macht der Verhältnisse, die Welt sich vor jenem Anrechte Christi auf sein Erbgut und seine Wohnung unter den Menschen gebeugt, die seine Barmherzigkeit sich vorzubehalten nicht verschmäht hat.

Woher kömmt diese Macht der Verhältnisse, welche das Papstthum gegen so häufige, so furchtbare, so allgemeine Verschwörungen aufrecht erhält? Die Stunde, die gekommen, ist ganz dazu gemacht, um die Geschichte der Kirche, das heißt die Geschichte des, auf der Erde gegenwärtigen und lebendigen, Gottes zu studiren. Wenn die Menschen, welche die Freiheit aufrichtig zu lieben glauben, sich diesem Studium widmen und sich genau und gründlich jene Rechte Gottes, so wie sie die Kirche darlegt, betrachten wollten, jene Rechte Gottes, welchen ihre Verblendung die Rechte des Menschen entgegen zu stellen sich unterfängt, so würden sie einsehen, daß die Rechte des Menschen ihre Erklärung und ihren sicheren Halt nur in den Rechten Gottes finden. Wenn der Statthalter des Menschensohns aufhört, das Kapitol zu besitzen, so wird der Insurgent von 1789 die Bastille vergeblich erstürmt haben!

Menschenrechte, menschliche Freiheit, selbstständige Stellung der Völker — das sind lauter Gedanken Christi, die seine eigene Kirche sich angeeignet und verwirklicht hat. Vor Christus war der Normalzu-

stand der menschlichen Gesellschaft die Sklaverei; das Normalrecht das Recht des Stärkern, den Schwächern in die Sklaverei zu stoßen; die normale Politik die Eroberung, um die Besiegten zu verkaufen oder zu tödten. Humanum paucis vivit genus. Ein christlicher Redner sagte: „Die Freiheit ist eine christliche Erfindung; sie folgt Christo, wohin er geht, sie verschwindet, wo er sich entfernt.“ Die Völker, welche Christus nicht heimgesucht hat, sitzen im Schatten des Todes; diejenigen, welche ihn zuerst aufgenommen, dann aber wieder vertrieben haben, sehen die Finsterniß wieder herannahen; noch scheint ihr Haupt licht und frei, aber schon sind die Glieder umnachtet und erstarrt. Schifft nach den sonnigen Gestaden des englischen Indiens, steigt hinab in die Bergwerke, die England sein dunkles Indien nennt, durchwandert die gesegneten, grünen Fluren Irlands — und schaut euch die Unterthanen jenes großen Englands an, das so stolz darauf ist, das Gesetz Christi seinen eigenen Gesetzen unterworfen zu haben: Humanum paucis vivit genus! Was ist und was wird das Recht des Menschen unter Gebietern, welche das Recht Christi verachten? „Gott,“ sagt der heilige Augustin, „befiehlt nichts zu seinem eigenen Nutzen, er befiehlt Alles zum Nutzen derer, denen er befiehlt.“ Es handelt sich darum, zu wissen, ob dieser Gebieter durch die Zwingherren wieder ersetzt werden soll, deren Reich seine Barmherzigkeit einst zertrümmert hat, und ob es der Vortheil des menschlichen Ge-

schlechts ist, wenn das Kapitol wieder über den Calvarienberg sich erhebe.

Freilich von den Gegnern Jesu Christi, der Kirche, des Papstthums, zu verlangen, ein wenig zu lernen und zu studiren, heißt viel von ihnen verlangen und mehr, als die große Mehrzahl von ihnen thun will und thun kann. Aber mögen sie alle auch in ihrer namenlosen Verblendung aller und jeder Vernunft entsagen, um der Leidenschaft, die sie dahin reißt, zu fröhnen, so haben wir doch wenigstens den Glauben der Christen getröstet und gestärkt; und dieser Glaube ist eines der gewichtigsten unter den Elementen, aus welchen jene Macht der Verhältnisse sich gestaltet.

Gott hat den Christen unermeßliche Privilegien ertheilt: nicht das geringste darunter ist es, daß wir den Scenen des Schauspiels dieser Welt mit besonnenem Verständniß folgen können, daß wir die Lösung des Knotens begreifen, daß wir darin den Spuren der göttlichen Hand, welche eingreift, nachzugehen vermögen, daß wir so im Stande sind, uns in der Liebe zur Gerechtigkeit und zur Wahrheit mitten in diesen schauerlichen Zwischenscenen des Uebels zu befestigen, die sonst ganz geeignet sind, das Gewissen und selbst die Vernunft zu verwirren. Wir müssen unser Auge auf unheilvolle Gräuel richten; der Geist würde dabei unterliegen und sich in einen der beiden Abgründe hinabziehen lassen, welche große sociale Katastrophen unvermeidlich öffnen: den der Verzweiflung, oder den der Niederträchtigkeit. Ueber

das Werk Gottes im Klaren, sieht aber die Seele des Christen das Böse und seine Herrschaft nicht mehr, sondern die Gerechtigkeit und ihren Triumph. So kann sie die Last einer Welt tragen, die in Trümmer geht.

VI. Buch.

Roma veduta, fede perduta.

1.

Die Bourgeoisie auf Reisen.

Roma veduta, fede perduta, ich habe Rom gesehen und den Glauben verloren. So ruft im Orakeltone eine Menge ehrenwerther Leute aus, die Rom kaum kennen gelernt haben und vom Glauben gar nichts wissen.

Es ist der Wahlspruch jener, welche in der Welt umherlaufen, um der Unwissenheit als Gewicht und der Dummheit als Brillant zu dienen. Unsere ehrenwerthen Leute haben jene Redensart irgendwo erhascht. Was brauchen sie weiter?

Sie haben Rom gesehen, ihr Paß bezeugt es, und sie sprechen sogar italienisch; sie sind daher in ihrem guten Rechte mit ihrer Ungläubigkeit, die eine durchgreifende ist, aber vor Allem sich auf Kritik versteht: Roma veduta, fede perduta.

Sie beklagen sich über die Mauth, über die Bettler, über die Gasthöfe, über die Facchini, über die Vetturini, über die Ciceroni — kennen sie sie nicht? Außerdem wissen sie hundert Geschichten, die sie aus den besten Quellen erfahren haben.

Wie kann man den Glauben behalten, wenn man die Kutschen der Kardinäle, die Sandalen der Capuziner, die Monsignori im Schauspiele und die Prediger gesehen hat, die mit übertriebenen Geberden auf einer Estrade deklamiren?

Was die Studien anbelangt, die nothwendig sind, um in solcher Weise den Glauben zu verlieren, so hatte ich Gelegenheit, in meiner nächsten Umgebung zwei Freunde dieser Studien zu beobachten. Es gibt ein Alter, welches sich nicht mehr entschuldigen läßt und keine Achtung verdient. Das ist eigentlich das Alter des behäbigen Spießbürgers.

Der eine von ihnen war ein Leser des Constitutionnel, der Andere ein Pfarrkind von St. Louis-d'Antin. Sie brachten ihre Zeit in den Ruinen, Museen und Kirchen mit Gähnen zu, und eilten sich, soviel als möglich in einem Tage davon abzumachen. Sie scandalisirten sich über Alles, besonders aber hatte die Frömmigkeit des Volkes für sie die Eigenschaft, ihr Mißfallen zu erregen. Für den Ungläubigen war diese Frömmigkeit nichts weiter als Fanatismus; für das Pfarrkind von St. Louis war sie Aberglauben.

Sie äußerten sich gegen die Menge von Madonnen und über den Mangel an Lampenspiegel. In

Betreff der religiösen Dinge war jedoch der Ungläubige nicht der Wüthendere; das Pfarrkind war es.

Als er uns die Hand eines Priesters, jene Hand küssen sah, welche den Leib Jesu trägt und spendet, konnte er seine üble Laune nicht verhalten. Wir erniedrigten Frankreich, sagte er.

Die römischen Priester schienen ihm nicht steif genug — Priester ohne Collar! Der Gottesdienst war ihm zu kurz. Er tadelte das Gepränge der Pontifical-Ceremonieen und die Einfachheit der gewöhnlichen Ceremonieen.

In St. Peter klagte er, seinen Betstuhl von gelbem Sammet nicht bei der Hand zu haben. Es behagte ihm schlecht, sich auf den Estrich zu knieen. Im Allgemeinen fand er, daß man zu Rom zu viel für den lieben Gott, und nicht genug für das Pfarrkind thue.

Im Colisäum hielt er uns eine förmliche Strafpredigt gegen die römische Geistlichkeit: Sollte man dort nicht an der Stelle eines hölzernen Kreuzes ein schönes vergoldetes Metallkreuz haben! Ach, diese römische Geistlichkeit — was macht sie denn mit ihren unermeßlichen Reichthümern?

Ueberall bestritt das Pfarrkind die Aechtheit der Reliquien. Sprach man mit ihm von einem Wunder, so schüttelte ihn das Fieber. Als er endlich müde war, uns zu wiederholen: Rationabile obsequium vestrum, schenkte er die alleinige Ehre seiner Gesellschaft dem Ungläubigen. Beide schlossen sich an alles

an, was ihnen von Handlungsreisenden, Engländern, italienischen Schelmen, die herumlungerten wie sie, in den Weg kam.

Jeden Abend erzählten sie uns hundert Plattheiten aus dem geselligen Leben Roms. Das war die Ausbeute des Tages. Am Ende des Monats hatten meine beiden Männer Rom gesehen und den Glauben verloren.

Die französische Thorheit, mag sie Politik, Religion oder Literatur treiben, auf den erhabenen Schauplatz Roms versetzt, erlangt dort eine Vollendung, auf welche der Thor aus keinem andern Lande Anspruch machen kann.

Ich skizzirte hier die mildeste Art von Thoren. Es gibt auch andere, es gibt schlimmere, wir werden darauf zurückkommen. Fertigen wir noch rasch jene ab.

Der arme Blanchard, der Ungläubige — ich glaube ihn noch zu sehen. Er war ein guter Mensch. Er hatte eine junge Frau, die er Minette nannte und die er in Italien herumführte, um ihr Kurzweil zu machen.

Das liebe Geschöpf fand aber gar keine Kurzweil. Sie bekam einen steifen Hals vom Betrachten der Deckengemälde; sie fürchtete sich in den großen Kirchen. „Blanchard!“ — sagte sie zu ihrem Gatten, „welches Vergnügen kann man daran finden, Ruinen

anzusehen? Sie sehen so düster aus und könnten auf uns fallen; es haust allerlei Gethiers darin."

Blanchard antwortete: „All das ist schön, weil es antik ist. Wenn wir wieder zu Hause sind, wird es uns Befriedigung gewähren, sagen zu können, daß wir es gesehen haben."

Sie erwiederte: „Diese Länder sind zu warm. Du könntest krank werden und sterben. Das wäre eine hübsche Verlegenheit für mich! Gehen wir fort."

Blanchard gab zur Antwort: „Es ist in der That sonderbar, daß man wegen all dieser Dinge seine Ordnung auf die Seite setzt, und diese Hitze ist wirklich lästig. Aber wir können immerhin sagen, daß wir es gesehen haben."

Sie gingen endlich voller Unschuld fort und lebten glücklich in ihrem Hause zu Chignac, dessen glückliche Lage im Mittelpunkte der Stadt sie immer mehr schätzen lernten.

Blanchard und Minette hatten sich insgeheim einem kleinen Aberglauben hingegeben. Sie hatten den Segen des Papstes erhalten und dem heiligen Petrus die Füße geküßt. „Das kann nichts schaden!"

Sie hatten Medaillen, Rosenkränze und ein Crucifix mitgenommen, welches mit einem Ablasse für die Sterbestunde begabt war. Alle diese Gegenstände schliefen ziemlich lange in ihrer Schublade.

Endlich kam ein heftiger Katarrh. Jetzt sagte Blanchard selbst zu Minette: Ich würde nicht böse

sein, wenn ich den Herrn Pfarrer sähe. Minette erwiederte: Das kann nicht schaden.

Der Katarrh raffte Blanchard, nachdem er die Sterbsakramente empfangen, hinweg. Frau Wittwe Blanchard gilt mit Recht für eine der guten Christinnen zu Chignac.

Was das Pfarrkind von St. Louis-d'Antin betrifft, so hat derselbe auf seinem Betstuhle von gelbem Sammet gewiß den Glauben wieder gefunden.

Man kann eben nicht verlangen, daß ein Leser des Constitutionnel und ein Pfarrkind von St. Louis-d'Antin Rom mit denselben Augen betrachte, wie Karl der Große.

II.

Der Enthusiast für städtische Verschönerung.

Dieser alberne Enthusiast ist weit unausstehlicher, seine Beschränktheit ist zäher. Er hat nichts gegen die Dogmen einzuwenden, er gibt sich damit nicht ab; aber er ist nahe daran gegen den Katholizismus zu stimmen aus dem Grunde, weil Rom, seiner Meinung nach, schlecht gebaut, schlecht nach der Schnur gerichtet, schlecht besorgt ist.

„Was führen", sagt er, „die Priester für eine Regierung! Eine einzige Straße in Rom ist mit Trottoirs versehen, alle werden schlecht, mehrere gar nicht gekehrt. Ich weiß nicht, ob man in der Stadt drei, annähernd regelmäßige, Plätze zählen kann. Keine Begießung — eine mangelhafte Beleuchtung!

„Rom ist um zwanzig Jahre zurück! Ihm fehlt der Geist unserer pariser Aedilen, der ein conservativer, und zugleich der Geist des Fortschritts ist. Man reißt Alles nieder, das ist der Fortschritt; man rafft die Seltenheiten zusammen und bringt sie in die Museen, das ist die conservative Seite.

„Sollten jene Denkmäler, jene kostbaren Ueberbleibsel aus dem Alterthume nicht rings mit Asphaltpflaster versehen, mit Gittern bekleidet, von blühenden Squares umgeben sein? Sollte man Anstand nehmen, fünf oder sechs breite Straßen anzulegen, die nach allen Richtungen in gerader Linie die Stadt durchschneiden?"

Wenn man dagegen einwendet, daß man Kirchen abreißen und durch Klöster hindurch müßte, so erwiedert unser Enthusiast: „Kirchen und Klöster sind unergiebiger Boden; es gibt deren zu viele, und es heißt der Religion schlechte Dienste leisten, wenn man jene den Verschönerungen der Stadt als ein Hinderniß in den Weg stellt.

„Dadurch macht man die Religion verhaßt, weil sie jeden Fortschritt hindert. Baut Buden auf diesen todten Boden der Kirchen und Klöster. Mögen sich

Verkehr und Handel, Wohlstand und Lebensfreude entfalten in der geradwinklich durchschnittenen Stadt.

„Alsdann werdet ihr Regsamkeit, Geschäfte, Reichthum haben. Rom, das nur ein Ort für die Neugierde ist, wird ein Mittelpunkt der Industrie und des Vergnügens werden; von allen Orten der Welt werden die Fremden dorthin strömen und das Volk wird die Regierungen segnen.“ Genau wie anderwärts.

Ein solcher blödsinniger Enthusiast ist unverbesserlich. Man darf keinen Versuch wagen, ihm begreiflich zu machen, daß es eine Schönheit gebe auch ohne Symmetrie und gerade Linie, und ein Leben auch ohne breite, mit Lohnkutschen und Staub angefüllte, Straßen. Er will Rivoli-Straßen, Boulevards von Sebastopol; Buden, Buden!

Er nimmt aus Rom eine gründliche Verachtung der Priesterregierung mit, die nichts von schnurgerechten Straßen, noch von Buden versteht. Er läßt aber auch dort ein schädliches Gift zurück. Er kann es sich nicht versagen, den Eigenthümern heftig auseinander zu setzen, daß sie dann ihren Grund und Boden, der heute gering im Preise stehe, um das Hundertfache verwerthen könnten.

Ja, unser Enthusiast ist es, der Rom zerstören, der die Hacke an die christlichen Denkmäler legen, der die sieben Hügel verebnen, die Obelisken versetzen, der im Colisäum ein Kafehaus mit musikalischen

Unterhaltungen anlegen und dort Birken, Geranien und Hortensien pflanzen würde.

Und die Thorheit der Römer selbst, die er durch seine rücksichtslose Nützlichkeitstheorie und seine Gartenliebhaberei gewonnen, wird ihn dabei unterstützen. Mehr als ein Plan zu großen Straßen spuckt bereits in ihren armen Köpfen. Schon wird das Forum ganz niedlich; es wird mit jungen Bäumen eingefaßt; seine Ruinen, in die Mitte kleiner Vierecke gestellt, sehen schon aus, als ob sie Tags zuvor hierher gebracht worden wären, um sie sehen zu lassen.

Was aber ist aus dem alten Campo Vaccino geworden, wo das Vieh zwischen den Säulenschaften weidete, wo die Brombeeren auf dem Boden des Tempels des Friedens blühten? Was ist aus all dem Pittoresken geworden, was den alten Kupferstichen von Rom so großen Reiz verleiht und woran die Künstler wie das Volk so viel Geschmack fanden?

Die städtische Verschönerungssucht hat gefegt, weggerissen, in Reih und Glied gestellt. Nichts ist mehr dort, wo es die Zeit hingestellt, und so wie es die Zeit gemacht hat. Man wird es zufrieden sein, wenn man dem Forum die Physiognomie einer Abtheilung des Krystallpallastes gegeben hat. Alsdann wird man dort Barriere und Triller für die Fußgänger anbringen, und man wird den Eintritt bezahlen, damit die Kosten dieser sinnlosen Verschönerungen gedeckt werden.

III.

Der heidnische Enthusiast.

Ueber diesem albernen Enthusiasten des modernen Städtewesens steht noch der heidnische. Er ist natürlich in der Lateinschule gebildet, und durch die sonderbarste Verirrung entbrennt er bei dem Anblicke gewisser Dinge, die ihn mit Haß erfüllen sollten, von Liebe, während er von solchen, die ihn mit Liebe erfüllen sollten, zum Hasse aufgestachelt wird.

Ein Mann dieses Schlages war der Engländer Gibbon. Eines Tags brachte derselbe jenes abenteuerliche Gesicht, jene fabelhafte Häßlichkeit nach Rom, welche das Gefühl der blinden Frau von Deffant täuschte und sie glauben machte, man erlaube sich einen abscheulichen Scherz mit ihr. Er stieg auf das Capitolium und betrachtete das Forum.

Auf den Trümmern der Rostren weideten Kühe; in den Trümmern von Nero's „goldenem Hause" sangen Hirten; in dem, in eine Kirche umgewandelten, Jupitertempel erklang der Jubel der heiligen Hymnen und heller Glockenklang schallte von dem Thurme des Klosters, das aus den Resten des Cäsarenpallastes erbaut ward.

Ernst und friedlich zogen einige Mönche vorüber. Ihre Sandalen berührten die Trümmer der Via Sacra, der Straße der Triumphatoren, der Straße

der Märtyrer; im Vorbeigehen segneten sie die armen Frauen, die dort ihre Spindel drehten, und die Kinder, welche unter dem Säulengange des eingestürzten Tempels der Faustina spielten.

Wenn je ein Schauspiel in der Welt Auge, Herz und Kopf eines Mannes zu fesseln vermochte, so ist es gewiß dieses — das, von dem Menschengeschlechte tausend Jahre lang ersehnte, Schauspiel der Niederlage Roms und der Freiheit der Völker!

Wie! In den blutbespritzten Mauern des Mamertinischen Kerkers, worin die römische Politik die Oberhäupter der bezwungenen Völker erwürgen ließ, der Friede und der Jubel des katholischen Gebetes! Auf den Höhen, die den Thron der Cäsaren getragen, dasselbe Gebet! Die Stätte, von welcher aus der Welt der Krieg erklärt ward, eine Viehtrift! Die Altäre einer Faustina endlich umgestürzt, und, wo Nero schwelgte, das Lager friedlicher Hirten!

Das ist der Sieg der Gerechtigkeit, der Sieg Gottes. Gott hat jenes ruchlose Reich zermalmt, und die Völker sind geboren, die Freiheit hat aufgeleuchtet über die Welt hin. Wenn die vielen Millionen Menschen, die Rom grausam zu Grunde gehen ließ, auch nur hätten hoffen können, was wir sehen, sie würden getrost gestorben sein.

Den Märtyrern hat Gott diese Voraussicht, diese Hoffnung gegeben. Wie viele dieser Helden sind es, die, ihr Leben für die Wahrheit Jesu Christi zum Opfer bringend, mit Ihm die Erlöser der Welt ge=

worden sind; wie viele von ihnen, die über die Via Sacra zum Tode geführt wurden, sahen im Geiste das Forum in Trümmern, zum Campo Vaccino geworden: „denn Roms Verbrechen waren bis in den Himmel gestiegen," und Rom war „die Mutter der Gräuel!"

Was durch die Gnade Gottes dem geistigen Auge der Märtyrer offenbar ward, sehen wir mit dem körperlichen — wir sehen die Drohungen Gottes erfüllt, mehr als erfüllt, wir sehen Rom in Trümern. Aber diese Trümmer sind nicht untergegangen. Noch stehen sie da die Jahrhunderte hindurch, um Zeugniß zu geben von der Gerechtigkeit Gottes.

Ja, sie sind da, um dem siegreichen Kreuze zum Sockel zu dienen, sie bestehen noch immer, um von des Siegers Füßen getreten zu werden, den lieblichen Füßen, welche die frohe Botschaft des Friedens bringen.

Und die Marmorblöcke des stolzen Kapitols und die Säulen der unreinen Tempel sind die Stufen und der Schmuck des Altars des Friedens geworden, auf welchem nur das Blut des freiwillig dargebrachten Opfers der Liebe fließt.

Man hat schon oft die heidnische Moral der christlichen gegenüber gestellt und dabei die Frage erörtert, was der Mensch und die menschliche Gesellschaft unter der Herrschaft der falschen Götter gewesen, was sie unter dem Einflusse der Gebote des wahren Gottes sind. Nirgends ist der Contrast ergreifender, als an der Stelle, wo Gibbon gesessen, am Fuße des Kapitols.

Bei dem Anblicke des Forums, dem Mittelpunkte des römischen Lebens und der Welt vor dem Siege Jesu Christi, tritt er gleichsam leibhaftig vor das Auge. Dort hat das alte Rom nicht minder die Erinnerung an seine maßlosen Verbrechen, als die Spuren seiner, Staunen erregenden, Größe zurück gelassen.

Wenn Rom, abgesehen von seiner Geschichte in den letzten achtzehn Jahrhunderten, in gewisser Art Bewunderung erregen kann, so brauchen wir nur die bescheidenen Kirchen zu betrachten, welche rechts und links in den Ruinen vom Kapitolium herab bis zum Colisäum zerstreut liegen. Gegenüber dem christlichen Rom flößt das alte Rom alsbald Abscheu ein.

Jene großen Römer, jene Herren der Welt, erscheinen alsdann nur noch als gebildete Wilde. Gibt es wohl bei den Cannibalen etwas Roheres, Ungereimteres oder Verworfeneres, als die meisten religiösen, politischen oder bürgerlichen Gebräuche der Römer? Sieht man dort eine frechere Zuchtlosigkeit, eine ruchlosere Grausamkeit, einen sinnloseren Cultus?

Welcher Unterschied, selbst in der Form, besteht zwischen den Fetischen und den Laren? — welcher zwischen dem Häuptlinge einer Horde Menschenfresser, die ihren überwundenen Feind verzehrt, und dem Patrizier, der die Kriegsgefangenen kauft und sie bei seinen Festmahlen mit einander kämpfen und sich gegenseitig abschlachten läßt?

Jenes Handinhandgehen der Grausamkeit und der Wollust, welches man überall erblickt, wo das Kreuz noch nicht gewaltet, und welches überall wieder auftritt, wenn dasselbe sich entfernt — wo sah man diese Vereinigung so grausenhaft, wie zu Rom? Das Lupanar war ein Zubehör des Circus; die Tavernen, worin die Unzucht als Geschäft betrieben wurde, stießen an die Buden, in welchen die Confektoren ihre Novizenhände an den verwundeten Gladiatoren übten.

Bevor die Römer zu Felde zogen, begruben sie, lebend, einen Mann und eine Frau aus dem Volke, dem sie den Krieg angekündigt hatten; nach dem Siege vergossen sie das Blut der Gefangenen oder stießen sie in die Sklaverei — das heißt in einen noch schimpflichern und langsamern Tod. Es gab bettelnde Sklaven, welche ihre Herren — Patrizier — künstlich verstümmelten, damit sie so mehr Mitleid erregten und eine höhere Rente abwarfen.

Einst machte Cäsar, der große Cäsar, jener Feldherr, Staatsmann, Redner, Dichter, Schriftsteller, Gelehrte, der feine und geistreiche Mann, Cäsar, der

alle Römer überragte und alle verachtete, dem Volke ein Geschenk mit fünfzehn tausend Paar Kriegsgefangenen, welche in den Circus einzogen, und von denen keiner ihn lebend mehr verließ. Ja! das war Cäsar!

Und trotz dieser Freigebigkeit war die Laune des Volkes in drohender Weise gegen den Diktator aufgeregt; es murrte. Cäsar hatte an diesem so schönen Feste nicht die gewünschte Theilnahme gezeigt; er mußte während der ganzen Dauer der Spiele Briefe lesen, wie er sich den Anschein gab. Erkennet ihr dieses Volk und diesen Cäsar? Aber Cäsar ist noch fürchterlicher, als der Pöbel; seine gezierte Gleichgültigkeit übertrifft an Unmenschlichkeit alle Raserei Nero's. Nero trank wenigstens mit dem Volke seinen Antheil von dem Blute, das er vergießen ließ.

Warum ist aber das Andenken an Cäsar nicht mit einem allgemeinen, ewigen Fluche belegt? Weil er kein Christ war. Das menschliche Gewissen verabscheut zwar solche Frevel, entschuldigt aber gewissermaßen die Thäter. Sie handelten in der Unwissenheit; sie hatten das Eine Wort nicht vernommen, welches gewaltig genug gewesen wäre, das menschliche Herz gegen seine eigene Verderbniß zu waffnen und es von dem Rande des Abgrunds zurückzuhalten, an welchen jede nichtchristliche Tugend, alles nichtchristliche Wissen stets gestellt ist.

Cäsar ist ein Wilder, die menschliche Gesellschaft im Heidenthume eine Gesellschaft von Wilden. Rom

ist von Rednern, Schriftstellern und Künstlern angefüllt; es besitzt einen Schatz von Wissenschaft, tüchtige Gesetze, weise Staatsmaximen, einen großartigen, schöpferischen Geist; es hat sogar Eigenthümlichkeiten, welche Tugenden ähneln. Aber ihm fehlt der Zügel, der es bändigt, sich nicht schrankenlos allen Leidenschaften des Leibes und des Geistes zu überlassen; es kennt die Wahrheit, die Liebe, die Gerechtigkeit nicht; es weiß nichts von Scham: es ist wild. Aberglauben, Grausamkeit, Unkeuschheit sind die natürliche, fast möchte ich sagen, legitime Frucht seiner Unwissenheit und Blindheit.

Der Christ, der seinen Blick auf der menschlichen Gesellschaft im Heidenthume betrachtend ruhen läßt, denkt weniger daran, derselben zu fluchen, als vielmehr Gott zu preisen, daß er die Welt der Finsterniß entrissen hat, wo die menschliche Seele im tiefen Schlamme versunken lag. Seitdem hat das Evangelium seine Stimme blos gegen jene erhoben, die es kannten, aber zu Verräthern an ihm geworden sind, seitdem hat die Menschenwürde jene Bannstrahlen zu schleudern gelernt, vor welchen die Bosheit übermüthiger Gewalt erbleichte und mehr als einmal scheu zurückwich.

Die christlichen Staaten haben auch unter verabscheuungswürdigen Tyrannen geseufzt. An ihnen

allen, wie sie den Geist des Christenthums zu ersticken oder zu bestechen versuchten, sah man den Geist des Blutdurstes und der Wollust der alten Herrn Roms wieder aufleben. Dennoch hat keins dieser Ungeheuer etwas unternommen oder erdacht, was den Gräueln gleich gekommen wäre, womit sich die ruhmsüchtigen Römer die Volksgunst erkauften. Es gelang ihnen nicht, auf längere Zeit, das öffentliche Gewissen zu fälschen; ihr Andenken bleibt ehrlos gebrandmarkt wegen Handlungen, welche man nicht einmal anführen würde, wenn man an dem Ruhme eines Trajan und Marc Aurel mäckeln wollte.

So hat das Gesetz Christi nicht allein die Menschheit von dem fortwährenden Joche der Tyrannei befreit, sondern die, gerade im Herzen der gestürzten Tyrannei errichtete, Kirche Christi hat es auch verstanden, einen Gemeingeist in der Welt zu erwecken, der stets gegen die Tyrannei als ihr unüberwindlicher Gegner auftreten wird. Nur als Ausnahme von kurzer Dauer duldet die Welt noch, was einst ausnahmslose, unerbittliche Regel war.

Was aber leicht zu erkennen — wenn man anders nur die Augen öffnen will — ist, daß Rom, unter der Hand seiner Päpste, der Nachfolger des Senats, der Tribunen und Cäsaren, inmitten des Elendes und der Schwächen, die von der Menschheit unzertrennlich sind, nicht abließ, an sich selbst den Typus der christlichen Gesellschaft zu verwirklichen, wie es einst an sich den der heidnischen verwirklicht

hatte. In dieser Stadt, „wo man alles Blut fand, das auf Erden vergossen worden," wird der Mensch mit Geduld und Milde, wie ein Kranker, und mit Ehrerbietung, wie ein Kind Gottes, behandelt.

Hier wird er beschützt, geleitet, geehrt; man hat Nachsicht mit seinen Schwächen und seiner Unwissenheit, und arbeitet darauf hin, ihn besser zu machen. Seine Rechte sind ihm gewahrt; sein Feld, sein Blut, seine Seele gehören ihm. Wo in aller Welt hat es mildere, gerechtere, hingebendere Fürsten gegeben, Fürsten, die erfinderischer gewesen wären, ihren Unterthanen zu dienen? In welchem Lande und unter welchen Gesetzen hat die menschliche Gesellschaft dem Einzelnen mehr Ruhe, mehr Bewußtsein, mehr Freunde verschafft? Anderswo ist der Mensch zuerst eine Kraft, zu Rom ist er zuerst eine Seele.

Zu Rom ist es daher auch, wo sich die öffentlichen Sitten, da sie unmittelbarer der gesegneten Leitung der Kirche unterworfen sind, häufiger und mehr als sonstwo dem göttlichen Ideale des Evangeliums genähert haben. Ich kenne die Verwüstungen, welche durch, lange betriebene, frevelhafte Anreizungen hervorgerufen wurden, die von Außen kamen; ich weiß, daß jedes Volk in seiner untersten Schichte mit dem Pöbel schließt; aber mir ist auch bekannt, daß selbst dieser Pöbel zu Rom nicht ohne Glauben ist, und ich weiß überdieß, welche ächte christliche Tugenden den Herd der wahren römischen Familie schmücken.

Nie noch sind zwanzig Jahre in Rom vorübergegangen, ohne daß die edle Stadt der Welt einen jener Helden geschenkt hätte, welche sich der Liebe Gottes und der Seelen mit der triumphirenden Kraft der Heiligkeit weihen. Mit dem Segen der Päpste und durch sie ermuthigt, haben diese Auserwählten immer Schüler hinterlassen, die in ihre Fußtapfen traten, und Werke, die der Vergänglichkeit trotzen. — Der unbefangene Sinn für Wahrheit läßt sich aufklären, und verachtet dann die plumpen Angriffe unwissenden Hochmuths und weist die erste Stelle unter allen dem Volke zu, welches den Glauben am Getreuesten bewahrt und die meisten Heiligen hervorgebracht hat.

Das also sah der Engländer Gibbon oder konnte es wenigstens sehen und begreifen, als er das Forum betrachtete, das einst so schrecklich, jetzt die Stätte des Gebetes und des Friedens geworden und dem harmlosen Geschäfte der Hirten und Weiber und den Spielen der Kinder eingeräumt ist. Gibbons Geist war nicht weniger mißgestaltet, nicht weniger verunglückt, als sein Antlitz; er war zudem ein Apostat; nachdem er den katholischen Glauben angenommen, hatte er denselben aus feiger Furcht wieder abgeschworen.

Er war ein Ungläubiger, ein Encyclopädist, ein Verfolger der Kirche geworden, um sich auf noch unedlere Weise vor der Verfolgung zu schützen — eine wahrhaft erbärmliche Seele, welche die Gewalt als ihren Abgott anbetete und sich bis zum

Hasse gegen die wehrlose Schwäche und die Liebe treiben ließ!

Aber das Schauspiel des Friedens auf dem Forum reizte den Feigling, während die heiligen Gesänge des Glaubens der Märtyrer, die zu seinen Ohren drangen, den Abtrünnigen reizten. Sein armer Verstand wurde verwirrt, der Geist des Kaisers Julian kam über ihn und preßte ihm den Ausruf aus: „Einst Triumphatoren, jetzt Mönche!“ Und er beschloß endlich, Jupiter an Jesu Christo, die Cäsaren an den Päpsten, die Triumphatoren an den Märtyrern zu rächen.

Er schrieb ein Buch, gelehrt, gewandt und aberwitzig. In demselben bewies er, ohne es zu wollen und zu bemerken, ganz gegen seine Absicht, die auf die Wiedergeburt des Heidenthums hinauslief, zweierlei: erstens, daß die Civilisation unrettbar mit Rom untergegangen sein würde, wenn die Päpste nicht da gewesen wären, um sie zu retten und zu veredeln.

Er bewies ferner, daß, hätte Rom auch alle Barbaren besiegt und civilisirt, das Heidenthum an und für sich schon damit geendet hätte, den Untergang Roms, der Civilisation und des Menschengeschlechts herbeizuführen. Und zugleich schmähte er, voll kalter Wuth, das Christenthum oder vielmehr Gott, „weil Er eine, von dem ganzen Erdkreise gefürchtete, Macht Seiner siegreichen Kirche zu Füßen gelegt“.

Das war das Buch dieses liebenswürdigen Gibbon, die Frucht der Aufwallung, die ihn am Fuße des Kapitols ergriffen hatte, vor edlem Grausen, daß

er Mönche sehen mußte, und in dem edlen Schmerze, nicht Priester der Faustina zu sein. Denn auf welches andere Amt hätte er Ansprüche machen können, dieser Affe? Er hatte in englischer Miliz gedient, aber gefunden, daß er kein Held sei; später trat er in das Parlament, und man fand, daß er weder Redner noch Staatsmann war.

Welch ein armer Tropf, ganz passend für die encyclopädische Literatur und für die undankbare und frivole Zeit, in der er gelebt! Nicht weit von der Stelle, wo er die, durch Christum so schlimm zu Grunde gerichtete, Herrlichkeit der Cäsaren beweinte, und Mönche an der Stelle der Triumphatoren sehen mußte, erhebt sich das Kloster Gregors des Großen, von welchem der heilige Augustinus und andere Mönche auszogen, um England zu taufen und zu gründen.

Gibbon hatte das Glück, den Erfolg der Ideen zu erleben, welchen er gehuldigt. Eben waren seine letzten Bände in die Oeffentlichkeit gelangt. Nach Lausanne zurückgezogen, ruhte er auf seinen Lorbeeren aus, als plötzlich die französische Revolution ausbrach, den Pomp der Triumphzüge und die Maßregeln der Diktatur erneuerte, die Priester vertrieb, die Mönche vertrieb, auch Gibbon aus Lausanne vertrieb und ihn zwang, nach England, dem Lande des freien Denkens zu flüchten, wo dieser Freidenker sich selber unerträglich war.

So geschützt vor allem Chorgesang der Kirche, sicher vor jeder Annäherung von Mönchen, aber von Langeweile und Furcht geplagt, in unablässiger Angst, es möchten die republikanischen Triumphatoren über den Canal kommen, starb er, indem er sich unverholen zum Apologisten der Inquisition aufwarf.

IV.

Vagabunden und Literaten.

An Leuten wie Gibbon hat Rom nie Mangel gelitten. In diesem Augenblicke finden sie sich im Ueberflusse. Sie kommen aus Deutschland, England und Frankreich; Italien und Rom selbst liefern deren in Menge. Sie verlangen einfach, daß man den Papst entferne und den Cäsar wieder herbeihole, und daß man in der Figur des Königs Victor Emanuel oder des Dictators Garibaldi ihnen den alten Glanz und den alten Ruhm wieder herstelle.

Diese modernen Heiden sind in der Regel Abenteuerer, insbesondere verkommene Literaten. Die Abenteuerer rechnen auf einen Handstreich, der Rom in ihre Gewalt brächte, und sie zugleich in den Stand setzte, bei den Juwelieren und den Besitzern seltner Sammlungen nicht üble Geschäfte zu machen. Die

Literaten setzen ihre Hoffnung auf die herrlichen Reden, die sie im Senate zu halten gedenken und die sie schließlich zu wichtigen Persönlichkeiten machen sollen. Dazu kömmt natürlich, daß Gott, und jede Ordnung und alles Schöne den Abenteuerern wie den Literaten immer ein Dorn im Auge sind.

Sie lieben die brutale Gewalt aus dem Grunde, weil sie mit der moralischen Gewalt nichts vermögen und ohne Erstere in ihr Nichts versinken. Die moralische Gewalt verschafft dem verzweifelten Abenteuerer keinen Gewinn, dem verunglückten Literaten keinen Einfluß. Herrscht die moralische Kraft, so muß unser Literat fortwährend in seiner Dachstube residiren und der Vagabund verhungern oder dem Bagno zuwandern. Vor der moralischen Gewalt tritt der Abenteuerer als Lichterzieher oder Kapitän eines Kauffahrteischiffes auf. Der Literat ist Professor der Rhetorik, Redacteur eines pariser Winkelblattes oder Verfasser eines ausgepfiffenen Vaudevilles.

Der Literat und der Vagabund sind Verbündete und haben ihre Fäden so fein und schlau angelegt, daß sie auf dem Punkte stehen, Rom in ihre Gewalt zu bekommen. Gelingt es ihnen, dann werden die neuen Cäsaren von kurzer Dauer sein! Bald wird sich ein Barbar einfinden — und die Geschichte der Triumphe unserer Literaten und Vagabunden wird für das nächstkommende Geschlecht das sein, was das Buch Gibbons, ein Beweis für das Christenthum.

V.

Der ächte Ehrlose.

Aber jetzt zum eigentlichen, wahren Ehrlosen, neben welchem alle Andern als Unschuldige dastehen. Er ist das Ungeheuer, welches furchtbarer ist, als der Wahnsinnige, schlimmer, als der Heide und Renegat.

Es ist der Priester, der ein Feind der Kirche geworden; es ist der Vatermörder, es ist Judas, noch mit dem Gewande des Apostels bedeckt, die heiligen Geheimnisse noch auf seinen Lippen! —

Er lebt, ich habe ihn gesehen, gehört. Von der Synagoge bis zum Prätorium trägt er die Schamlosigkeit seines Verraths zur Schau: „Dreißig Silberlinge für den Gerechten!"

„Wer bietet mir dreißig Silberlinge — und ich werde ihm den Statthalter Jesu Christi ausliefern; ich leihe meinen Namen und mein Priestergewand her, um die Arglosigkeit der Gläubigen zu täuschen!"

„Dreißig Silberlinge und ich will Caiphas sein, Herodes und Pilatus will ich umarmen und sagen, daß Pilatus die Ordnung handhabe und Herodes das Gesetz wahre."

„Dreißig Silberlinge — und bringt ihn mir her! Ich werde Anschuldigungen gegen ihn vorbringen, die ihr nimmer erfinden würdet; ich will ihn verurtheilen als Uebertreter der Gebote Gottes."

„Ich will ihn tödtlicher beleidigen, als ihr es vermögt, ihn besser verläumden, als ihr es könnt; ich werde mich auf die Wohlfahrt der Religion berufen.“

„Gebt mir dreißig Silberlinge, und ich will nach Rom gehen und nach meiner Rückkehr mit meinem priesterlichen Munde betheuern, daß die Freiheit todt, die Religion in den letzten Zügen liege, und jener Priester der Mörder des Glaubens sei; daß es Zeit sei, daß dieser Priester zu regieren aufhöre, daß dieser Priester Usurpator sei, daß Gott nicht ihm, sondern euch, den Thron gegeben habe, und wie das Wohl des Volkes erheische, daß dieser Priester zu Grunde gehe.

„Habt ihr ihn entthront, so will ich um dreißig Silberlinge die Stufen des Altars hinantreten und das Te Deum singen und, kreuzigt ihr ihn, so will ich den Segen über die Henker sprechen um dreißig Silberlinge.“

Ehrloser! unsere Verachtung genügt für dich nicht; wie groß auch das Elend sein mag, in welchem dein Geist befangen ist — dein Herz ist der Verbrecher und das Verbrechen ist zu groß. Nimm den Fluch für das Verbrechen deines Herzens!

Du trägst den Fluch des Volkes, dem du Aergerniß gibst, den Fluch der Priester, die dein Verrath bestürzt, den Fluch der Mutter, die dich geboren, den Fluch des Bischofs, dessen Hand dich geweiht, und den Fluch der Heiligen des Himmels!

Fluch dir, der du die heilige Kirche verrathen, die dich mit mütterlicher Geduld und Zärtlichkeit herangezogen, um ein Priester nach ihrem Herzen zu sein, und du kehrst ihre Sorgfalt und die Vollmachten, die sie dir anvertraut, als Waffen gegen sie!

Fluch dir, Ostiar, der du dem Feinde die Pforte öffnest und die Glocke des Aufruhrs ziehst, Lector, der du die heiligen Bücher lügen machst, Exorcist, der du Beelzebub anrufst, Akolyth, der du des Satans Akolyth geworden!

Fluch dir, du pflichtvergessener Diakon, der du den Geist Gottes ad robur, zur Vertheidigung der Güter der Kirche, empfangen hast und zu den Räubern sprichst, daß das heilige Erbgut ihnen angehöre!

Fluch dir, tempelschänderischer Priester, der du den Altar entweihst, Vatermörder, Scheusal, der du meineidig die heiligsten Schwüre brichst. Du bist es, dem die Worte gelten: Es wäre besser für ihn, er wäre gar nicht geboren!

Gehe hin und möge Gott, wenn du nicht bereuest, deine Schritte auf dem Wege des Bösen zählen, den du gehst, und keinen derselben vergessen! Möge er die verpestete Last der Sünden auf dich wälzen, die du veranlassest, und jener, die du würdest erlassen haben!

Mögen die Salbungen, die du empfangen und jetzt verläugnest, sich gegen dich kehren, über dich

fallen und dich als ein Gefäß des Satans zerschmettern!

Mögen die heiligen Salbungen wie Feuer auf dir brennen, brennen auf deinen Händen, die du ausgestreckt hast nach dem Solde des Gottlosen; brennen auf deiner Stirne, die vom Lichte des Evangeliums strahlen sollte, aber verbrecherische Gedanken ausgebrütet hat!

Deine besudelte priesterliche Albe werde zum Flammencilicium dir; Gott versage dir die Thräne, die den Brand mildern könnte! Wie der Mühlstein am Halse Babylons, das in den Schwefelpfuhl gestürzt ward, werde dir die Stola an deinem Halse.

VI.

Zwei Dichter.

Zu St. Peter fand ich im Geiste zwei berühmte Personen wieder, eine, die ich liebe und bewundere, die andere, die ich bewundere und lieben möchte; die eine noch immer ein liebenswürdiges Kind, nachdem es schon ein großer Mann geworden; die andere ein großer Mann, der ein furchtbares Kind geblieben, und kaum je aufgehört hat, es zu sein. Dieser Letztere ist Johann Wolfgang Göthe, der Erstere Johann Chrysostomus Wolfgang Mozart.

Ich habe sie, jeden an seinem Platze, gefunden: Mozart im Heiligthume vor dem Standbilde des heiligen Petrus, dessen Fuß er küßt als guter Katholik; Göthe an der Pforte, wo er philosophirt als guter Protestant. Indessen ist seine Philosophie nicht unbedingt protestantisch, er steht nicht gänzlich draußen. Größer blickt sein Auge und schweift sympathetisch in das Innere. O, er hat nichts vom Affen! . . . Aber er tritt nicht ein.

Mozart war vierzehn Jahre alt; er machte seine Reise durch Italien, gab Concerte, ließ seine Bravourstücke hören — ach! — um seine Reisekosten herauszuschlagen. Er spielte seine eigenen Compositionen auf dem Claviere; er improvisirte auf dem Claviere und auf der Violine; er improvisirte und sang Arien mit Clavierbegleitung „über Texte, die man eigens dazu verfertigte und die er zuvor nicht gesehen hatte." — Mozart!

Und doch, es war Mozart. Nicht allein widerstrebte sein Genius diesem Handwerke, auch seine Heiterkeit, seine Einfalt als gutes, katholisches Kind verlor sich dabei nicht. Er studirte, schrieb, lachte, betete, er gehorchte seinem Vater, der ihn auf dieser Wanderung durch alle Orchester Italiens führte. Welches Bild eines wackern und biedern Vaters, Christen und Musikers war doch dieser Leopold Mozart, der Vaters Wolfgangs!

Man nahm sie gut auf. Wenig Geld, gerade die Kosten! Aber man war zuvorkommend und artig,

und würdigte das Genie, mit dessen Lobe man nicht karg that. In dem „sehr jungen und sehr geschickten Signor Amadeo Mozart“, wie die Concertzettel sich ausdrückten, errieth das liebenswürdige Italien des vorigen Jahrhunderts den großen Mozart. Für die Italiener hieß er Amadeo — wie konnte man ihnen zumuthen, Gottlieb oder Wolfgang zu sagen?

So setzte Mozart seine Reise fort. Er gab seine Fugen, Motetten, Symphonieen zum Besten, entwarf Opern, ward mit Sonetten begrüßt, grüßte mit Sonaten entgegen, und war in gleicher Weise mit der Sonne, den Ohren und den Stimmen Italiens zufrieden; sein Selbstgefühl wuchs. Endlich hielt er eines schönen Tags seinen Einzug in Rom, und befand sich alsbald in St. Peter, wo der Papst die Functionen des grünen Donnerstags feierte. Er kam ganz in die Nähe des heiligen Vaters, der die Tafel der Armen bediente.

„Wolfgang hatte so schöne Kleider und benahm sich so anständig, erzählt der gemüthliche Leopold, daß die Schweizer Hellebardierer ihm Platz verschafften, da sie ihn für einen jungen deutschen Edelmann hielten; andere hielten ihn gar für einen Prinzen; mich betrachtete man als seinen Kammerherrn.“ Wolfgang schlüpfte endlich zwischen die Lehnsessel zweier Kardinäle. Einer derselben sagte zu ihm: „Wollten Sie mir nicht im Vertrauen mittheilen, wer Sie sind?

Er antwortete: „Ich bin der kleine Mozart. — Was! erwiederte der Kardinal, Sie sind das berühmte Kind, von dem man mir so Vieles geschrieben hat! — Sind Euere Eminenz, fragte nun der kleine Mozart seinerseits, nicht der Kardinal Pallavicini? — Ja wohl.“ Und jetzt stehen die Eminenz und der kleine Mozart in Unterhaltung. Der Kardinal fand, daß Wolfgang gut italienisch sprach. Er selbst verstand etwas deutsch; er sagte es in sechs Worten, wobei er sich fünf Fehler zu Schulden kommen ließ.

Als Wolfgang sich verabschiedete, küßte er dem Kardinale die Hand; dieser nahm sein Baret ab und grüßte ihn auf das Huldvollste. So waren damals und immer diese stolzen Kardinäle. Der gemüthliche alte Mozart erzählt entzückt seiner Gattin diese kleine Scene, die so ganz vom Dufte Roms durchdrungen ist. Wolfgang setzt hinzu: „Ich hatte die Ehre, dem „heiligen Petrus den Fuß zu küssen, und weil ich das „Unglück habe, zu klein zu sein, so mußte man mich „emporheben, wie man es mit dem alten Wolfgang „machte.“

Ach! jenes erhabene Standbild des heiligen Petrus, der Gegenstand so vieler Huldigungen heiliger Einfalt! Wann ich es von nun an sehe, werde ich in der Gruppe von Gläubigen, die es umgibt, unter jenen Reichen, unter jenen Armen, unter jenen Kindern stets den kleinen Mozart wieder sehen, wie ihn sein Vater auf den Armen empor hebt, und er auf den ehernen Fuß seine goldnen Lippen drückt, denen so

viele schöne Melodieen auf den Schwingen der Töne enteilt, die zwischen Himmel und Erde sich wiegen als süße Liebesklagen, als friedenvolles Gebet und voll Sehnsucht, wie die Seele des Verbannten.

Alles, was der alte Mozart über seinen Sohn während dieses Aufenthaltes zu Rom schreibt, alles, was Wolfgang selbst schreibt, athmet Fröhlichkeit. Der geniale Knabe war stets guter Dinge; man fühlt, daß er glücklich ist. Er macht sich ein Vergnügen daraus, das Miserere der Sixtinischen Kapelle zu stehlen; er lernt Spiele, um sie seine Schwester zu lehren, wenn er nach Hause kommt, er richtet Billete in italienischer Sprache an sie, die er von Rom, caput mundi, datirt; er componirt eine Symphonie, nimmt arithmetischen Unterricht, er bittet um Nachrichten über seinen Canarienvogel.

Außer der Musik beschäftigt ihn alles Andere nur wenig. Eines Tages geht er nach der Vesper auf das Kapitol; dort sieht er, wie er sagt, varie belle cose, und das ist alles, was er davon sagt. Weder eine Statue, noch ein Gemälde, noch ein Gebäude fällt ihm besonders auf. Die Kunst für Wolfgang war die Musik. Für alles Uebrige hatte er keine Aufmerksamkeit; so wenig, als wahrscheinlich die Biene für die Schönheit der Blumen, welchen sie den Honig raubt. Wenn wir aber hörten, welche Lieder durch seine Seele zogen bei der Erinnerung an Rom, dann würden wir wissen, was sein Bruder Raphael zu ihm sagte.

Rom liebte Mozarten. Der Papst machte ihn zum Ritter, und das war die erste Weihe seines Genius. Bis dahin hatte man die ungewöhnliche Erscheinung bewundert und den jungen Virtuosen mehr oder minder belohnt. Der Papst ehrte mit einer, sonst dem Manne gewährten, Auszeichnung, das Kind, welches der große Mozart wurde. Es war der so sanfte und unglückliche Clemens XIV., dessen Marter die europäischen Höfe damals bereits begonnen hatten.

Sechzehn Jahre nach Mozart, im Jahre 1786, weilte Göthe zu Rom. Wir finden ihn auf dem Petersplatze mit einem Freunde, den er Tischbein nennt. Sie lustwandeln mit einander und essen Trauben dazu, die sie in der Nachbarschaft gekauft. Sie hatten das schönste Wetter, einen ganz reinen Himmel und warme Sonne. Es war am 22. November, am Cäcilien-Feste, sagt Göthe, am Feste der heiligen Cäcilia, würde Mozart gesagt und die Messe und die Vesper an jenem Tage nicht versäumt haben.

Die beiden Freunde gingen also dort auf und ab und aßen ihre Trauben. Aber die Sonne wurde glühend. Da sie sich jedoch nicht entschließen konnten, diesen Portikus, der schöner, als der zu Athen, zu verlassen, so flüchteten sie sich in den Schatten des großen Obelisken, und dieser Schatten war für Beide gerade breit genug. O Göthe, wenn du es gewollt

hättest! In das eherne Kreuz, welches den Obelisken beherrscht, hat Sixtus V. ein Stück des wahren Kreuzes gelegt.

Hierauf begaben sich die beiden Philosophen in die Sixtinische Kapelle. Mozart war wegen des Papstes und Allegri's darin gewesen; Göthe ging wegen Michel Angelo's hinein. Die Fresken waren gut beleuchtet. „Ich konnte nur sehen und anstaunen," sagt Göthe. „Die innere Sicherheit und Männlichkeit des „Meisters, seine Großheit geht über allen Aus„druck." Groß, ja das ist der rechte Ausdruck. Mozart hatte den Raphael vorgezogen; Göthe mußte Michel Angelo, den Titanen, lieben.

Nachdem sie geschaut und wieder geschaut hatten — es ist immer Göthe, der spricht — traten sie in die Basilika, die von dem heitern Himmel das schönste Licht empfing. Ohne sich durch einen allzu eklen und allzu verständigen Geschmack irre machen zu lassen, und jedes schärfere Urtheil unterdrückend, erfreuten sie sich des Erfreulichen. Hier ist der große Blick Göthe's, hier ist er so einfach, wie Mozart.

„Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im Kleinen findet. Häuser und Magazine, Brunnen — dem Ansehen nach — Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen. Wir bestiegen die Kuppel und besahen die hellheitere Gegend der Apeninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkanischen Hügel, Frascati, Castelgandolfo und

die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite mit ihren Bergpalästen, Kuppeln u. s. w. . . .“

„Nachdem wir das alles beherzigt hatten, stiegen wir herab, und ließen uns die Thüren zu den Gesimsen, der Kuppel, des Tambours und des Schiffs aufschließen; man kann um selbe herumgehen und diese Theile und die Kirche von oben betrachten. Als wir auf dem Gesimse des Tambours standen, ging der Papst unten in der Tiefe vorbei, seine Nachmittagsandacht zu halten. Es fehlte uns also nichts . .“

Dieses könnte man in dem Taschenbuche eines jeden Deutschen und jeden Engländers lesen; jeder Franzose sogar, vorausgesetzt, daß er nicht im Sinne hat, für die Journale zu schreiben, würde soviel sagen können. Man fragt sich, warum Göthe, bevor er diese farblosen Notizen hinwirft, ausruft: „Das Andenken dieses glücklichen Tages muß ich durch einige „Zeilen lebhaft erhalten, und was ich genossen, wenigstens historisch mittheilen!“

Dies kommt daher, weil an jenem Tage Göthe nicht zum ersten Male die geistige Atmosphäre Roms athmete. Vor diesem Tage des Cäcilienfestes, den er ganz mit der Beschauung St. Peters hinbrachte — mit der Beschauung der wunderbarsten Blume des römischen Bodens — der Blume, die ihren, den Sinnen zugänglichen, Duft aushaucht als eine körperliche Hülle der geistigen Gnaden, welche die Seele dort schöpfen kann, — vor diesem glücklichen Tage hatte

Göthe, ohne es noch ganz zu erfassen, den eigentlichen Grund jener gehobenen Stimmung angedeutet, welche ihn durch die Stadt Gottes begleitete. Mozart sang dort wie ein Kind im väterlichen Hause; er dachte nicht daran, sich Rechenschaft über ein Glück zu geben, worüber er gar nicht erstaunt war. Göthe ist ein Verbannter; die Luft des Vaterlandes macht ihn trunken von einer grenzenlosen Freude.

Nur kennt Göthe das Gesetz nicht, welches ihn verbannt; noch mehr, er weiß nicht, daß er die Luft des Vaterlandes athmet, denn er kennt auch sein Vaterland nicht; oder, wenn er begreift, daß Rom das Vaterland seines Genius ist, weiß er nicht, daß es noch mehr das Vaterland seiner Seele ist. Er sucht es sich klar zu machen, woher ihm diese Wonne kommt. Nie ward das Geheimniß Roms besser dargestellt:

„Ich lebe nun hier mit einer Klarheit und Ruhe, „von der ich lange kein Gefühl hatte. Meine Uebung, „alle Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, „meine Treue, das Auge Licht sein zu lassen, meine „völlige Entäußerung von aller Prätension, kommen „mir einmal wieder recht zu statten, und machen mich „im Stillen höchst glücklich. Alle Tage ein neuer „merkwürdiger Gegenstand, täglich frische, große, selt„same Bilder und ein Ganzes, das man sich lange „denkt und träumt, nie mit der Einbildungskraft er„reicht.

„Kehr' ich nun in mich selbst zurück, wie man „doch so gern thut bei jeder Gelegenheit, so entdecke „ich ein Gefühl, das mich unendlich freut, ja das ich „sogar auszusprechen wage. Wer sich mit Ernst hier „umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, „er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm „nie so lebendig ward.

„Der Geist wird zur Tüchtigkeit gestempelt, ge„langt zu einem Ernst ohne Trockenheit, zu einem „gesetzten Wesen mit Freude. Mir wenigstens ist es, „als wenn ich die Dinge dieser Welt nie so richtig „geschätzt hätte, als hier. Ich freue mich der geseg„neten Folgen auf mein ganzes Leben.

„Und so laßt mich aufraffen, wie es kommen „will, die Ordnung wird sich geben. Ich bin nicht „hier, um nach meiner Art zu genießen; befleißigen „will ich mich der großen Gegenstände, lernen und „mich ausbilden, ehe ich vierzig Jahre alt werde."

Und doch ist Göthe ein Protestant geblieben, er ist sogar in den Consequenzen des Protestantismus vorangegangen, er ist ein Heide geworden. Er hat gehässige und unwürdige Worte gegen den katholischen Glauben geschrieben, vor dem er stehen blieb mit dem Gefühle des Verlangens, dessen G r ö ß e z u e r f a s s e n. Ach ja! und das ist nicht mehr das Geheimniß Roms, es ist das Geheimniß seiner Seele.

Als er nach jenem, ihm großen, Tage, den er in St. Peter zugebracht, nach jenem glücklichen Tage, niederschrieb: „Wir haben den Papst vorübergehen

sehen, nichts hat uns gefehlt", so hat er der Wahrheit gelogen, die ihm an jenem Tage und in jenem Augenblicke vielleicht näher trat. Der Schatten des Kreuzes Jesu Christi hatte ihn des Morgens getroffen; als der Statthalter Jesu Christi des Abends an ihm vorüberging, fehlte es Göthe darin, daß er sich nicht auf die Kniee werfen konnte.

Hätte er sich niedergeknieet, hätte er Den angebetet, der unter der Erscheinung eines Sterblichen unsichtbar an ihm vorüber ging, hätte er ihn um jene Gabe der Liebe gebeten, die die wahre Schönheit erzeugt, alsdann wäre er, getrieben von dem Verlangen und dem Bedürfnisse, sich rein zu wissen, und sofort gebadet in dem Blute des Lammes Gottes, welches der Welt Sünden trägt, von dem Schmutze befreit worden, welcher das Genie verdunkelt, von der Last, welche dessen Schwingen beschwert, von dem Falle, der sie zerbricht, von der Blindheit, die ihm verhüllt, was es in der Höhe und in ewiger Ferne geschaut.

Alsdann würde der geistige Duft Roms ganz und gar seine Seele durchwürzt und sie für immer mit balsamischem Wohlgeruche erfüllt haben, der geheimnißvolle Geist Roms würde in ihr, wie in der christlichen Seele Mozarts, Ausdruck und Sprache gefunden haben. Es wären ihm nicht jene gebrochenen, oft unreinen, Zwitterlaute entschlüpft; der herrlichste Aufschwung, den er genommen, wäre nicht auf dem halben Wege zur Vollendung erlahmt.

Johann Wolfgang Göthe, Johann Wolfgang Mozart! In diesen beiden Menschen hat Rom zwei der größten Werke moderner Kunst, bevor diese geschaffen waren, an sich vorüber gehen sehen: Don Juan und Faust; und der geistige Duft Roms durchweht beide — in Don Juan jener der Innenseite, in Faust jener der Außenseite Roms.

Bei der Conception ihres Werkes standen Göthe und Mozart demselben Feinde gegenüber und beide haben ihn besiegt. Mozart, das gelehrige Kind der Kirche, hatte ihn vor sich, außerhalb seiner selbst; Göthe, das widerspenstige Kind, sah ihn im eigenen Herzen sich erheben.

Und vielleicht bestätigt der unvollständige Sieg Göthes noch mehr jene unwiderstehliche Macht der wahren und lebendigen Schönheit; denn Göthe beugte sich vor ihr trotz der feindseligen Geringschätzung, die er im Herzen trug. Mozart brauchte nur seiner begeisterten Liebe zu gehorchen.

Mozart erhält von einem platten Librettoschreiber einen Helden, der das Urbild gemeiner Schändlichkeit ist, versunken im Schlamme des Lasters, ganz außer dem Bereiche der göttlichen Barmherzigkeit. Aber er hat den heiligen Liedern der Kirche gelauscht; er schaut mit klarem Taubenauge, und verklärt das verworfene Fleisch. Er legt eine Seele hinein, er leiht ihm Töne, welche den Zorn entwaffnen; und, um die ewigen Gesetze der Schönheit ganz unversehrt und aufrecht zu erhalten, stellt er neben Don Juan

Donna Elvira, die durch ihn duldet und für ihn betet.

Und da selbst der Stein gegen den Elenden laut die Stimme erhebt, und die Mächte des Abgrunds gegen ihn aufruft, dringt mitten durch das Geheul der Hölle, die nach ihrer Beute lechzt, zu dem Ohre Aller, welche die Physiognomie eines Charakters zu erfassen wissen, Aller, welche die Sprache der Seele verstehen, Elvirens triumphirendes Flehen vor dem Throne Gottes.

Der schändliche Don Juan des Verfassers des Libretto, der gemeine Wüstling, kehrt in den Koth zurück, woraus er geformt; aber die Schöpfung des wahren Dichters, Mozarts Don Juan, schüttelt die schmutzige Hülle ab, schwingt sich voll Adel auf zur büßenden Reue, und die Thränen beleidigter Liebe zeigen ihm den Weg. Dort begegnen sich Mozart und Göthe in der geistigen Atmosphäre Roms.

Göthe war nicht genöthigt, den Gegenstand seiner Dichtung aus unbequemen Händen anzunehmen; er war frei, und verstand es herrlich, den Adel zu bewahren, selbst in den Verirrungen seines Helden. Welche Größe zeigt Faust, wo er mit stolzer Verachtung die menschliche Wissenschaft niederschmettert, und das Prinzip des modernen Irrthums, die freie Forschung, dieses unwürdige Spielzeug des denkenden Wesens, zertrümmert! Welche Rührung, welche heilige Schauer kommen über ihn, wie fließen seine Thränen bei dem Klange der Osterglocken!

Das ist der wahrhaftige Faust, der Typus des Menschengeistes, der seinen wunderbaren und doch so ohnmächtigen Kräften überlassen ist; das sind die schönen Trümmer der Krone der Schöpfung, voll Stolz, voll Ironie, voll von einem Verlangen, das größer ist, als das Geschöpf selbst, und in der Tiefe der Seele der Keim der Liebe, das heißt der Demuth. Aber Göthe, der Sohn des Protestantismus, war diesem tiefen, herrlichen Gedanken nicht gewachsen. Er verdarb ihn, er verunstaltete ihn.

Er löscht auf Faustens Stirne das Siegel der geistigen Größe und macht ihn, nicht Mozartens Don Juan, sondern dem Don Juan des Librettisten ähnlich; er zieht ihn in den tiefsten Abgrund der Schande, er schleudert ihn dem Heidenthume in die Arme und macht ihn zum Gotteslästerer in Gedanken, Worten und Werken; endlich, um die Schmach voll zu machen, verwandelt er ihn, einen Nationalöconomisten, in einen industriellen Unternehmer, einen Philanthropen!

Man könnte sagen, daß Göthe, der gleichsam durch das Gesetz der Kunst, das ihn anwies, die Schönheit aufzusuchen, gezwungen war, in Margarethen katholisch zu sein, nun auch, selbst auf Kosten der Kunst, dem Hasse des Unglaubens genug thun will. Man könnte sagen, daß er, um an dieser zudringlichen Schönheit, die ihn erschauern und weinen gemacht, Rache zu nehmen, um sich zu rächen für die Thränen und das Opfer Margarethens, mit einer gewissen Lust Faust's erhabensten Aufschwung in den

Koth herabzieht, und dieser Aufschwung ist doch, seinem innersten Wesen nach, nichts Anderes, als die heilige Ahnung des Glaubens, der Demuth und der Liebe.

Aber plötzlich triumphirt in dem Herzen des Dichters der siegreiche Instinkt der Schönheit über den Haß gegen die Wahrheit. Mit einem Striche verwischt er den Wüstling, den Heiden, den Philanthropen; alles Häßliche verschwindet wie die Ausgeburt eines wüsten Traumes und Göthe, wie erwacht am lichten Tage, hält nur den Faust fest, für welchen die sterbende Margarethe gebetet hat. Dieser Faust ist Mozarts Don Juan.

Wer weiß? Als Göthe am Abende jenes Tages, den er nicht benützte und den er nicht vergessen sollte, den heiligen Vater vorüber gehen sah und fühlte, daß der vollendeten Schönheit der Stadt und des Tempels nichts mehr mangelte, — wer weiß, ob nicht damals unter der Riesenwölbung jener geweihten Stätte einige der erhabenen Tongedanken, die das Kind hier aufnahm, das Mozart werden sollte, in dem Herzen des Mannes wiederhallten, der Werther geschrieben hatte und Margaretha und Mignon schaffen sollte?

Wer weiß, ob jene Melodieen, welche die Lösung Don Juans herbeiführen sollten, Göthe'n nicht die Lösung Fausts unwiderstehlich aufdrängten: Die Vermählung der Erkenntniß mit der Liebe, die auf den Flügeln der Buße zum Himmel getragen und

durch die Hände Derjenigen, die ohne Sünde empfangen ward, Gott dargebracht werden?

Johann Wolfgang Göthe, Johann Wolfang Mozart! Dieses Deutschland, welches zu gleicher Zeit solche Männer gebar, wie groß würde es sein, wenn es ganz der Wahrheit angehörte!

Mozart's Genie ist übrigens lichtvoller und reifer, als das Göthe's. In der heiligen Taufe hatte Mozart den Namen Chrysostomus erhalten. Er hat ihn sich bewahrt; er ist der Goldmund.

Ende des ersten Bandes.

durch die Hände Derjenigen, die ohne Sünde empfangen ward, Gott dargebracht werden?

Johann Wolfgang Göthe, Johann Wolfang Mozart! Dieses Deutschland, welches zu gleicher Zeit solche Männer gebar, wie groß würde es sein, wenn es ganz der Wahrheit angehörte!

Mozart's Genie ist übrigens lichtvoller und reifer, als das Göthe's. In der heiligen Taufe hatte Mozart den Namen Chrysostomus erhalten. Er hat ihn sich bewahrt; er ist der Goldmund.

Ende des ersten Bandes.